Daniel Girtanner von St. Gallen Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis

ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung
in der Schweiz in der 2. Hälfte des
XVIII. Jahrhunderts

Dissertation

zur
Erlangung der Doktorwürde
der philologisch-historischen Abteilung
der philosophischen Fakultät der
Universität Basel

vorgelegt von

Samuel Voellmy
von Basel

St. Gallen 1928.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546714_0065

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Daniel Girtanner von St. Gallen Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis

ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in der Schweiz in der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts

---

Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der philologisch-historischen Abteilung

der philosophischen Fakultät der

Universität Basel

vorgelegt von

Samuel Voellmy

von Basel

St. Gallen 1928.

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren Dr. E. Dürr und Dr. H. Bächtold.

Basel, den 30. Juni 1927

Prof. Dr. P. Häberlin
Dekan.

Die Buchausgabe dieser Dissertation erschien in gleichem Umfange im
Verlag der Fehr'schen Buchhandlung
in St. Gallen.

I.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist eine Ergänzung zu des Verfassers Buch „Ulrich Bräker, ein Kultur- und Charakterbild aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts", Seldwylaverlag Zürich, 1923 (jetzt Grethlein), bildet aber ein geschlossenes Ganzes für sich.

Eine Frage wird darin aufgeworfen und zu beantworten versucht: Woher kommt es, daß Bräker sich in seiner zweiten Lebensperiode religiös und damit auch geistig, also weltanschaulich so stark gewandelt hat?

Wohl zeigte sich schon bei der Ausarbeitung jenes Lebensbildes diese auffallende Wandlung vom asketischen Pietismus zur natürlichen, d. h. zur Vernunftreligion der Aufklärung. Doch mußte die Aufhellung eines geistesgeschichtlich so interessanten Vorganges bei einem ungelehrten Laien des XVIII. Jahrhunderts dieser besonderen Studie vorbehalten bleiben. Es galt zu versuchen, Bräker aus seiner Isolierung herauszuheben, in einen größeren Zusammenhang hineinzustellen, um ihn von der allgemeinen geistigen Lage seiner Zeit aus zu verstehen.

Einen frischen Antrieb zu dieser Aufgabe erhielt der Verfasser, als durch gütige Vermittlung des Herrn Gemeindeammann N ä f in Oberuzwil (St. Gallen) die bisher von unserem Interesse aus noch nie beachteten handschriftlichen Tagebücher eines feingebildeten St. Gallers in seine Hände kamen: des Bankherrn D a n i e l G i r t a n n e r. Sein intimes Verhältnis zu Bräker stellt letzteren mit einem Schlage in ein geistig reges St. Galler Milieu hinein und beleuchtet in stark erhellender Weise das Wesen und Streben des Freundes aus einer sehr wünschenswerten Entfernung. Wenn sich dabei noch herausstellt, daß dieser kleine, man möchte fast sagen scheue Kreis

der St. Galler Aufklärer vereinzelte Beziehungen unterhielt zu bekannten Gestalten aus geistigen Kulturzentren der Schweiz, z. B. Zürich und Luzern, so dürfte der Versuch gerechtfertigt sein, mit der Darstellung von Girtanners Persönlichkeit und seinem Freundeskreis vor 1798 einen Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in St. Gallen zu leisten. Dabei wurde zwei Gesellschaften besondere Aufmerksamkeit geschenkt, in denen die humanen Bestrebungen des Aufklärertums eifrig gepflegt worden sind: Nach der literarischen Seite mehr in der 1789 entstandenen „Literarischen Gesellschaft", nach der sozialen mehr in der Gesellschaft der „Freunde des Guten". Auf diesem breiteren Hintergrunde heben sich die beiden wichtigsten Gestalten, Girtanner und Bräker, um so deutlicher ab.

Girtanner mußte in den Vordergrund gerückt werden. Denn es handelt sich in dieser Darstellung vor allem darum, ein Stück geistiger Kultur aus dem St. Gallen unmittelbar vor der Revolution herauszuarbeiten. Dafür sind dieses Mannes Tagebücher eine beachtenswerte Quelle. Darin führt ein sonst durch keine besonderen Leistungen sich auszeichnender Mensch, ohne Nebenabsicht, rein nur als Rechenschaft für sich, in gewissem Sinne Buchhaltung über seine geistigen Bedürfnisse und seelische Lage. Es handelt sich ihm um ein neues religiös-ethisches Ideal, um das Humanitätsideal der Aufklärungsreligion, welches Girtanner mit einem Kreis von Gleichgesinnten und Gleichstrebenden in Gegensatz zu derjenigen Theologie brachte, die als kirchlich anerkannte Lehre in St. Gallen fast bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts von den Kanzeln verkündigt worden ist: In Gegensatz zum kirchlichen Pietismus und zur alten Orthodoxie. Auch dürfte es wertvoll sein, einmal aus Selbstzeugnissen die Einstellung eines nicht wissenschaftlich gebildeten Laien aus der Kaufmannschaft zur geistigen Kultur seiner Zeit zu erfahren. So erweitert sich diese Darstellung zu einem geistesgeschichtlichen Kulturbild der Stadt St. Gallen.

Um Vollständigkeit kann es sich nicht handeln. Die religiös-kirchliche Lage mußte begrifflich gefaßt werden. Das wäre ohne die grundlegende Arbeit Wernles in seinem Werke „Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert" für einen Laien in theologischen Dingen, wie der Verfasser dieses Buches einer ist, mindestens ein gewagtes Unternehmen gewesen. Er fühlt sich deshalb dem genannten Kirchenhistoriker

zu großem Dank verpflichtet, daß er ihm immer neue Anregung und Mut zu dieser Studie gegeben hat und für den allgemeinen Teil die Bausteine lieferte.

Nicht möglich war es, in diese St. Galler Aufklärungsbewegung auch das Stift St. Gallen einzubeziehen. Eine Anfrage bei der Stiftsbibliothek wurde dahin beantwortet, daß sich aus begreiflichen Gründen Beziehungen der Konventualen zu den Aufklärerkreisen der Stadt nicht nachweisen lassen. Dagegen verdanken wir Girtanners Tagebüchern die Hinweise auf seine Freunde. Wenn unter diesen Ulrich Bräker aus dem Toggenburg den Vorrang hat und ihm eine breitere Darstellung gewidmet wird als anderen, so hat das seinen Grund darin, daß bei ihm die radikale Wandlung vom strengsten Pietismus zur natürlichen Religion der Aufklärer aus den Tagebüchern des Mannes klar gezeigt werden kann. Diese Wandlung ist erfolgt, bevor Bräker Girtanner kennen lernte. Der Umgang mit dem St. Galler Freund hat ihn aber in seinen letzten Lebensjahren in dieser religiösen Wendung gehalten, wo nicht gar gestärkt. Der Hauptteil der Arbeit erstreckt sich aber, wie gesagt, auf einen kleinen Aufklärerkreis in der Stadt St. Gallen. Girtanner wird für diesen Zweck in den Mittelpunkt gerückt. Der Verfasser sah sich vor die Aufgabe gestellt, den umfangreichen, wahllos tagtäglich niedergeschriebenen Inhalt der Tagebücher von 1785—1798 nach dem bestimmten Ziel des Themas zu sichten und einzuordnen. Nicht alles wurde verwertet; nur eine Auslese des Wichtigsten und Zweckdienlichsten war zu treffen. Es konnte aber auch nicht als ein rein chronologisches Gemengsel von Tageseindrücken wiedergegeben werden, indem, wie es die Tagebücher bringen, bald die Familienverhältnisse, bald das Geschäft, bald die Korrespondenz, bald die moralische Selbstbespiegelung, dann wieder die Zeitgeschichte und die Politik, die Literatur und Musik, die wissenschaftlichen und sozialen Fragen berührt sind: Aller Stoff hat dem organischen Bau eines Ganzen eingeordnet zu dienen, der geistigen Persönlichkeit Daniel Girtanners. Wie er als Kaufmann gewohnt war, Buch zu führen, so teilte er auch, wenigstens in den ersten Jahren, diese Privattagebücher in Konti ein. Da gibt es, um einige zu nennen, etwa ein Konto „Selbstgedachtes", „Besuche gemacht", „Briefe geschrieben", „Ausgaben für den Offiziersdienst bei der Reuterkompagnie", „Über mich selber nachgedacht", „Gelesenes", u. a. In feinen kleinen Schrift-

zügen, nicht immer leicht lesbar, wird Blatt um Blatt eng beschrieben, eine kaufmännisch sparsame Ausnützung des Papieres!

Der Verfasser hofft, daß die Komposition dazu beitrage, seiner Studie einen geschlossenen Charakter zu geben, ohne daß den Tagebüchern Gewalt angetan worden wäre. Zum Schlusse dankt er allen herzlich, welche seine Forschungen mit ihrer Sympathie begleitet oder durch wertvolle Anregungen helfend gefördert haben: Vor allem der letzten direkten Nachkommin Daniel Girtanners, seiner Urenkelin Frau Thomann-Girtanner in St. Gallen, welche die Tagebücher zur ausgiebigen Benützung gütigst überlassen hat. Dann der tit. Bibliothekverwaltung der „Vadiana St. Gallen" für die freundliche Erlaubnis, das Hauptbuch der Gesellschaft der „Freunde des Guten" zu verarbeiten. Wertvolle Anregungen und Ratschläge verdankt der Verfasser Herrn Prof. Dr. E. Dürr, Basel. Zu Dank verpflichtet fühlt er sich auch Herrn Bibliothekar Dr. Schwarber, Universitätsbibliothek Basel, dessen die politisch-nationale Seite der schweizerischen Aufklärung im XVIII. Jahrhundert umfassend darstellende Dissertation „Nationalbewußtsein und Nationalstaatsgedanken der Schweiz von 1700—1789" manchen Fingerzeig geben konnte.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich um die Drucklegung mit einem Beitrag an die Kosten die Otto Wetter-Jakob-Stiftung in St. Gallen. Auch ihr sei für die freundliche Förderung des Werkes warm gedankt!

Basel, im Winter 1927.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I.

Allgemeine Zustände in St. Gallen in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts

A. *Politische Verhältnisse* 1
B. *Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben* . . . 2
C. *Das kirchlich-religiöse Leben* 6
a) der alt-reformierte Geist 6
b) der Pietismus 10
c) der St. Galler Pietismus 11
d) Beginn der Aufklärung 14
e) die Aufklärung in St. Gallen 18

II.

Bankherr Daniel Girtanner aus St. Gallen, Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis

A. *Einleitung* 22
B. *Girtanners Leben. I. Periode: 1757—1798* 24
C. *Im Dienste des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens* . 36
a) Allgemeines 36
b) Offizier der Reuterkompagnie 42
c) Bibliothek- und Schulwesen 44
d) Die Rigi-Gesellschaft 46
e) Die Literarische Gesellschaft 48
f) Girtanner und die Gesellschaft der „Freunde des Guten“ (FDG) 55
1. Einleitung 55
2. Die Entstehung der Gesellschaft 57
3. Die Präsidialreden Dr. Wetters 59
4. Bestrebungen der FDG zur Verbesserung der Schulen 62
5. Weitere Bestrebungen zur Jugend- und Volksbelehrung 66
6. Gemeinnützige Arbeit der „Freunde“ 68
D. *Daniel Girtanners Freundschaft mit Ulrich Bräker* . . . 70
a) Einleitung 70
b) Ulrich Bräker und seine geistige Wandlung . . . 72
1. allgemeine Zustände im Toggenburg in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts 72

Seite

2. Ulrich Bräkers Jugendzeit 1735—1755 77
3. Als Garnhändler und Schriftsteller auf der Hochsteig bei Wattwil 78
Schicksale bis zum Lebensende 1798. 80
Anschluß an Füßli in Zürich und Girtanner in St. Gallen 82
4. Ulrich Bräkers religiös-geistige Art und Entwicklung in der I. Lebensperiode 1735—1775. . . . 86
Pietismus und Inspiration. 86
Die oft erwähnten Bücher der I. Periode, welche Bräker in seiner Lebensgeschichte vom Jahre 1789 und in seinen Tagebüchern von 1768 bis 1774 anführt. . 102
5. Bräkers II. religiöse Periode: Die Aufklärung 108
a) Die kirchliche Aufklärung im Toggenburg . . . 108
b) Der Beginn der religiösen Wandlung bei Bräker . 108
c) Der Einfluß der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig u. ihrer Bibliothek. Im Banne des „Sturm u. Drang“ 110
d) Bräker und Shakespeare. 111
Eigene dramatische Versuche. 112
e) Die oft erwähnten Bücher dieser II. Periode . . 117
6. Daniel Girtanners Selbstzeugnisse über seine Freundschaft mit Ulrich Bräker. 134
a) Allgemeines 134
b) Das Freundschaftsverhältnis 137

E. *Weitere Beziehungen Girtanners* 141
a) Gregorius Grob von Lichtensteig, Theologe, Haushofmeister in St. Gallen 141
b) Johann Ludwig Ambühl von Wattwil, Haushofmeister in Rheineck, Dichter und patriotischer Schriftsteller 148
c) Joh. Anton Sulzer, Dr. iur. utr., Obmann des Stiftes Kreuzlingen 156
d) Thaddäus Müller, Stadtpfarrer und Professor in Luzern, bekanntes Mitglied der Helvetischen Gesellschaft 166
e) Joh. Caspar Lavater aus Zürich 175
f) Andere oft genannte Freunde: Dr. Wetter, Dekan Peter Stähelin, Dr. Sulzer z. Adler in Winterthur, Vikar Voegeli, Felix Huber 181

III.

Daniel Girtanners geistige und seelische Lage

A. *Glaubens-, Erziehungs- und allgemeine Lebensfragen* . . 189
a) Religiosität: Girtanners Stellung zur Orthodoxie,

Seite

Pietismus, Kirche, Gebet, Abendmahl, Gottesbegriff, Dogma, Religionsunterricht, Katholizismus etc., Vernunftreligion, Moral und Tugendlehre, sozialer Sinn . . . 189
b) Bevorzugte Bücher religiösen, philosophischen, pädagogischen Inhaltes 204
B. *Girtanners Freude an der allgemein bildenden und schönen Literatur* 215
C. *Eigene literarische Versuche Girtanners* 222
D. *Girtanners Freude an der Musik* 225
E. *Das Naturgefühl* 229
a) Allgemeines 229
b) bei Ulrich Bräker 230
c) bei Gregor Grob 239
d) bei Daniel Girtanner 241
F. *Girtanners Stellung zu Politik und Geschichte im allgemeinen* 247
a) sein nationales, allgemeingeschichtliches und politisches Interesse 247
b) bevorzugte Bücher geschichtlichen und politischen Inhaltes 251
G. *Girtanners Stellung zur Zeitgeschichte:* 261
a) zur französischen Revolution im allgemeinen . . . 261
b) in bezug auf die Schweiz 262
c) seine Auffassung die gleiche wie die Ulrich Bräkers . 264
d) Aufzeichnungen Girtanners über die Wirkung der Revolution auf die Schweiz, auf die Stadt St. Gallen, 1792—1797 266
e) Das Jahr 1798 270

IV.

Schlußwort 282

Quellen- und Literaturverzeichnis.

I.

Handschriftliche Quellen.

1. Ulrich Bräker	„Tagebücher 1768—1798“	Mskrpt.	Vadiana St. Gallen
2. Ulrich Bräker	„Dramatisches“	„	ibid.
3. Ulrich Bräker	„Briefe an den Obmann H. H. Füßli“	„	Zentralbibl. Zürich
4. Daniel Girtanner	„Tagebücher bis 1798“	„	St. Galler Privatbesitz

II.

Literaturverzeichnis.

Afsprung, Joh. Michael	„Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft“	Leipzig	1784
von Arx, Ildefons	Geschichten des Kantons St. Gallen	St. Gallen	1813
Bräker, Ulrich	Etwas über William Shakespeare	Berlin	1911
Biese, Alfred	Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit	Leipzig	1892
Bächtold, Jakob	Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz	Frauenfeld	1892
Berlinische Monatsschrift	Herausgeg. v. Gedike und Biester		1790—93
Dierauer, Joh.	Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798, Neujahrsblatt für die St. gall. Jugend	St. Gallen	1899
Dierauer, Joh.	Die Toggenburgische Moralische Gesellschaft, Neujahrsblatt	St. Gallen	1913

Dierauer, Joh.	Müller-Friedberg	St. Gallen	1884
Dierauer, Joh.	Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, IV. Band	Gotha	1912
Fäßler, Oscar	Die St. Gallische Presse I. Teil, bis 1850. 66. Neujahrsblatt 1920	St. Gallen	1920
Franz, Joh. Friedrich	Kirchliche Nachrichten über die evangelischen Gemeinden Toggenburgs	Ebnat	1824
Füßli, Joh. Heinr.	Lebensgeschichte und natürliche Abentheuer des armen Mannes im Tockenburg	Zürich	1789
Finsler, G.	Zürich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh.	Zürich	1884
Grob, Gregor	Joh. Ludwig Ambühls Gedichte	St. Gallen	1813
Grob, Gregor	Die Schweizer auf dem Rigiberg	St. Gallen	1795—97
Hürlimann, Martin	Die Aufklärung in Zürich	Leipzig	1924
Hungerbühler, J. M.	Industriegeschichtliches über die Landschaft Toggenburg	St. Gallen	1852
Hartmann, Georg Leonhard	Geschichte der Stadt St. Gallen		1818
Huber, Felix	Gedichte, herausg. von Prof. P. Scheitlin	St. Gallen	1811
Jenaer Literaturzeitung	Allgemeine		1788—1800
Klaiber, Theodor	Die deutsche Selbstbiographie	Stuttgart	1921
Künstlerlexikon	Schweizer		
Linden, A.	Die Museumsgesellschaft in St. Gallen, Kälin	St. Gallen	1871
Leu, Hans Jakob	Schweiz. Lexikon, VIII. Teil	Zürich	1754
Leu-Holzhalb	Supplement dazu	Zürich	1787
Mörikofer, J. C.	Schweiz. Literatur des XVIII. Jahrh.	Leipzig	1861
Morel, Carl	Die Helvetische Gesellschaft	Winterthur	1863
Näf, August	Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen	St. Gallen	1867
Nef, K.	Die Collegia Musica i. d. deutsch. reform. Schweiz	St. Gallen	1897

Schlatter, Wilh.	Was Gott den Vätern war	St. Gallen	1918
Schöffler, Herbert	Das literar. Zürich 1700—1750	Leipzig	1925
Schwarber, Karl	Nationalbewußtsein und Nationalstaatsgedanken der Schweiz von 1700—1789. Phil. I. Diss.	Basel	1922
Schnorf, Hans	Sturm und Drang in der Schweiz. Schulthess	Zürich	1914
Strich, Fritz	Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit im Vergleich	Berlin	1922
Schmidt, Erich	Richardson, Rousseau und Goethe	Jena	1875
Schieß, Tr.	Geschichte der Stadt St. Gallen (in Felder, Heimatkunde I., S. 527)	St. Gallen	1916
Schieß, Tr., Salomon Schlatter u. Aug. Hardegger	Baudenkmäler der Stadt St. Gallen, Bd. I	St. Gallen	1922
Toggenburg	Geschichte der Landschaft, bearbeitet von einigen Togg. Lehrern	Lichtensteig	1878
Voellmy, Samuel G.	Ulrich Bräker, ein Kultur- u. Charakterbild aus der 2. Hälfte des XVIII. Jahrh.	Zürich	1923
Wernle, Paul	Der Schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrh., B. I—III, Mohr	Tübingen	1923—25
Wiget, Gustav	Beiträge zur Schulgeschichte des Kantons St. Gallen	Frauenfeld	1914
Wegelin, Karl	Geschichte des Toggenburgs	St. Gallen	1830
Wölfflin, Heinr.	Salomon Geßner, Huber	Frauenfeld	1889
Widmann, Max	Albrecht v. Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller	Biel	1894
Zürn, Ludwig	Der arme Mann im Toggenburg, neu herausgeg., mit Anmerkungen	Halle	1892

III.

Abkürzungen.

Wernle		Der Schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, 1923—1925, Bd. I—III.
Schieß	=	Geschichte der Stadt St. Gallen (in Felder Heimatkunde I).
Schwarber	=	Nationalbewußtsein und Nationalstaatsgedanken d. Schweiz von 1700—1789.
Voellmy	=	Der arme Mann im Toggenburg = Ulrich Bräker, Kultur- und Charakterbild aus der II. Hälfte des XVIII. Jahrh.
D. B.	=	Allgemeine deutsche Biographie.
A. L. Z.	=	Jenaer allgemeine Literaturzeitung.

Siehe oder vgl. S. bezieht sich auf die vorliegende Abhandlung.

I.

Allgemeine Zustände in St. Gallen in der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.

A. Politische Verhältnisse.

Die Stadt St. Gallen — das Ideal einer kleinen Republik! So preist einmal im XVIII. Jahrhundert ein Redner wohl etwas übertreibend, aber doch nicht ohne Grund, die Gallusstadt[1]).

Die Bürger freuten sich wohlgeordneter politischer Einrichtungen und Verhältnisse[2]). Nach außen stand St. Gallen als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft in geachteter Stellung da. Es wurde, wie sein mächtiger geistlicher Nachbar, die Fürstabtei, zu den Tagsatzungen eingeladen und besaß in den Beratungen über eidgenössische Angelegenheiten Sitz und Stimme. Nach innen ruhte das Staatswesen auf einer Verfassung von überwiegend demokratischem Charakter. Die Leitung lag fast ganz in den Händen der Zünfte, des bürgerlichen Gewerbestandes. Nie war es den vornehmen, alteingesessenen oder durch Handel reich gewordenen Familien, die in der Gesellschaft „zum Notenstein" vereinigt waren, gelungen, irgend welche politischen Vorrechte zur Tradition werden zu lassen. Ihr Anteil an der städtischen Regierung war ein beschränkter. Die leitenden Behörden, der Kleine und der Große Rat, gingen fast ganz aus der direkten oder indirekten Wahl der Zünfte hervor. Der Kleine Rat, welcher die täglich laufenden Geschäfte besorgte, zählte 24 Mitglieder. Er wurde durch 66 Zuzüger aus den 6 Zünften, also je 11 und darum die Elfer genannt, zu dem

[1]) Der italienische Sprachmeister Giovanni Antonio Novelli, genannt Pazzaglia, von Genua, 1708—1710 in St. Gallen. Siehe Schieß „Geschichte der Stadt St. Gallen", S. 527 (in Felder, Heimatkunde).

[2]) Dierauer, Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798, Neujahrsbl. 1899, St. Gallen S. 3 f. — Leu, Schweizerisches Lexicon, VIII. Teil, S. 130 ff.

90 Köpfe zählenden Großen Rat erweitert. Dieser entschied mit souveräner Autorität über alle wichtigeren Fragen der inneren und der äußeren Politik. Er war oberste richterliche Instanz und gesetzgebende Behörde zugleich, er nahm die Wahlen der zahlreichen Beamten vor und überwachte durch eine pedantisch genau festgelegte Rechenschaftsordnung ihre Tätigkeit. Behörden gab es in der nur wenig über 8000 Einwohner zählenden Republik, von den beiden Räten abgesehen, in fast übergroßer Zahl, im ganzen über 500 Ämter und Bedienungen, deren Inhaber beim Beginn jedes neuen Amtsjahres am großen Schwörtag den Eid der Treue leisten mußten. Aber der Bürger fühlte sich geborgen in dem Bewußtsein, daß von den Stadtvätern zu seinem Besten getan wurde, was getan werden konnte. Die städtischen Finanzen reichten auch noch für manches soziale Werk an armen und kranken Bürgern. Von ängstlichen Sparmaßnahmen wußte man nichts. Man konnte auch die Schule und die Kirche reichlich bedenken. Für die intelligenten Söhne der Bürger unterhielt die kleine Stadt nicht nur Elementarschule und Gymnasium. Am Anfang des Jahrhunderts war sogar noch ein Gelehrten-Kollegium als eine philosophische und theologische Akademie gegründet worden.

Das Territorium der Stadt selbst maß in die Länge und in die Breite nicht mehr als je eine halbe Stunde. Ein starker Mauergürtel, mit mehreren trotzigen, hochgebauten Tortürmen machte sie wehrhaft. Den militärischen Schutz besorgten um das Jahr 1790[3]): eine Grenadierkompagnie zu Pferd, 60 Mann, eine Grenadierkompagnie zu Fuß, 120 Mann, drei Ausschußfahnen zu je 150 Mann. Die älteren Leute bildeten den Landsturm. Ferner waren an Artillerie jedem Fahnen zwei Feldgeschütze zugeteilt mit 20 Kanonieren; zu den Geschützen der Bollwerke waren 100 Mann und 80 Konstabler eingeteilt. Im Ganzen waren es etwa 1000 Mann, das Offizierskorps inbegriffen.

B. Das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben.

Hinter diesen Mauern nun wickelte sich ein wirtschaftlich, gesellschaftlich und geistig reges Leben ab[4]).

[3]) A. Näf, Chronik der Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen, 1867 S. 537. — Tr. Schieß, Baudenkmäler der Stadt Gallen, S. 53.
[4]) Vgl. St. Galler Heimatkunde, herausgeg. v. Felder, Bd. I, S. 533.

Die Stadt St. Gallen war für das äbtische Gebiet der nächsten Umgebung, sowie für den oberen Thurgau und das Appenzellerland der gegebene Marktplatz. Aber sie war auch schon seit dem frühen Mittelalter ein bedeutender Industrie- und Handelsplatz. Die Fabrikation und der Export der berühmten St. Galler Leinwand blühte Jahrhunderte hindurch und konnte lange Zeit von keiner ernsthaften Konkurrenz eingeengt werden. Die Führung des gesellschaftlichen und werktätigen Lebens hatte eine geschäftstüchtige, auch allgemein feingebildete und weltgewandte Kaufmannschaft inne. Rege Handelsbeziehungen wurden unterhalten mit allen angrenzenden Ländern, besonders lebhafte mit Italien und Frankreich. Die Lyoner Messe war ein Hauptmarkt für die St. Galler Produkte. Mailand, Como, Cremona und auch spanische Städte wurden damit versorgt.

Im XVIII. Jahrh. hielt die Baumwollindustrie ihren Einzug. Um die Mitte des Jahrhunderts nimmt die Fabrikation von geblümter, glatter und gestreifter Leinwand, ferner von Mousseline, die Einrichtung von Appreturen und Mousseline-Stickereien zu, sodaß 1773 von den St. Gallischen Kaufleuten, außer den Leinen-, Barchent- und Kölschwebern, in der Stickerei allein täglich 6000 Personen im weiten Umkreise beschäftigt wurden. Auch der Baumwollgarnhandel war so schwunghaft, daß der darauf gelegte Zoll für die Stadt eine beträchtliche Einnahme bildete. Bank- und Wechselgeschäfte regelten den Geldverkehr, und ein wohlorganisierter Botendienst sorgte für die Übermittelung der Briefe und Waren.

Die Stadt stand im Mittelpunkte dieser blühenden Industrie, welche naturgemäß auch einer reichen gewerblichen Tätigkeit rief und so einem tüchtigen und angesehenen Handwerkerstand Arbeit und Verdienstquelle war. Ein frisches, unternehmungsfreudiges Leben pulsierte. Alles arbeitete und suchte das Dasein erfreulich und sicher zu gestalten. Die Berührung aber mit den Weltmärkten des Handels machte den Blick des St. Galler Kaufmannes weit und hell, und dadurch wurde auch der Boden dieser Stadt durchaus aufnahmefähig für die Ideen und die politischen Formen des Zeitalters der Aufklärung[5]).

[5]) Vgl. Näf, Chronik S. 438, 449 ff.

Das gesellschaftliche Leben spielte sich in einfachem Rahmen ab. Von Alters her bestanden die zünftischen oder korporativen Einrichtungen und die familiären Verbindungen. Unter letzteren sind originelle Zusammenkünfte der Anwohner einer Gasse zu erwähnen, wovon Girtanner im Tagebuch vom 20. August 1794 zu schildern weiß: „. . . . Abends 4 Uhr spazierte ich mit meiner Gemahlin nach dem sogenannten „Altvater" bei Feld, wo die an der Schmiedgasse wohnenden Männer und Frauen, in allem 45 Personen, den Abend bis nach 8 Uhr ehrbar und steif zubrachten. Dergleichen bürgerlichen Zusammenkünfte könnten angenehm werden, wenn sie so oft geschehen, daß man sich aneinander gewöhnen würde und solche Einrichtung bekämen, daß eine gewisse Intimität unter den Nachbaren entstünde. Jetzt aber beweisen sie nur die entsetzliche Rohigkeit des gemeinen Standes, den Stolz derer, die irgend ein obrigkeitliches Amt haben, die Fortdauer der unsittlichen Gewohnheit, Pasteten und Würste in die Tasche zu schieben, die Verlegenheit derer, welche gern ein vernünftiges Wort sprechen würden. Letztere haben keine andere Wahl, als im größten Silentio ihr Pfeifgen zu sich zu nehmen und zu gähnen. Statt bürgerlicher Gleichheit erblickt der unbefangene Beobachter den Spiegel der auffallendsten physischen und moralischen Ungleichheit. Die Wildesten geben den Ton an, und die Gebildeten müssen schweigen."

Schmeichelhaft klingt ja nun allerdings diese Beurteilung gesellschaftlichen Lebens aus Alt-St. Gallen, am Ende des Jahrhunderts, nicht. Im allgemeinen aber mag doch die Schilderung von einer gewissen Spießbürgerlichkeit in den unteren und in den oberen Schichten zutreffen. Doch gab es auch hier nun Kreise, in denen die nach höheren geistigen Bedürfnissen Strebenden das fanden, was sie suchten: Die Berührung und Auseinandersetzung mit Kunst und Wissenschaft, mit der Politik und Zeitgeschichte, mit literarischen, theologisch-philosophischen und besonders auch sozialen Fragen. Neben den gewerblichen Zünften hatten auch die Industrie- und Handelsherren ihre eigenen geschlossenen gesellschaftlichen Kreise. In den blühenden Handelsstädten der Niederlande, Frankreichs und Italiens schlossen sich die jungen St. Galler Kaufleute in ihren Wanderjahren den feinen gesellschaftlichen Zirkeln an. In die Heimat zurückgekehrt, fanden sie Gefallen an ähnlichen Grün-

dungen. Ein sogenannter Club, Cercle, auch das Kasino, später die „Gesellschaft zum Verein" genannt, bot den Handelsherren und andern Männern von einer höheren sozialen Stellung, Ärzten, Staatsbeamten die Vorteile einer engeren geselligen Verbindung[6]).

Lange Zeit bestanden in St. Gallen auch zwei Kollegia Musica, angesehene Vereinigungen musikliebender Männer[7]). Das eine war 1620, das andere 1659 gegründet worden. Dem ersteren, das seit 1666 ein eigenes Haus am Bohl besaß, gehörten immer viel Gelehrte als Mitglieder an, Rechtsgelehrte und Mediziner, auch viele Pfarrherren, insofern als die Gymnasiallehrer jener Zeit meist aus dem geistlichen Stande waren. Die zweite Gesellschaft übte in einem vom Rate angewiesenen Gewölbe der St. Magnikirche und setzte sich aus Handwerkern und Kaufleuten zusammen.

In dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts wurde eine ganze Reihe von neuen Gesellschaften Saatfeld und Hort für die fruchtbarsten Ideen der Aufklärung. Die Anschauungen der Aufklärertheologie, Philosophie und Literatur und damit eine neue Einstellung zu Staat und Volk, zu politischen und sozialen Fragen wurden auch in der Ostschweiz aus solchen Bildungsvereinen in die Öffentlichkeit getragen, erst allmählich und mit äußerster Vorsicht allerdings! Solchen Vereinigungen Gleichgesinnter werden wir unser besonderes Augenmerk widmen müssen. Denn in ihnen ist die geistige Heimat Daniel Girtanners zu finden. Wenigstens hat er dort Anregungen geholt und sich sein Ideal der Humanität ins helle Licht gerückt. Wir hören um diese Zeit viel von einer Bibliothek-Gesellschaft, von der Gesellschaft von „Freunden der Wahrheit". Ganz besonders aber kommt für uns in Betracht die Gesellschaft der „Freunde des Guten", welcher Girtanner als einem Kreis feingesinnter Männer jahrelang angehörte. Auch die „Literarische Gesellschaft", unter deren Gründer und Führer er zählte, wird zu berücksichtigen sein.

6) Siehe A. Linden, Die Museumsgesellschaft in St. Gallen, 1871, S. 4.

7) Siehe K. Nef, Die Kollegia musica in der deutsch-reformierten Schweiz. S. 128 ff.

C. Das kirchlich-religiöse Leben.

Da es sich bei unserer Arbeit um einen Beitrag zur St. Galler Aufklärung handelt, die ja besonders in einem Wandel der religiösen Anschauungen und demzufolge in einer anderen Einstellung zur Kirche, ihren Auffassungen und Formen, sich auswirkte, rechtfertigt sich ein umfassenderer Überblick auf die alten Verhältnisse und auf die Vorboten der neuen innerhalb der protestantischen Kirche des alten St. Gallens. Wir stützen uns dabei auf Wernles „Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrh.", welches Werk die Spuren der Entwicklung und Wandlung von der alten Orthodoxie zur Aufklärung auch in der Ostschweiz nach Möglichkeit aufzudecken sucht. Manches dort Vorgebrachte wird in dem Hauptteil unserer Arbeit nicht nur erhärtet und belegt, sondern auch in gewissem Sinne ergänzt und um neues Material erweitert, besonders was die Aufklärung anbelangt.

a) Der alt-reformierte Geist[8]).

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die allgemeinen Grundzüge des alt-reformierten Geistes, wie er auch von den St. Galler Kanzeln aus, und zwar hier, im Gegensatz etwa zu Zürich und Genf, bis tief in das Jahrhundert hinein, die offizielle öffentliche religiöse Verkündigung bedeutete.

Noch ist die Religion nicht eine Privatangelegenheit, sondern Staats-Bürgersache. Der Anfang des Jahrhunderts fällt in die Zeit des schärfsten Bekenntniszwanges, charakterisiert durch die Begriffe Orthodoxie und Orthodoxismus. Religion und Theologie werden gern für das Gleiche genommen. Im ganzen theologischen Betrieb der Professoren und Pfarrer herrscht ein gesteigerter Intellektualismus und Dogmatismus vor. „Der Glaube gilt als ein Wissen der Wahrheiten, welche nicht durch die Vernunft, sondern durch die Offenbarung in der Bibel uns gewiß werden, und dies Wissen läßt sich in scharfe Definitionen und Glaubenssätze formulieren, von denen kein Begriff abgebrochen oder falsch verstanden werden darf."

Aber es findet sich in dieser Zeit noch ein gelebtes refor-

[8]) Wernle Bd. I, S. 90 ff.

miertes Christentum, das einfacher und wärmer aus den Erbauungsbüchern spricht! Ein Bibelchristentum der Pfarrer und Laien, dem die Bibel wahrhaftig kein menschliches Buch ist, sie ist ihm Gottes Wort! Noch waltet der persönliche Gott, kein begrifflicher, sondern einer, der sich offenbart, der eingreift, der zürnt und straft. Das ist ein Hauptmerkmal der Zeit, der unbedingte Autoritäts- und Offenbarungsglaube! Gott ist eine selbstverständliche Voraussetzung, an der nicht gedeutelt, über die nicht philosophiert und spekuliert wird. Dem sich anbahnenden Vernunftglauben des fortschreitenden XVIII. Jahrhunderts bleibt es vorbehalten, dem Glauben Prolegomena über Gott, Religion und Bibel voranzustellen.

Man wird mit der größten Achtung, ja Bewunderung auf eine Zeit blicken müssen, welche noch ohne Vorbehalte den absoluten Gott in das Zentrum des Lebens und Glaubens zu stellen wagte und mannhaft für das private und öffentliche Leben immer wieder daraus die Konsequenzen zu ziehen sich redlich bemühte. Darin wirkte das Erbe der Reformation noch ungeschmälert fort und auch in dem glaubensvollen Vertrauen auf die Gnade und die Vergebung der Sünden durch den Kreuzestod Christi. Eine uneingeschränkte Liebe zu diesem Gott und eine wahre Gottesfurcht sind die Voraussetzungen der christlichen Lebensführung. Klar und entschieden werden die Folgerungen daraus gezogen: ein schlichter Pflichtgehorsam Gott gegenüber, ein Ernstmachen mit den absoluten Forderungen des Gewissens in allen Lebenslagen, in der eigenen Lebensauffassung und in dem Verkehr mit den Mitmenschen. „Von Gott aus gesehen ein dürftiges menschliches Ideal! Es fehlt alles Feinere, es fehlen alle Gemütswerte, alles Verständnis des Persönlichkeitsideals, auch alle Kulturethik, alle Hingabe an Kunst und Wissenschaft. Aber diese Ethik gibt das Elementare, das, wovon man schließlich miteinander lebt .... Gott lieben von ganzem Herzen, aus allen Kräften, mit ganzem Gemüt, das ist die Bestimmung unseres Lebens“[9]). Der Mensch klein — Gott groß, der Mensch nichts — Gott alles! Alles zur Ehre Gottes, alles ein Geschenk seiner Gnade, nichts aus eigener Kraft. Eine ungeheure Distanz zwischen dem absoluten Gott und dem relativen Menschen. Eine Nichtswürdigkeit des Men-

[9]) Wernle Bd. I, S. 95.

schen von brutalster Selbstverständlichkeit. Daher bei den ehrlich Ringenden und ganz aufrichtig der göttlichen Weisung Folgenden die niederschmetternde Erfahrung: es geht nicht vorwärts! Mit dem besten Willen, mit der größten Anstrengung kommen wir nicht an das Ziel unserer Sehnsucht, zur Vollkommenheit, zum ganzen Frieden, zum wirklichen Sieg über unser eigenes Ich. Je größer die Klarheit über das, was nach Gottes Willen sein sollte, umso geringer die Möglichkeit, einmal aus eigener Anstrengung diesem Willen gerecht werden zu können! Und doch wiederum keine Möglichkeit, dem Ruf Gottes aus dem Wege zu gehen. Ein übermächtiger Zwang, diesem Gott stillezuhalten und Gehorsam zu schenken! Da bricht die ganze Gewissensnot der Reformatoren durch und findet nur einen Ausweg: den Weg des Glaubens und Vertrauens auf die göttliche Gnade, an der man sich genügen lassen muß. Aus dieser unbedingten Hingabe an Gottes Eingreifen und Wirken wird der göttlichen Kraft ein Weg zu uns schwachen Menschen frei. Nun kann all unser Tun erst ein Dienen werden, nun wird es uns aber auch in reichem Maße geschenkt, im Dienste Gottes in dieser Welt zum Segen unserer Brüder zu leben und zu wirken. Denn diese alt-reformierte Frömmigkeit, wo sie im Sinn und Geist der Reformatoren sich auswirkt, ist alles eher als ein bequemer Quietismus, wo der Mensch sich zur Ruhe setzt, weil Gott es ja tun wird!

Solange nun dieses radikale Schuldgefühl, dieses Eingeständnis des persönlichen Ungenügens gegenüber den göttlichen absoluten Maßstäben inbezug auf die Gewissensforderungen, wirklich erlebt und aus den ehrlichen Versuchen, das Ideal zu erreichen, erfahren worden ist, solange darf man nicht gerade in diesem Punkte des orthodoxen Glaubens eine Schwäche erblicken. Eine Schwäche aber wird es, und kein kleiner Angriffspunkt, sobald das Dogma von der Erbsünde und von dem stellvertretenden Leiden Christi das Primäre bedeutet, aus welchen Glaubens s ä t z e n des alten orthodoxen Systemes auf die Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen vielfach s e k u n d ä r gefolgert wurde: Es ist nun einmal so von Adam her, es muß ja wohl so sein und bleiben, sonst verlören die beiden Kerndogmen ihre reale Unterlage, und ich kann mich ja auch mit der Tatsache der Erlösung beruhigen, Gott hat es auch für mich geschehen lassen — — —

solche Gedankengänge mußten aufkommen, sobald das Dogma an die Stelle des persönlichen Ernstmachens, um zur innersten Erfahrung durchzubrechen, gerückt wurde. Das mußte zu der bekannten Verknöcherung der alten Orthodoxie führen und den Gegenströmungen zwangsläufig rufen, zunächst denjenigen, welche ebenfalls noch ihr christliches Leben auf den Grundpfeilern von Glauben und Offenbarung aufbauen wollten: Dem Pietismus in seinen beiden Formen, dem kirchlichen und dem separatistischen, bis zum äußersten Extrem der sogenannten Inspirierten.

Ein anderes aber, das man an der alten Orthodoxie wohl auch als eine Angriffsfläche bezeichnen muß, um nicht von einer Schwäche zu reden, was ja nur eine subjektive Beurteilung wäre, ist ihr furchtbarer Sündenpessimismus, will sagen ihre absolute Auffassung vom Radikalbösen. Etwa so wie die alten Gebete die Schuld offen bekennen, wie z. B. die radikale Form der Basler Verdeutschung des berühmten Calvinischen Sündenbekenntnisses, aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts: „Daß wir arme, elende Sünder sind, empfangen und geboren in aller Bosheit und Verderbnis, untüchtig zu einigem Guten, geneigt zu allem Bösen und daß wir durch solche unsere Verderbnis deine heiligen Gebote täglich übertreten und dadurch nach deinem gerechten Urteil auf uns laden Ungnade, Zorn und ewige Verdammnis." Wernle fügt hier bei (S. 96): „Das und ähnliche harte Worte gehen in ihrer verallgemeinernden Schärfe über das hinaus, was ein ehrlicher, gerader Mensch von sich sagen wird. Man wird zum mindesten entgegenhalten dürfen: es ist bloß eine Seite der menschlichen Natur, neben welcher Sehnsucht nach Gott und Liebe zum Bruder keimhaft in uns allen wurzeln. Wie wäre irgend eine Erziehung denkbar, wenn dieser Sündenpessimismus die ganze Wahrheit enthalten sollte? Ich glaube, daß diese Karikatur des erfahrungsmäßigen Schuldgefühls vor allem seine fast selbstverständliche Beseitigung im XVIII. Jahrh. veranlassen mußte .... Wer es auf diese Weise den Menschen andemonstriert, der arbeitet an seiner Zerstörung. Es ist darum nicht wunderbar, daß die Periode des orthodoxen Pessimismus abgelöst wurde von einer Zeit des kindlichen Optimismus, der an die angeborene Güte jedes Menschen glaubte."

Daß weder in der Kirche auf den Kanzeln, noch im Volk in den Häusern, daß weder alle Pfarrer noch alle Laien auf der Höhe des reformatorischen Glaubens sich hielten, auch in dieser Zeit des alt-reformierten Christentums nicht, liegt in der Natur der menschlichen Schwachheit und Trägheit. Darum zeigt diese Zeit beim gewöhnlichen Volk vielfach noch die durch Tradition tief eingegrabenen Spuren einer primitiven Religion. Vergebens kämpften die Kirche und die weltliche Behörde mit Mandaten und Belehrungen gegen den krassen Volksaberglauben, der „dank einer überall herumkolportierten Volksliteratur mit größter Zähigkeit sein Dasein behauptete."

In allen Volksschichten verbreitet finden wir im XVIII. Jahrhundert auch schon die sogenannte natürliche Religion: „Es ist die vom Dogma und den Mysterien unberührte Frömmigkeit des einfachen Vorsehungs- und Vergeltungsglaubens ... Gott gilt ihr als die Macht der Ordnung in der Welt." Es ist die Frömmigkeit, welche fest an die göttliche Wechselwirkung von Bösem und Strafe, Rechtschaffenem und Belohnung von Gott her glaubt und sich aus diesen Überlegungen heraus das Leben so einrichtet, daß es ein Weg zum Glück werden kann.

Damit nähern wir uns bereits der Tugendreligion als Helferin zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit: „Wer das beste Glück richtig zu berechnen weiß, der ist von selbst auch der Mann der Tugend und der Religion ... Hier bereiten sich die gesunden und kraftvollen Züge der Aufklärungsreligion vor."

Doch zunächst erhebt sich innerhalb der Kirche selbst gegen die unpersönliche Objektivität des orthodoxen Systems

b) Der Pietismus[10])

„Die Seele will der Liebe Gottes persönlich gewiß, seines Geistes persönlich mächtig werden, will Gott erleben, statt bloß auf Autorität anderer an ihn zu glauben, will selber zur Erlösung durchbrechen, die Zeichen der Wiedergeburt oder der neuen Kreatur an sich erfahren, den Unterschied des Gotteskindes und des unbekehrten Weltmenschen sozusagen mit Händen greifen und sich dann in enger brüderlicher Gemeinschaft mit all den Seelen zusammenschließen, die mit gleichem Bekeh-

[10]) Wernle I, S. 111 ff.

rungsernste der Welt den Rücken gekehrt haben und zum seligen Genuß Gottes durchgedrungen sind."

Damit ist ein extremer Subjektivismus eingezogen, aber überall noch gebunden an die Ideale des alten Christentums. Gewiß ist der Subjektivismus auch der kommenden Aufklärung eigen. Pietismus und Rationalismus stimmen an ihrem Ausgangspunkt darin überein, daß sie sich beide wenden gegen jeden menschlichen Autoritätszwang. Aber während nun der Rationalismus sich daran macht, der Vernunft Altäre zu bauen, stellt der Pietismus allein ab auf den persönlichen Umgang mit dem ganz subjektiv erlebten Gott und seinem Sohne Jesus Christus. Darum trägt sein „ethisches Ideal stark asketische Färbung. Es vermag selten den Durchbruch zum Humanen zu finden. Das Gemeinschaftsideal ist die weltfremde Sekte, nicht die Kultur- und Volksgemeinschaft." Man glaubte, in der Landeskirche sein religiöses Bedürfnis nicht mehr befriedigen zu können, weder nach der individuellen Seite, noch in der Gemeinschaftspflege. Wohl gab es auch eine kirchliche Form des Pietismus. Doch traten Tendenzen zur Separation (Abtrennung) schon früh auf und führten gar bald zu einer scharfen Absonderung und Auseinandersetzung mit der offiziellen Kirche.

Ein Blick auf die Entwicklung dieser Dinge in St. Gallen zeigt uns hauptsächlich folgende Vorgänge:

c) Der St. Galler Pietismus[11]).

Die Stadt erlebte im Herbst 1704 ihren ersten Pietistenlärm. Zwei Pfarrer hatten es gewagt, gegen die laxe Ethik, welche von der geltenden strengen Glaubensorthodoxie hingenommen wurde, aufzutreten und am Sonntagabend Privatzusammenkünfte zu halten. Der eine der beiden Pfarrer war Christof Stähelin, „der Vater des St. Gallischen Pietismus, ein Mann von tadelloser calvinischer Orthodoxie". Dieser Pietismus erstrebt das Recht der Privatzusammenkünfte, ohne auf Kirchlichkeit zu verzichten. Daneben aber tritt eine andere Richtung auf, welche sich neben der Kirche frei bewegen will. Ein Teil des Bürgertums aber, und der bildet im Rate die Mehrheit, möchte alle diese Sonderbewegungen im Keime ersticken. In

[11]) Vgl. auch W. Schlatter: Was Gott den Vätern war, 5 St. Galler Biographien. — Wernle I, S. 136.

den Jahren 1724 und 1731 wurden strenge Konventikelverbote erlassen, ohne daß dadurch die unruhigen Geister sich bannen ließen.

Als Führer des kirchlichen Pietismus wird vor allem genannt Heinrich Stähelin[12]), aber auch sein Freund David Anton Zollikofer. Der erstere wurde 1750 Stadtpfarrer, 1757—1778 war er hochangesehener Dekan. Seinem Sohne Peter Stähelin, der sein Lebensbild verfaßte (1792), werden wir später noch einmal begegnen. Zollikofer ist bekannt durch seinen Sohn, den großen Liederumdichter der Aufklärungszeit: Georg Joachim Zollikofer. Im Jahre 1750 preist Stähelin öffentlich in einer Schrift die „gottseligen Zusammenkünfte als ein Hauptmittel zur Beförderung der wahren Frömmigkeit."

Doch regte sich in den dreißiger Jahren mächtig die kirchenfeindliche Richtung. St. Gallen machte bewegte Zeiten separatistischer Schwärmerei durch. 1738 erschien die Tausendliedersammlung Kaspar Zollikofers. Da gewisse Versammlungen in sittlicher Beziehung nicht einwandfrei zu sein schienen, schritt die Obrigkeit ein. Es fehlten dem radikalen Pietismus, der übrigens enge Verbindungen mit Schaffhausen unterhielt, in St. Gallen starke Persönlichkeiten. Seine Verstöße gegen die kirchlichen Formen halfen ihn auch nicht verbreiten. Etwa um 1750 gibt es noch einmal einen Pietistenlärm, und damit hört die Geschichte dieses separatistischen Pietismus in St. Gallen so ziemlich auf. Umso stärker aber lebte der kirchliche, welcher unangefochten blieb, bis zum Ende des Jahrhunderts, dank seinem schon genannten hervorragenden Führer Pfarrer Heinrich Stähelin. So scharf er auftrat gegen die damals auch die Ostschweiz aufsuchenden Sendboten der Herrnhuter Brüdergemeinde — St. Gallen blieb ihnen verschlossen —[13]), so entschieden brach er dem kirchlichen Pietismus Bahn. „Ein reformierter Pietist, der noch mit ganzer Seele im alten Glauben lebte und an keinem Punkt vom Geist seiner Zeit angesteckt war. Man schlage von ihm auf, welches seiner Bücher man wolle, — alles ist massiver Altcalvinismus. Solange der Geist dieses Mannes etwas galt, war St. Gallen

[12]) Wernle III, S. 20/21. I. S. 230.
[13]) Wernle III, S. 154.

bewahrt vor allen aufklärerischen Neigungen." Fromm und ernst muß dieser Mann den altreformierten Glauben vertreten haben. Darum ist dort für das Wirken von Männern freierer Richtung noch lange kein Arbeitsfeld geworden. So bedeutende Köpfe wie ein Professor Jakob Wegelin, „Humanist mit Leib und Seele", oder der schon genannte etwas jüngere Landsmann von ihm, Georg Joachim Zollikofer (1730 bis 1784), mußten fern der Heimat ihre Existenz suchen. Wegelin war wohl für einige Jahre Professor der Philosophie in St. Gallen, wurde aber 1766 von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen. Dort lehrte er bis 1791 Geschichte und Geschichtsphilosophie, „kein erfolgreicher Lehrer und Schriftsteller, aber ein hochbedeutender Denker, der seiner Vaterstadt Ehre machte, Verfasser vor allem der „Gespräche der Toten", die in St. Gallen großes Aufsehen erregten, Dialoge berühmter Verstorbener aus der Geschichte des Christentums". Gerade dieses Büchlein wurde ihm von Dekan Heinrich Stähelin übel vermerkt.

Zollikofer war als Sohn des streng kirchlichen Pietisten David Anton Zollikofer in pietistischem Heiligungsernst aufgewachsen. Von einem mächtigen Bildungsdrang getrieben, sucht er früh die Fremde auf, wirkt als Hauslehrer in Frankfurt, studiert in Bremen und findet schließlich seinen Wirkungskreis von 1758 an als Pfarrer an der reformierten Gemeinde in Leipzig. Sein Einfluß war groß. Er gehörte zu den eigentlichen Reformern seiner Zeit, welche das Kirchenwesen von Grund aus in allen seinen Formen dem neuen Zeitgeist anzupassen suchten. Bezeichnend, wie fremd er seiner Vaterstadt geworden war, ist der Vorfall, daß man, als er 1777 St. Gallen besuchte, die Jugend vor den Lehren dieses größten Mitbürgers warnte! „Und doch bereitete sich eben um diese Zeit in der St. Galler Jugend ein Umschwung vor. Das jüngere Theologengeschlecht lebte ganz vom Geist der deutschen Aufklärung — und diese freisinnige Jugend fühlte sich hier unterdrückt zu einer Zeit, da, wie sie es ansah, doch die ganze Welt außerhalb St. Gallens der Aufklärung zujubelte"[14]).

Ehe wir nun zu dieser, d. h. zu ihren Spuren in der Ostschweiz, übergehen, sei nur noch erwähnt, daß hier, wo die Orthodoxie sich so lange behauptete, die „Vermittlungstheologie" zwi-

14) Wernle I, S. 561 ff.

schen dem strengen Calvinismus und der sich dem Deismus nähernden Aufklärungstheologie, das sogenannte vernünftige Christentum, eigentlich kaum seine Zeit hatte, sodaß Orthodoxie und Aufklärung ohne Übergang, also direkt als Gegensätze einander folgten.

d) Der Beginn der Aufklärung[15]).

Was den neuen Geist heraufgeführt hat, kann hier nur angedeutet werden. Bekanntlich handelt es sich nicht nur um ein Umdenken auf religiösem Gebiet. Die Aufklärung ist in alle Reiche des Geistes eingezogen, wenn auch nicht überall zu gleicher Zeit, in gleichem Maße oder gleich vielseitig. Ein Interesse für die sichtbare Welt wird wach, wie es kaum je vorher so stark gewesen ist. Am ehesten läßt sich der Vorgang mit der Renaissancebewegung und mit dem Humanismus vergleichen oder sogar als eine Wiederaufnahme und Fortführung jener Ideale und Bestrebungen bezeichnen. Nur daß nun der geistige Horizont und der der Erfahrungswelt weiter gesteckt ist: Die Naturbeobachtung hat zu Feststellungen im Weltbild geführt, welche mit den bisherigen Auffassungen von der Bedeutung der Erde im Universum gründlich aufräumte: Das kopernikanische Weltsystem und damit die Verdrängung der Erde aus dem Weltzentrum setzte sich allmählich überall durch. Laien, Naturforscher, aber auch Philosophen, Staatsmänner und Dichter werden die Führer einer neuen Bildung. England, Frankreich gehen in der neuen Bewegung voran, Deutschland folgt, und die Schweiz kann sich diesem frischen Strom nicht in den Weg stellen. Bis jetzt hatte man sich von Offenbarung, Tradition und Autorität führen lassen. Nun erwachte das eigene Denken, das eigene Urteil und mit ihm die Kritik! Die Autonomie der menschlichen Vernunft hielt ihren Einzug, überhaupt schien man den Menschen erst jetzt entdeckt zu haben, den Menschen, für welchen man einen unbegrenzten Optimismus inbezug auf seine Entwicklungsmöglichkeit glaubt haben zu dürfen. In den schweren Fragen über das Verhältnis von Leib und Seele und über den Ursprung des Lebens emanzipierte sich die Naturwissenschaft von der Theologie und suchte eigene Lösungen zu finden. Die neue Erkenntnis einer allgemeinen Natur-

[15]) Wernle II, S. 1 ff.

gesetzmäßigkeit ist für die Religion, den Glauben, folgenschwer. Die Begriffe vom Wesen Gottes werden umgebildet. Der persönliche Gott weicht, wenn auch in den Anfängen noch unbewußt, hinter eine allgemeinere Idee zurück, welche Gott „vor allem als die ewige Ordnung der Dinge“ begrifflich formulieren will. „Unter allen göttlichen Eigenschaften trat als die wichtigste die Weisheit hervor, kraft welcher Gott von Ewigkeit her die Ordnung des Geschehens für alle spätere Zeit festgesetzt hatte und die ihn zum mindesten für die Gegenwart der Notwendigkeit, durch Wunder wieder einzugreifen, enthob. Die Religion wurde Vorsehungsglaube, „System der Providenz“, die freilich das Kleine und Kleinste mit ihrer Sorgfalt umschloß, die aber dabei nach Gesetz und Ordnung zu Werke ging und auch vom Menschen im Regelmäßigen und Gesetzmäßigen geschaut werden wollte. Die Folge dieses Gedankenganges mußte eine große Abkühlung der religiösen Gefühle werden, ein zuletzt fast gänzlicher Verlust der früheren Unmittelbarkeit und Kindlichkeit des Gottesverhältnisses“[16]). Also kühle Reflexion und unbestimmte Bewunderung, statt der früheren Gotteskindschaft!

Wie bereits bemerkt: Auch die Auffassung vom Menschen, von seiner Bestimmung und seinen Kräften wandelt sich, man möchte fast sagen, ins andere Extrem! In der alten Orthodoxie der schwärzeste Pessimismus, jetzt die hellste Zuversicht: „Indem die natürliche Vernunft nach ihrer Auffassung vom Menschen befragt wurde, erschien der Mensch im rosigen Licht, von Gott ausgerüstet mit allen gesunden geistigen und leiblichen Kräften, bestimmt zur Unsterblichkeit, zu der er sich durch die Tugend den Weg bahnen sollte. Innerhalb der Erkenntnis der Vernunft triumphierten Optimismus und Glaube an die Normalität des Menschen. Hier sang man das Lied von seiner göttlichen Würde und Vortrefflichkeit, hier feierte man seine Bestimmung zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in diesem und jenem Leben“[17]). Der Mensch aus der Hand des guten Schöpfers hervorgegangen und darum selbstverständlich gut. Da kann nichts Natürliches sündhaft und schlecht sein. Das sogenannte Böse ist eine Überreizung, ein

16) Wernle II, S. 11.
17) Wernle II, S. 11 ff.

Mißbrauch der Triebe, die an sich etwas durchaus Normales und Neutrales sind, „ein verhängnisvolles Abirren der Einbildungskraft, ein leider oft erst so spätes Erstarken des Verstandes" mag schuld daran sein. Also natürliche Psychologie und, als die Helferin in der Erziehung und ethischen Heranbildung, natürliche Moral, die keiner äußerlich autoritativen Begründungen und Sanktionen mehr bedarf und auf die natürliche Anthropologie abstellt: „Das Ziel des Menschen, auch das sittliche, muß mit der richtigen Erkenntnis seiner Kräfte von selbst gegeben sein. Es kann nirgends anders liegen, als in der Entfaltung der natürlichen Seelenkräfte, also in der Vollkommenheit und Glückseligkeit, die von selbst ihr folgen muß. Tugend ist auf alle Fälle der Weg zum wahren Glück, als solcher immer Mittel und nicht Selbstzweck, jedoch der Regulator alles niederen und hohen Glücksstrebens, dessen voreilige Befolgung uns doch nur unglücklich machen müßte ..." Aus der wahren Selbstliebe muß auch alle Gottesliebe und Nächstenliebe fließen. „Denn wir lieben Gott, weil er uns glücklich macht, und wir lieben den Nächsten, weil wir ohne sein Glück selber unser Glück nicht genießen könnten!" Durch die Vernunft werden wir uns immer der Folgen unseres Tuns und Lassens bewußt werden. Sie ist eine Gabe der Vorsehung, welche möchte, daß jeder Mensch unter ihrer Führung schon hinieden, aber ganz vollkommen und für immer in anderen Himmelskörpern oder irgendwo über den Sternen, die ersehnte Glückseligkeit erreicht.

Der Wandel gegenüber den früheren Anschauungen und Überzeugungen ist so gegensätzlich als möglich: Dort noch der schlichte Pflichtgehorsam gegenüber dem absoluten, alle menschlichen Gedanken und Wünsche unendlich überragenden Gott, hier das Herausklügeln, möchte man fast sagen, und Herausrechnen einer feinen Tugendlehre als Mittel zur höchsten persönlichen Glückseligkeit. Damals das gewissensernste Streben, den Willen des persönlichen Gottes unbedingt zu erkennen und zu erfüllen, auch um den Einsatz des eigenen Lebens, jetzt gilt das aus der Selbstliebe fließende Handeln als natürlich und gut.

Damit sei nicht ein Werturteil gesprochen. Die Aufklärung hatte als eine notwendige Reaktion gegen viel Erstarrtes und Unwahres eine Mission zu erfüllen. Daß sie dabei viel Gutes

vom Alten auf die Seite schob und nichts damit anzufangen wußte, daß sie aus dem Menschen mehr machte und mehr von ihm erhoffte, als er imstande war zu sein und zu erfüllen, das war ihre Schwäche. Aber schon um des einen willen verdient sie nicht nur für ihre Zeit Beachtung und Achtung: Daß sie nämlich den Menschen die Augen und das Gewissen öffnete für Aufgaben, welche schon längst nach Lösung schrieen: Durch ein Christentum der Tat dem Nächsten, der unserer Hilfe bedarf, zu helfen und am Wohl und Weh der Lebensgemeinschaft, in die wir hineingestellt worden sind, teilzunehmen. Mit anderen Worten: Der Aufklärung, ihrem Optimismus und Idealismus verdankt die Menschheit das Erwachen für die sozialen Verpflichtungen. Sie hat schon den Führern im XVIII. Jahrhundert den Mut geschenkt, großzügiger, das Wohl aller umfassend, zu denken und zu arbeiten, und dafür schuldet ihr auch die Zeit Dank, welche nach ihr folgte: „Es entstand ein allgemeiner Enthusiasmus für Reform und Weltverbesserung auf allen Gebieten, in Schule und Kirche, in Feldbau und Industrie, im Recht, im Armenwesen, in der Verwaltung und in den Beziehungen der Völker. Der allgemeine Prozeß, in dem wir noch heute mitten drin stehen, hat damals begonnen“[18]).

Man muß in diesem Zusammenhang der Bestrebungen eines Isaak Iselin in Basel und seines Freundeskreises gedenken, sowie der Helvetischen Gesellschaft. Wenn auch diese Männer vor allem als die Bahnbrecher und Herolde eines neuen Nationalbewußtseins zu gelten haben, so haben sie doch immer wieder als Voraussetzungen für die Glückseligkeit einer ganzen Nation hervorgehoben die Notwendigkeit einer moralpolitischen Ertüchtigung des Schweizervolkes. Patriot sein bedeutete diesen Männern „Diener zu sein am Glückseligkeitstriebe der Menschheit, beständig bereit zu sein für das Allgemeinbeste, befahl ihnen, unter die Menschen zu treten in der Heimat und im Vaterlande und sich zu vervielfältigen in Rede und Schrift. Patriot sein hatte zur Vorbedingung eine durchbildete Persönlichkeit, der das sittliche Gewissen als Leitstern aufgegangen war und der die Untreue am Gewissen als schwerstes Verbrechen galt“[19]). Das war nur

[18]) Wernle II, S. 14.

[19]) Schwarber, Nationalbewußtsein und Nationalstaatsgedanken der Schweiz 1700—1789. S. 144.

einer Schar Auserlesener möglich, mit solchen Idealen der Aufklärung nun einen Einbruch auch in das politische, nationale Leben zu versuchen, ein Versuch, der an der absoluten Unzulänglichkeit und Unvereinbarkeit der bestehenden Staatsform mit den demokratischen Forderungen, die hinter der moralpolitischen Ertüchtigung des einzelnen Bürgers auftauchten, scheitern mußte.

Wie die Ideen der Aufklärung im kirchlich-religiösen und politischen Leben umwälzend zu wirken begannen, so auch auf literarischem Gebiet. Da sei nur ganz kurz erinnert an die geistesgeschichtlich wichtige Tat der beiden Zürcher Bodmer und Breitinger und ihrer Schüler. Befruchtet von den Gedanken der Leibnizischen Philosophie war hier eine neue Welt der Verstandes- und Geisteskräfte aufgegangen, und auch des Gefühls. Durch die Bildung des guten Geschmackes, durch Verstandesklarheit und Moralität zur Wohlfahrt und Glückseligkeit, das war Ziel und Verheißung. Auch hier ist die Voraussetzung ein neuer Glaube an den Menschen, in dessen Herz durch die Künste die höchsten Wahrheiten zu dringen vermöchten. Von der Dichtkunst wird erwartet, was die Theologen sonst vom Dogma, von der Religion erhofften. Moral und Ästhetik tragen die Akzente. Der alte supranaturalistische Standpunkt ist überwunden: Natürliche Religion, natürliche Moral, Vernunft, Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit, Vorsehung, Unsterblichkeit sind auch hier nun die neuen Begriffe.

Bekannt ist auch, wie die Antike auf die Vorstellungswelt der Aufklärung abfärbte, sowohl auf das Persönlichkeitsideal, als auf das Ideal vom neuen Staatswesen. Plutarchs Lebensbilder wurden fleißig und mit Begeisterung neu aufgenommen, Lykurgs Spartanerstaat in idealisierter Verklärung geschaut. Die dramatische Dichtung, wie wir sie von Haller an in der Schweiz des XVIII. Jahrhunderts kennen, bis hinunter auf den Toggenburgischen Landvogt Müller-Friedberg, trägt viele antike Titel.

e) Die Aufklärung in St. Gallen.

Um eine Darstellung der ganzen Bewegung kann es sich hier nicht handeln. Es kam uns darauf an, in einem charaktervollen Laientypus die Ideenwelt der Aufklärung zu erschließen, der Daniel Girtanner mit einem noch kleinen Kreis

Gleichgesinnter anheimgefallen ist, d. h. zu zeigen, wie diese Ideen auch gebildete Laien, also Nichttheologen, überhaupt Nichtwissenschaftler in ihren Bann zogen. Dieser St. Galler Bankherr war der vertraute Freund und edle Gönner Ulrich Bräkers. Die zwei Männer standen einander seelisch und geistig merkwürdig nahe. Die Brücke, welche vom Toggenburg nach St. Gallen hinüberführte, waren die gemeinsamen Ideale der Aufklärung, neben denen es keine Schranken des Standesunterschiedes oder der ganz ungleichen Lebensumstände, Erziehung und Bildung gab.

Als ein bedeutender St. Galler Aufklärer ist bereits Jakob Wegelin erwähnt worden, „der christliche Rousseau" von St. Gallen, wie ihn Bodmer nannte[20]). Da er nicht lange in St. Gallen wirkte und dort kaum einen großen Einfluß auszuüben vermochte, möge dieser Hinweis auf ihn genügen. Am meisten Licht fällt auf die St. Galler Aufklärung von verschiedenen Vereinen und Gesellschaften aus, die in St. Gallen erst im letzten Viertel des Jahrhunderts gegründet worden waren. Vereine mit nichttheologischen Zwecken. Wie andernorts schon früher, z. B. in Schinznach von der Helvetischen Gesellschaft, patriotische Zwecke verfolgt wurden, setzten sich auch die St. Galler in gleichem Sinne für gemeinnützige und literarische, für volkserzieherische, das Volk bildende und aufklärende Aufgaben ans Werk[21]). In diesen Gesellschaften waren die Pfarrer die gegebenen Führer, aber auch feingebildete Laien, wie der vorzügliche Arzt Dr. Caspar Wetter oder die beiden Professoren Georg Wetter und Michael Fels. Oft läßt sich der Ursprung solcher Vereine zurückführen auf die freundschaftlichen Zusammenkünfte weniger Gleichgesinnter in der Wohnung eines Freundes. So ist die Vereinigung entstanden, welche wir als ein Beispiel in einem anderen Zusammenhang weiter unten ausführlich schildern werden, weil Girtanner ihr angehörte und weil sie, bisher so ziemlich unbekannt, in ihrem ganzen Wesen und Streben den Geist des edelsten Aufklärertumes in prächtigen und zum Teil sehr fruchtbaren Ideen und Taten zu verkörpern wußte: Es ist die Gesellschaft der „Freunde des Guten". Daneben

20) Wernle II, S. 133.

21) Siehe über den Begriff „Patriotismus" bei den Aufklärern S. 17 u. S. 58 f.

sei auch die 1789 gegründete Literarische Gesellschaft erwähnt, von welcher später noch die Rede sein muß, ferner die Bibliothekgesellschaft, zu welcher Girtanner ebenfalls Beziehungen hatte. Dann gab es noch eine Gesellschaft von „Freunden der Wahrheit", und nicht vergessen seien die moralischen Wochenschriften, in denen die St. Galler Aufklärung ihren ersten schriftlichen Ausdruck gefunden hat: Die Beiträge zum gemeinen Nutzen (1778—1780), die von Lehrer Jakob Huber geleitete Zeitschrift „Für Gott, Menschheit und Vaterland" (1781 und 1782) und der von Lehrer Joachim Girtanner herausgegebene, von echtem Aufklärergeist erfüllte Kalender „Christliches Jahrbuch ohne Aberglauben, neues verbessertes Jahrbuch, St. Gallischer Allgemeiner Kalender" (1790, 1791, 1793, 1794). Hinter Huber stand die Gesellschaft von Freunden der Wahrheit. Des Girtannerschen Kalenders hat sich die Gesellschaft von „Freunden des Guten" auf 1793 angenommen[22]). „Durchgehende Forderung ethischer Führung, gemüthaft-religiöse und menschenfreundlich philosophische Stimmung, Drang nach vielfältiger Gemeinnützigkeit, nach Verbreitung von Kenntnissen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen, erfüllten diese Blätter. Herzwarmes Bewußtsein sozialer Verpflichtung kritisiert, fordert, rät, faßt Erziehung und Staatsgestaltung, Personen und Gesellschaft ins Auge, ergießt sich in Anregungen, in oft etwas wunderlichem Durch- und Ineinander, Geistliche Beredsamkeit übt sich in freierem Ausdruck, bürgerliche Rede hallt und nimmt ihren Ton mitunter gar hoch, empfindungsselig gemäß der Vorliebe der Zeit"[23]).

Wie diese St. Galler Aufklärer auch die Schule und das Erziehungswesen befruchten wollten, wird die Darstellung der „Freunde des Guten" deutlich zeigen, und wie die Aufklärung des Volkes an die Hand genommen wurde lernen wir aus der eben dort angeführten Kalenderreform.

Ehe wir nun zu Daniel Girtanner und der durch ihn erfaßbaren besonderen Art des St. Galler Aufklärertypus übergehen, muß noch ein allgemeiner Grundzug dieses neuen Zeitgeistes herausgehoben werden: Sein überkonfessionel-

[22]) Vgl. S. 67.

[23]) O. Fäßler, Die St. Gallische Presse I. Teil, 66. Neujahrsbl. St. Gallen 1926. S. 7 f.

l e r Charakter. Es ist dies eine Eigentümlichkeit, welche ja aus den Schinznachertagungen mit ihren Freundschaftsbündnissen zwischen Katholiken und Protestanten wohl bekannt ist. Wir werden noch sehen, welchen Wert man auch in St. Gallen im Girtannerkreise auf geistige Beziehungen zu liberal gerichteten Katholiken legte, und aus den intimen Aufzeichnungen Girtanners selber wird auch ersichtlich, wie zerbrechlich diese Freundschaften waren. Es ging halt im tiefsten Grunde doch nicht!

Schwarber faßt diese überkonfessionelle Seite der Aufklärung in die Worte zusammen: „Die moralische Literatur schuf ferner, und dies war für die Schweiz des XVIII. Jahrhunderts von außerordentlicher Wichtigkeit, über die Glaubensbekenntnisse hinweg eine neutrale rationalistische Geistessphäre als Impulsgeberin des sittlichen Denkens und Tuns. Man wurde mählich daran gewöhnt, die moralischen Grundsätze vom kirchlichen Dogma abzulösen und aus der Vernunft des Menschen zu erklären. Man erkannte, daß auch Anhänger einer anderen Religion sittlich durchaus gut sein können, daß nicht das starre Festhalten an einer kirchlichen Überzeugung, sondern vor allem die B e t ä t i g u n g sittlicher Grundsätze den wahren Menschen ausmache“[24]).

Wenn dann in dem eben erwähnten Zitat als Beispiele auf das bekannte Freundschaftsverhältnis Balthasar der Jüngere und Isaak Iselin, der eine aus Luzern, der andere aus Basel, oder auf den Chorherrn Gugger aus Solothurn und Pfarrer J. C. Lavater aus Zürich hingewiesen wird, so ist es uns nun möglich, auch aus der Ostschweiz solche Beziehungen aufzudecken, wie z. B. Stadtpfarrer Thaddaeus Müller aus Luzern und eben Daniel Girtanner aus St. Gallen, oder Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und der Obmann des Stiftes Kreuzlingen, Joh. Anton Sulzer.

[24]) Schwarber S. LXV.

II.

Bankherr Daniel Girtanner aus St. Gallen Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis.

A.

Einen Laientypus der St. Galler Aufklärung lernen wir in Daniel Girtanner kennen. Wohl strebt und lebt dieser Mann bewußt nach den Idealen der Humanität im Sinne einer optimistischen Lebensbejahung. Aber man täuscht sich und man würde sehr ungerecht sein, wenn man glaubte, er und andere Anhänger einer solchen geistigen Richtung nehmen das Leben leicht und übersehen alle und jede Problematik darin. Wir haben es in Girtanner so wenig wie bei anderen Aufklärern mit abgeklärten, harmonischen Naturen zu tun, oder gar mit solchen Menschen, denen es viel leichter geht, das Leben zu verstehen und mit ihm fertig zu werden. Im Gegenteil, gerade an dem Beispiel Girtanner werden wir inne, wie ernst diese Aufklärer des XVIII. Jahrhunderts um ihre Lebensanschauung gerungen haben und wie sie sich der Hemmungen ihrer Menschennatur in dem Streben nach wahrer Glückseligkeit und Vollkommenheit stark bewußt sind. Um so ergreifender ist es dann, daß dieser Idealismus doch nicht zerbricht, daß die Sehnsucht „höher hinauf" nicht erstirbt und die Anstrengung, an sich zu arbeiten, nicht ermattet.

So eine problematische Natur ist Daniel Girtanner. Er reicht geistig durchaus nicht an andere bekanntere St. Galler heran, die gleichen Ideen anhingen. Aber während diese doch eher den wissenschaftlich Gebildeten angehören, ist jener ein Vertreter aus einer Schicht des Bürgertums, die mehr in kommerzieller und industrieller Tätigkeit ihre Befriedigung fand, als in der Beschäftigung mit den großen geistigen Umwälzun-

gen ihrer Zeitgeschichte. Wenigstens sind solche Beispiele selten, daß Männer des wirtschaftlichen Lebens in dem Maße mit Literatur, Philosophie und besonders auch mit den Problemen des Glaubens, der Religion und der Kirche sich innerlich auseinandersetzten, wie dies Girtanner in seinen Aufzeichnungen getan hat.

Aus eben diesen Tagebüchern zeichnen wir vorerst ein Bild seines äußeren Lebens, soweit es für unsere Arbeit in Betracht fällt, d. h. von 1757—1798.

Mit dem politischen Umsturz wird unser Kultur- und Charakterbild, gemäß dem Haupttitel dieser Studie, seinen natürlichen Abschluß finden. Fast genau die Hälfte dieses langen und reichen Lebens gehört noch dem XVIII. Jahrhundert an.

B. Girtanners Leben I. Periode 1757—1798.

Daniel Girtanner wurde am 15. Mai 1757 in St. Gallen geboren, als Sohn des Bankherrn Friedrich Girtanner. Er wuchs mit noch fünf jüngeren Geschwistern, drei Brüdern und zwei Schwestern, in geordneten, wohlhabenden Verhältnissen auf. Über den daheim genossenen Schulunterricht äußert er sich nicht ganz befriedigt:

„Buchhaltung und Geographie sind Dinge, die man mich nie recht gelehrt hat. Ich bin darum auch nur par routine zu dem, was ich davon weiß, gekommen. Die Lektionen, welche man mir gab, müssen sehr verkehrt angelegt worden sein. Ebenso nichtssagend und gemein sind die Briefe von 1768. Gottlob, daß ich bald darauf, noch im gleichen Jahre, zu Haldenstein unter etwas bessere Hände gekommen bin, doch eben auch nicht unter sehr gute." (Tgb. 1798. 5. Aug.)

1785, 4. Juni, dankt er dem Vater, daß er ihn nach Haldenstein kommen ließe, „damit ich allda das würde, was ich wahrscheinlich allhier nicht geworden wäre."

Mit 11 Jahren verließ also Daniel Girtanner das Elternhaus und kam als Zögling in das Seminar zu Haldenstein, welches einige Jahre vorher erst durch den Hallenser Julius Peter Nesemann und durch den Pfarrer von Zizers, Martin Planta, eröffnet worden war und in seiner ersten Zeit, bis etwa 1775, im pietistischen Geiste der Frankeschen Anstalten geführt wurde[25]).

Ähnlichen Geist mag der Knabe schon im Elternhaus aufgenommen haben. Es ist anzunehmen, daß man sich dort der herrschenden kirchlichen Richtung des Pietismus angeschlossen hatte. Wenigstens läßt eine auch sonst interessante Charakteristik des Vaters darauf schließen: „Aber da ich von einem schon alten Manne und seiner noch ungewöhnlich großen Leb-

[25]) Vgl. Wernle I, S. 462 f.; II, S. 323 über Haldenstein-Marschlins.

DANIEL GIRTANNER

Banquier,

Präsident des L:Handelsgerichts
in St. Gallen

(Im 75. Altersjahre)

haftigkeit und Munterkeit spreche, darf ich meines Vaters wohl auch erwähnen. Dieser, in seinem 74. Jahre, weiß noch gar nichts von Abnahme seiner Munterkeit und heiteren Laune. Er steht so früh auf, geht so spät nieder als die Jungen, ißt und trinkt wie sie, ist noch gesprächiger als sie, toleranter, weit toleranter, als man sonst von einem nicht vorzüglich ausgebildeten und besonders im Fache der Theologie von altem Schrot und Korn seienden Manne erwarten würde, gibt sich keiner willkürlichen Autorität, geniert im mindesten nicht, redt nie ein, handelt und spricht ohne alle Ansprüche, nimmt nichts übel, ermattet nie. Man muß seinetwegen nie geschwinder, nie langsamer fahren. Er hat keine Launen, zahlt gut, und gibt noch gute Worte obendrein. Seine nie stark bewegte Seele kommt nie aus dem Gleichgewicht." (Tgb. 1794, 11. Juni.)

Immer spricht er mit Achtung von seinem Vater.

Bitter aber beklagt er sich einmal, daß er kein herzliches Verhältnis zur Mutter je habe haben können: „Ich mag mich zwingen, wie ich will, so drückt mich ihr Gesicht, ihr Mund, ihr Gang, ihre Gebärde, ihr beständiges Tadeln, Kritisieren alles dessen, was ich von Jugend auf getan habe und noch tue, auch des Besten! Ihre boshafte Verdrehung so vieler meiner herzlich gut gemeinten Reden und Erklärungen. Ihr elendes Geschwätz, nur nach der Laune, ohne alle Grundsätze, ohne Gefühl, Verstand und Delikatesse, ihr politisch sein wollen, welches dann gar widerlich ausfallt, ihre impertinente Neugierde und unmäßige Herrschsucht, ihre beinahe in allen Dingen der meinigen entgegengesetzte Denkungsart, das Andenken an alles, was ich ehmals von ihr ausgestanden habe." (Tgb. 1790, 29. Mai.)

Das läßt auf eine nicht in allen Teilen frohe Jugendzeit schließen. Sonst könnte ein Sohn nicht noch als Mann so schreiben, der doch auch die schwachen Seiten des Menschen kennen und ertragen gelernt hat und für sich selbst um jede Nachsicht dankbar ist.

Die Haldensteiner Schulzeit hat in ihm jedenfalls einen guten allgemeinen Grund gelegt. Nur so läßt es sich erklären, daß der Mann später in dem, was er niederschreibt, nicht gewöhnliche Gewandtheit des Ausdruckes, vor allem aber des Gedankens beweist. Er muß mehr als nur Kenntnisse für das praktische Leben, zumal für seinen kommenden kaufmännischen Beruf, erworben haben. Die Tagebücher weisen in vielen

Einträgen auf eine fleißige Lektüre lateinischer Schriftsteller hin, und unter den Literaturangaben werden auch Werke der griechischen Klassiker erwähnt, allerdings in französischen Übersetzungen. Doch ließ er sich einmal, offenbar von einem in Göttingen studierenden St. Galler, eine Vorlesung des berühmten Altphilologen Heyne über Homer geben, die er dann auch in seinem Tagebuch getreu kopierte. Die Berufsbildung scheint Daniel Girtanner in Frankreich erweitert zu haben, in dem von St. Gallern oft aufgesuchten Lyon.

In die Heimat zurückgekehrt, wird er als Mitarbeiter in das väterliche Geschäft aufgenommen. Seinen Andeutungen nach zu schließen, führte der Vater ein kleineres Bankhaus. Wechseloperationen sind der wichtigste Vorgang. Der Sohn selbst klagt mehr als einmal darüber, daß ihm zu solchen Geschäften nicht freie Hand gelassen werde, indem der Vater hartnäckig bis ins hohe Alter die Leitung zu behalten wußte: „Die Hände sind mir völlig gebunden. Indessen verfließt die Zeit. Ich werde täglich älter, und die Jahre, welche zur Vermehrung der Geschäfte und Erwerbung von Vermögen die köstlichsten wären, streichen dahin. Mit der Zeit kann's öffentliche und Nebengeschäfte geben, die dann nicht mehr so viel Heiterkeit, noch einen so aufgelegten Kopf zu Handlungsgeschäften übrig lassen." Als der Vater zurücktrat, war Daniel Girtanner schon einundvierzig Jahre alt. Über seine Anteilnahme sowie über den Charakter und Umfang des Geschäftes finden sich in den Tagebüchern kurze Hinweise, wie z. B. „... Dazu kommen noch Aussichten zu etwas günstigeren Handlungsgeschäften, da laut dem heutigen Briefe das französische Papier, unsere Hauptsache, allerorten anzieht und stark gesucht wird ..." (1785, 3. Okt.) Am 17. Okt. 1789 überlegt er, gelegentlich einmal für seine Rechnung „etwas Weniges in den französischen Fonds oder in den englischen Annuitäten zu spekulieren". Und am 29. Okt. schreibt er: „Ich sehe es als eine gütige Fügung der Vorsehung an, daß ich bei den Genueser Operationen nichts zu gewinnen vorsehe. Ich wäre gar zu frech geworden und hätte mich vielleicht bald sogar in die französischen Fonds verwikkelt." Am 30. Dezember 1786 blickt er dankbar auf ein gesegnetes Geschäftsjahr zurück: „... Ich habe doch meine Handlungsgeschäfte, mit Eifer und Fleiß mühsam nachrechnend und auf Verbesserung sinnend, betrieben, für eigene Rechnung nebendrein 44 000 Gulden in Wechseln verkehrt."

Eine vorsichtig überlegende Art in geschäftlichen Dingen spürt man aus diesen Bemerkungen heraus, aber auch ein warmes Interesse für kaufmännische Angelegenheiten und Unternehmungen. Es ist ihm nicht gleich, ob es mit der Handlung vorwärts geht oder ob sie stillesteht: „Nichts stört meine völlige Zufriedenheit, als wenn ich ... darüber nachdenke, wie wenig wir in unserer Handlung im Vergleich mit andern auswärtigen Häusern oder mit dem, was wir mit mehr Aktivität und festeren Grundsätzen gewinnen könnten, gewinnen“ schreibt er am 10. Juni 1788. Er selbst bringt gewöhnlich die Zeit von morgens 7½—12 Uhr und nachmittags auch vier Stunden auf seiner Schreibstube zu.

1781 verehelichte sich Daniel Girtanner mit Maria Wetter. Vier Kinder wurden ihnen im Laufe der Jahre geschenkt, zwei Söhne und zwei Töchter. Der 1782 geborene Friedrich Christian wurde später Buchhalter der Brandversicherungs- und Sekretär der Finanzkommission, Daniel Adolf, geboren 1792, ergriff den Kaufmannsberuf. Von den beiden Töchtern Anna Susanna, geb. 1785, und Helena Maria, geb. 1788, starb die letztere schon früh, im Jahre 1792. Die Familie wohnte von 1782—1789 im Hause des Herrn Schlumpf an der Multergasse. Den 24. Juli 1789 wurde in das „Meerpferd“ (heute Schmiedgasse No. 26) übergesiedelt und 1795 nochmals umgezogen, nämlich in das Haus zur „Harmonie“ (heute Speisergasse No. 16). Die Sommermonate brachte man in der Regel auf dem Landsitz der Eltern zu, draußen im „Acker“, den man auf dem Leonhardswege erreichte. Das Familienleben war für Daniel Girtanner und seine Angehörigen eine Quelle beglückender Freude. Daß es in seinem Hause harmonisch sei, war dem Vater ein höchstes Anliegen. Er verrät uns in den Selbstzeugnissen manchen intimen Zug von Elternfreuden, aber auch von Erziehungsschwierigkeiten, von heiteren Erlebnissen und dunkeln Schicksalen. Der gemütvolle Mann nimmt sich der geistigen und seelischen Entwicklung seiner Kinder aufmerksam an und kann sich mit ihnen am kindlichen Spiele freuen:

„Seitdem mein Bübchen drei Jahre alt ist, beschäftigen wir uns beide gewöhnlich ein paar Stunden des Sonntags, in der Stube herum spazieren zu reiten. Ich habe das Steckenpferd unter mir, in der rechten Hand eine Peitsche und unter dem linken Arm ein großes, weißes Schaf. Er eine Schelle an dem Hals, Schlittenrolle vorstellend, einen Stecken zum Pferd, eine

Rute in der Hand, und auf diese Weise reiten und jagen wir herum, daß es eine Freude ist.“ (Tgb. 1785). Sehnlichst wünscht er, daß aus allen einmal tüchtige Menschen werden, und will sie schon früh zum Guten beeinflussen: „1787, den 20. März nahm ich Friedrich Christian zum ersten Mal in die Schreibstube, setzte ihn auf einen Dreifuß und ließ ihn nach Herzenslust mit meinem Bleistift zeichnen. Gott wolle ihn ferner segnen, damit er dereinst ein nützliches und würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft werde.“ Das Söhnchen muß mit sechs Jahren in die Schule und zwar „... zu Herrn Pfarrer Wetter und Herrn Eschmann. Gottlob, daß ich nun dieses erlebt habe! Wie sehr wünsche ich, daß sowohl der Unterricht in der Schule, als die Zucht zu Hause zu seinem wahren Besten gereiche, ohne etwas an ihm zu verderben ...“ (1788, 25. Aug.) Am innigsten spricht die Vaterliebe aus dem Abschiedswort, welches er auf den frühen Tod der kleinen Helena Maria niederschrieb: Das Kind starb sechsjährig am 9. Juli 1792. Zwei Ärzte hatten sich um sie bemüht, doch „... das liebe Kind, von dem ich nichts als eitel Freude gehabt hatte, starb Schlag vier Uhr. Ich kam eine Minute vorher zu ihm, hielt es bei der Hand, es drückte meine Finger mit aller Kraft. ... Mich freute es ungemein, noch zufälligerweise von meines Kindes sterbender Hand den letzten Druck empfangen zu haben. ... Mein Trost war, wir leben ja, um zu sterben. Gott will nichts als unser Bestes. Traurigkeit ist der Weg zur Freude, Tod zum Leben. ... Das reizende Meiele (Kosenamen) ist meinem Auge immer gegenwärtig. Ich glaube, sie umfassen, sie an mein Herz drücken zu können. Aber ach, diese Hände (so dachte ich, während sie tot im Hause lag), werde sie nur noch ein paarmal im Sarge berühren! Mein zerrissenes Vaterherz sehnte sich vergebens nach ihr! ...“ Im Blick auf seine Gattin bekennt er einmal, nicht imstande zu sein, ihre Liebe zärtlich genug zu erwidern. (1785, 4. Sept.) Sie war eine feinsinnige, auch in ihren geistigen Interessen ihm nahestehende Frau. Leider kränkelte sie schon nach den ersten Jahren ihrer Ehe. Von einer schweren Krankheit war ihr Gemüt derart angegriffen, daß oft dunkle Wolken den heiteren Himmel des Familienglückes trübten. Girtanner anvertraut seinen Schmerz darüber dem Tagebuch. Er sucht alte religiöse Anschauungen, aus denen er zum Teil den Pessimismus seiner Gattin herleiten will, durch freiere und frohere zu ersetzen. Als sie im Jahre

1787 vom 9.—11. Februar krank lag, erhoffte er für sie von einer neuen seelischen Einstellung die besten Folgen: „Sie hat sich vorgenommen, Regeln anzunehmen und aufzusuchen, damit ihre Begriffe, besonders die religiösen, gereinigt, ihre Religion tröstlicher, ihr Charakter sanfter und ihr Leben froher werde, Bücher zu lesen, die ich ihr anraten werde, um diesen Endzweck zu erreichen und sie teils von beängstigenden Vorstellungen, teils von Empfindelei zu heilen. ...“ Die Besserung hielt nicht an. Wir hören ihn am 10. Oktober 1791 wieder klagen: „Dann betrübt mich auch die durch Krankheit verdorbene Gemütslage meiner Geliebten, ihre Heftigkeit, der Zwang, den mir eine so ängstliche und leicht auffahrende Frau anlegt. Ich darf gar nicht mit ihr sprechen, ohne mich Szenen auszusetzen, nicht mehr mein Kind bestrafen, ohne einen Kampf mit ihr darüber zu haben, keine Nacht sie allein lassen, ohne ihr Blut ganz in Bewegung zu bringen. Selbst keine Lustpartie ihr vorschlagen, ohne einen unausbleiblichen Zank zu erregen. Dies alles betrübt meine Seele um so viel mehr, weil ich eher auf Verbesserung, als auf Verschlimmerung ihres Zustandes gehofft habe.“ Die steigende melancholische Ängstlichkeit seiner Gemahlin stimmt ihn auch in den folgenden Jahren herunter, sodaß er ihr 1794 einmal zurufen möchte, mit dem Hauptgedanken der stoischen Philosophie: „Verbanne die Einbildung, so bist du gerettet!“

Bereits hat sich in einigen Zitaten das auf Selbstbesinnung und Innenschau gerichtete Denken Girtanners gezeigt. Wir wollen einige sein geistiges und ethisches Wesen und Streben allgemein charakterisierende Äußerungen hinzufügen, um das kurze Lebensbild nach innen so zu öffnen, daß dem Verständnis für die breitere Darstellung seiner geistigen Persönlichkeit im Hauptteile dieser Arbeit dadurch eine Grundlage geschaffen wird.

Da stellen wir nun einen Brief voran, geschrieben am 10. März 1790 an den Freund de Neufville in Frankfurt:

„Wenn dankbare Zufriedenheit, Ruhe der Seele und frohe Tätigkeit das höchste Erdenglück ausmachen, so ist Dein Freund in der Tat sehr glücklich, besonders da ich dabei glauben kann und darf, Du wallest Deine Tage ebenso vergnügt hin und werdest Dein Glück noch durch Millionen gute Handlungen erhöhen, worinnen ich Dir getreulich nachzustreben willens bin. Unter guten Handlungen verstehe ich aber nicht glänzende

Taten. Denn fürs erste ist nicht alles, was glänzt, echtes Gold, fürs zweite hat kein Sterblicher jemals Millionen glänzender Taten verrichtet. Gleichwohl kann man sich an ein Leben, das beinahe aus lauter guten Handlungen besteht, gewöhnen und auch die geringste Beschäftigung veredlen. Glücklich, wem dieses schon zur anderen Natur geworden ist!

Ich muß wirklich über mich selbst und über die so verschiedenen Rollen, die ich zu spielen habe, lachen. Stelle Dir vor, daß ich alle Vor- und Nachmittage auf meiner Schreibstube bin und, ohne Ruhm zu melden, meine Geschäfte nicht nur obenhin und halbwegs, sondern mit anhaltender Tätigkeit, mit ganzem Eifer besorge. Dies ist mein Hauptberuf. In meinem Nebenstande habe ich heutzutage mit meinen Kindern vollauf zu tun. Je größer sie werden, desto mehr Arbeit gibt's für die Erzieher, und ich muß wirklich die Momente der Lektüre immer erstehlen. Jenes ist dringende Pflicht, dieses aber nicht.

Nicht nur aber muß ich in meinem Hause den Erzieher machen, sondern auch außer demselben den Schulvorsteher vorstellen. Mein Kleiner besucht ein hiesiges Privatschulinstitut, dessen Hauptdirektion größtenteils auf mir liegt.

Würdest Du aber glauben, daß ich auch im militärischen Fache arbeiten und Kenntnisse zu erwerben suchen mußte? Vor 14 Tagen z. B. kommandierte ich an der hiesigen Hauptmusterung ein Bataillon und zweimal 24 Stunden nachher schlief ich, in ganz anderer Uniform in einer Sennhütte auf gutem, frischem Bergheu. Eben dieser Mensch ist's, der im Winter bald ein musikalisches Konzert dirigiert, bald als aktives Glied unserer Literarischen Gesellschaft[26]) seine Rolle spielt, bald ...

Doch, ich schäme mich, mehr von mir selbst zu sprechen, obschon ich noch mehrere dergleichen Verhältnisse berühren könnte. Es scheint ohnehin schon, ich wolle mich, weiß aber nicht womit, groß machen. Mir war es aber nur darum zu tun, Dir, als meinem Vertrauten, meine Lage einigermaßen bekannt zu machen. Du bist zu kurze Zeit hier gewesen, um sie zu kennen, und ich bin gegen meine Freunde gern geschwätzig, um gegen bloße Bekannte desto zurückhaltender sein zu können."

Gewährt dieses Schreiben einen Einblick in Girtanners alltägliches Leben, so werden die folgenden Äußerungen Lebens-

[26]) Vgl. S. 48 ff.

auffassung und Lebensführung im allgemeinen noch mehr heraustreten lassen. Wenn dann später von Girtanners geistiger Welt im einzelnen die Rede sein wird, kann manches hier einstweilen nur angedeutete heller belichtet werden. Einen Grundton wird man schon aus diesen Andeutungen seines Innenlebens heraushören: Eine gewisse Skepsis sich selbst gegenüber. Immer wieder werden Vorsätze gefaßt, bald für die Forderungen der Moral, des Gewissens, Vorsätze auch für die eigene geistige Weiterbildung und für die ethische Vervollkommnung, immer mit dem Hauptziel, der Verantwortlichkeit vor Gott zu genügen und ein wertvolles Glied der menschlichen Gemeinschaft zu sein. Es läßt sich auch nicht eine feine Menschenkenntnis bestreiten, die wohl an einer fast ängstlichen Beobachtung seiner selbst geschärft worden ist.

Tgb. 1790, den 24. Januar: „An der Abdankungsrede für die Literarische Gesellschaft gearbeitet. Wenn Leute, denen wir an Einsicht überlegen zu sein glauben, unsere Meinung tadeln, beschuldigen wir sie im Herzen der Eingeschränktheit und sehen ihren Tadel als Beweis derselben an. Stimmen sie aber der unsrigen bei, so findet sich unsere Eigenliebe dadurch geschmeichelt und wir sind dann geneigt zu glauben, diese Leute haben in dem vorliegenden Falle bessere Einsicht, als man ihnen zugetraut hätte, gezeigt."

1793, 7. Juli: „... Die glückseligsten Momente meines Lebens entspringen weniger aus gesellschaftlicher Vergnügung, als aus Freude der Einsamkeit. Sie wird meistens zwischen den vier Wänden meines Zimmers und Gartenhäuschens genossen, wenn ich ganz ruhig für mich nachdenken, ungestört lesen und mich meiner Empfindung überlassen kann. Im Gegenteil, wenn mich etwas quält, so sind es eigentlich und hauptsächlich die Menschen. Trübsinn, Ängstlichkeit, Zudringlichkeit, Launen, Unmut, Schiefheit, Melancholie, Heftigkeit usw. Diese, wenn sie mich berühren, meine liebsten Neigungen hindern, mir die Flügel lähmen, mich nicht das sein lassen, was ich sein sollte, machen mich oft tief aufseufzen. Gottlob, daß ich doch nicht sinnreich im Selbstquälen bin! Man dürfte mich nur in Ruhe lassen, so wäre kein Mensch glücklicher als ich."

1797, 22. und 26. Februar: „O warum sind die Menschen so kalt fürs Gute? Sollte man's möglich glauben, daß man sie erschreckt und ängstigt, wenn man darauf dringt, wesentliche Dinge zur Hauptsache zu machen? Erhalte mir, Gott, meinen

Sinn für Wahrheit, Recht und Menschenwohl, damit ich doch wenigstens verstohlen etwas Gutes dann und wann einmal bewirken könne.

O wie sorgfältig sollte man sich doch aller absprechenden Urteile enthalten, wenn man so oft erfährt, daß die allermeisten Urteile selbst der vernünftigsten Menschen entweder einseitig oder übertrieben oder gar falsch sind!"

Tgb. 1789, 2. Juli: „Ich erinnere mich, irgendwo in einem Liede über die eigentümliche Beschwerde eines jeden Alters die Worte gelesen zu haben ‚Der Mann denkt nichts als Pflicht'. In dem männlichen Alter gibt's so vielerlei Pflichten zu erfüllen, daß man nicht Zeit hat, an etwas anderes, am wenigsten an die Freude und den Genuß des Lebens zu denken. Dies ist das einzige Mittel, in dem männlichen Alter Freude zu genießen, die keine Reue zurückläßt. Aber da gibt's doch auch wenigstens scheinbare Kollisionen, um derentwillen man, wo nicht selbst unschlüssig, doch gewiß von anderen unrichtig beurteilt wird. Z. B. diejenigen Stunden, welche ich außer dem Komptoir ohne Nachteil des Geschäftes zubringen zu können glaube, werden hauptsächlich dermalen auf dreierlei Arten angewandt:

a) mit meinen Kindern und meiner Geliebten;
b) in der Literarischen Gesellschaft;
c) zur Befriedigung des Anstandes und der gesellschaftlichen Pflichten.

Da mag nun aber manchmal der eine oder der andere, wenn er mich etwa nachmittags um 4 Uhr in den „Acker"[27]) hinausrennen sieht, bei sich selbst denken, der könnte doch wohl auf dem Komptoir bleiben. Weiß aber nicht, daß ich's wahrlich eher zu meiner Beschwerde, als Freude, und einzig als Pflicht tue, um doch, so oft es mir möglich ist, bei meinen Kindern zu sein, besonders da ich fast allemal etwas zu bemerken oder zu verbessern finde ..."

1790, 14. März: „Mein Wunsch und mein Bestreben ist, in allen Verhältnissen, in welche ich kommen möchte, den Ruhm mit mir ins Grab zu nehmen, daß ich nach Maßgabe meiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte gut gewesen sei. D. i.: ein guter Mensch, ein guter Christ, ein guter Bürger und Patriot, ein guter Ehemann, ein guter Vater, ein guter Schreiber, ein

27) Siehe S. 27.

guter Redner, ein guter Kaufmann, ein guter Offizier, ein guter Reiter, ein guter Läufer, ein guter Musikus, ein guter Kopf, ein guter Gesellschafter, ein treuer Freund. In keinem Fache werde ich mich jedoch vorzüglich auszeichnen können. Den himmlischen Funken des Genies habe ich nicht. Wohl aber kann ich, was das Genie erfindet, prüfen, bearbeiten, reinigen, anwenden, genießen."

1791, 26. Dez.: „Mein sanguinisches Temperament können nur die Jahre bessern."

1794, 15. August: „Ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, wie leicht ich meiner selbst vergesse und wie geschwind meine unüberlegten, wenngleich nicht bösartigen Scherze auf andere Eindruck machen. Erst letzthin hatte ich mir vorgenommen, mit Schwächeren nicht mehr zu spassen. Ich tat es aber gleichwohl und mußte nun durch reuiges Nachdenken dafür büßen."

Wir haben in diesen zuletzt vorgebrachten Zeugnissen das Bild eines Mannes vor uns, der es ernst nimmt mit seinen Lebenstagen, der ihnen einen rechten Inhalt geben will, der vor ernster Selbstprüfung nicht zurückschreckt, der aber auch die Grenzen seines Könnens wohl kennt und nicht mehr scheinen will, als daß er sein kann. Man beachte auch hier schon die Vielseitigkeit seiner Interessen, welche ihn in die Öffentlichkeit hinaustrieben, obschon sich dann später wieder zeigen wird, wie wenig Befriedigung er mit Ämtern und dergl. fand. Er sehnt sich eben nach mehr als Vergnügen, äußerer Ehre, Anerkennung und Erfolg von seiten der Mitbürger. So wenig schöpferisch er selbst ist, so sehr nehmen ihn doch wieder die großen Ideen der genialen Dichter und Denker gefangen. Eine gewisse Ängstlichkeit vor dem öffentlichen Auftreten haftet ihm allerdings auch an, wie folgende Stellen zeigen:

„‚In dem Geist der Sokratik'[28]) gelesen. Wie gut käme es mir zustatten, wenn ich die unbedeutendsten Gespräche wie Sokrates zu nützlichen Unterredungen erheben und aus dem Geschrei der Leidenschaftlichkeit die Stimme höherer Weisheit ertönen lassen könnte. Aber, aber nie erkenne ich meine

28) „Geist der Sokratik" vgl. S. 211 Anm. 329. Verfasser Franz Michael Vierthaler, 1758—1827, Katholik, Leiter des Lehrerseminars in Salzburg. 1793 „Geist der Sokratik", eine Frucht seiner klassischen Studien. Vielen wurde der Unterschied zw. Sokratik und Schulmethode erst dadurch klar. (Siehe D. B. Bd. 39, S. 679 ff.) Bedeutender Schulmann. 1818 Direktor des Waisenhauses in Wien.

Genielosigkeit lebhafter, als in der Gesellschaft, wo ich so gerne dem Gespräch eine würdige Richtung gäbe und doch nicht weiß, wie machen. Ich sitze dann stumm da." (1795, 16. März.)

„5 Uhr auf. Über mich selbst und die unaussprechliche Vorsicht, welche ich anwenden muß, gar kein Wort vor dem Publikum auszusprechen, das nur von ferne mißverstanden werden könnte, nachgedacht." (1795, 19. April.)

„O wie sehr fühle ich es, daß die Gabe, mit dem Volk zu reden und von ihm verstanden zu werden, mir mangelt! Aber auch, wie wenig stimmt der allgemeine Ton mit dem meinigen überein, wie sehr sind unsere Bedürfnisse verschieden!" (1795, 20. April.)

Und doch schreibt er 1796, am 30. April: „Meine höchste Ambition in den Jugendjahren war, einst vor dem Volk reden und ihm Tränen der Rührung entlocken zu können. Dieser Traum ist jetzt aber größtenteils verschwunden. Ich sehe, wie schwer es hält, sich demselben verständlich zu machen, und finde meine Rechnung am besten, wenn ich schweige."

Sein Sehnen nach etwas Höherem: „Es tut mir allemal weh, wenn ich zwei Stunden lang kein moralisch schönes Wort hören und keins anbringen kann. Mich dauern alle diejenigen, so kein Bedürfnis nach etwas Besserem haben als Tanzen, Reiten und Spielen!" (Tgb. 1795, 12. Febr.)

Eine besonders warme Stelle: „Neben meinen Handelsgeschäften, die ich nicht leiden ließ, packte ich ein und aus und ging des Abends ein Stündchen in die Literarische Gesellschaft. Nicht ohne angenehme Rückerinnerung, nicht ohne den ganzen „Acker" noch zum Abschied umgangen und mich an der lieben Sonne erwärmt zu haben, verließ ich den Sommersitz und zog in die „Harmonie"[29]) nun zum zweitenmal ein. O goldene Harmonie mit mir selbst, mit den Meinigen, mit allen Menschen, umgib mich um und um! Ohne dich ist kein wahrer Friede, ohne dich keine Ruhe, keine Glückseligkeit. Durch dich wird alles Gute noch einmal so genießbar, alles Übel ertragbar. Du machst die Erde zum Himmel und wandelst Wermuth in

[29]) „Harmonie" ist das Haus No. 16 an der Speisergasse. Das oben erwähnte Haus zum „Meerpferd" gehörte der Familie Peter Gonzenbach seit 1744. Siehe darüber Tr. Schieß, Baudenkmäler der Stadt St. Gallen, S. 415 und S. 462 f.

Honig um. Harmonie und Demut und Kraft zur Selbstüberwindung, ich bitte euch, weicht nie von mir.“ (Tgb. 1796, 14. Okt.)

„Mein Geburtstag! 5 Uhr auf. Nun scheint die holde Sonne wieder, es tönen mir der Vöglein Lieder, und Wonn' umrauscht das Ohr. Gott sei gedankt, daß er mich bis an die Schwelle meines heute beginnenden 39. Jahres geführt hat. Ich lebe gerne. Doch aber scheint es mir, ich würde, wenn ich nur an meine Person denke, ohne alle Traurigkeit dem nahen Tode entgegengehen und mich freuen können, abzusterben, ehe noch die Tage kommen, welche mir nicht gefallen werden. Ich habe diesfalls keinen eigenen Willen, sondern überlasse mich der Vorsehung wie ein Kind seiner Mutter. Arbeiten, genießen und leiden, das ist alles, was hienieden in bunter Mischung auf mich wartet. Es wird nichts Neues für mich sein, möchte nur ich immer erneuert, gereinigt und vollendet werden.“ (1795, 15. Mai.)

C. Im Dienste des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens.

a) Allgemeines.

Die vorstehende kurze Lebensskizze hat uns den Menschen Girtanner nahe gebracht. Nun mag sich der weitere Kreis öffnen, in den er sich in seinem St. Gallen hineingestellt sah. Wir wissen bereits, daß sein Interesse auch den allgemeinen Verhältnissen zugewendet war. Es läßt sich eine Periode in seinem Leben feststellen, da er sehr aktiv in der Öffentlichkeit mitmachte. Erst mit dem beginnenden Umsturz aller politischen Einrichtungen zog er sich auf sich selbst zurück, wenigstens eine Zeit lang. Die Gründe hiefür werden wir noch kennen lernen.

Nicht die Politik beschäftigte ihn in erster Linie. Es ist das weitschichtige Gebiet sozialer und gemeinnütziger Tätigkeit, der er vor allem Kraft und Zeit zur Verfügung stellte. Und daneben schloß er sich besonders den Kreisen an, wo die Gleichgesinnten verkehrten und sich gegenseitig anregten und aufmunterten. Das Schul- und Bildungswesen war sein Lieblingstummelplatz. Hier fühlte er sich im Element.

Vorläufig sei nur eine kurz zusammenfassende Übersicht gegeben, wo er überall mitmachte und wie er sich dabei fühlte. Es handelt sich zunächst mehr um allgemeinere öffentliche Einrichtungen, etwa ein Amt, Kommissionen für dies und das, Kommandostellen beim Militär, alles Dinge, denen sich der gute Bürger nicht leicht entziehen konnte. Gewiß war ihm davon manches nicht unsympathisch. Doch fühlte er sich nie recht befriedigt. Die Kleinstadt sagte dem in vielem weltbürgerlich gesinnten Menschen nicht in allen Teilen zu. Doch ließ ihn ein gesunder Ehrgeiz öffentliche Dienste nicht durchaus gering anschlagen.

1796 wurde er Stadtrichter[30]). Er übernahm das Amt in der edelsten Absicht, sich des Vertrauens würdig zu zeigen: „Ich mußte sogleich den gewohnten Eid ablegen und tat es mit der größten Seelenruhe. Denn schon lange machte ich mich auf diese Sache gefaßt, welche früher oder später eintreten mußte. Ich glaube nicht, daß mir so leicht etwas Unerwartetes werde begegnen können, denn auf alles, auch auf das Schlimmste glaube ich gefaßt zu sein. Überhaupt erwarte ich von den Menschen sehr wenig und, wie natürlich, mehr Schlimmes als Gutes, bin aber ganz getrostet. Denn wer sich verbunden glaubt, dem gemeinen Wesen aus Pflicht und Ehrgefühl und um des Beispiels willen dienen zu müssen, soll von dem Augenblick an aufhören, an sich selbst zu denken." (Tgb. 1796, 11. Mai.) Dieser selbstlosen Hingabe an einen öffentlichen Dienst konnte auch Girtanner nicht immer treu bleiben, wie wir noch sehen werden. Doch hat er sich nie ganz der Mitarbeit auch am politischen Gemeinwesen entzogen, besonders nicht in der zweiten Hälfte seines Lebens, im neuen Kanton St. Gallen. 1796 traf ihn die Wahl in den Großen Rat, als Elfer[31]), und schon spricht er die Befürchtung aus, einmal in den Kleinen Rat vorrücken zu müssen. Es kam zu seiner Beruhigung nicht so weit. Girtanner besaß viel Vertrauen bei der Bürgerschaft. Dagegen fehlte es ihm offenbar an Selbtsvertrauen und an der Sicherheit im öffentlichen Auftreten, weil er sich nicht im Besitze der Eigenschaften für einen politischen Führer glaubte. Darum trug er sich bereits 1797 mit dem Gedanken, von seinen Ämtern zurückzutreten. Seinen Freunden erklärte er offen, die Wahl in den Kleinen Rat zu scheuen und überhaupt nicht geeignet zu sein zur Führung öffentlicher Geschäfte. (Tgb. 1797, 13. Aug.) Ganz leicht fiel ihm ein solcher Verzicht nicht. Er überlegte doch auch, ob er nicht ausharren sollte: „Gedachte an die stoische Maxime: Das Übel liegt wahrlich nicht in der Sache, sondern einzig in deinen Vorstellungen. Darin bestärkt mich auch die Versicherung des alten Junker Julius[32]), welcher mir zufälligerweise, aber zu sehr gelegener Stunde sagte, als von

30) Siehe Leu, Schweizer. Lexicon Bd. VIII 1754, S. 190, 22 Richter, je die Hälfte ist jedes Jahr im Amt. 18 ordentliche Sitzungen jährlich über zivilrechtliche Gegenstände.

31) Siehe S. 1.

32) Siehe Leu, Schweizer. Lexicon Suppl. 6, S. 537. Junker Julius Hieronymus Zollikofer, Obervogt von Altenklingen.

seinen dem Staate 43 Jahre lang geleisteten Diensten die Rede war: Ich habe es nie schwer aufgenommen. Soll dieses mich nicht lehren, es auch so zu machen und nicht, wie leider manchmal geschieht, Maulwurfshügel in Berge zu verwandeln." (1797, 13. Juni.) Eine Scheu, sich bloßzustellen, hemmte ihn in der Entfaltung seiner Gaben im Dienste der Öffentlichkeit lange. Wie wenig ihm die politische Tätigkeit behagte, spürt man aus der großen Freude, die er bei der Entlassung aus seinen Ämtern empfand. Es will einem nicht recht gefallen, wie der Mann unmittelbar vor dem Umsturz, also in einem Augenblick, da die Vaterstadt fähige Köpfe brauchte, den Rücktritt nimmt, um ganz sich selbst zu leben. Verständlich wird dieses Verhalten einigermaßen durch die Tatsache, daß er sich im Rate nie wohl fühlte, daß er sich mit nutzlosem Reden, wie er meinte, nicht länger um kostbare Zeit bringen lassen wollte. Es trieb ihn aus solchen Dingen wieder hinaus, welche, nach seinem Eindruck, andere mindestens so gut als er besorgen konnten. Er fürchtete, seine geistigen Interessen, seine musikalischen und literarischen Bedürfnisse müßten unter der Zersplitterung der Kräfte allzusehr darben. Bei allem Verständnis jedoch für diese idealen Neigungen könnte ein solches Benehmen eines Mannes dem Gemeinwesen gegenüber, zumal in schwerer Zeit, nur als Selbstsucht bezeichnet werden, gäbe es nicht eine bessere, sachlichere Rechtfertigung. Die findet sich nun auch tatsächlich für Girtanner. Ausschlaggebend für den Rücktritt war der Umstand, daß eben in dem entscheidungsvollen Jahr 1798 er endlich die Direktion des Geschäftes übernehmen konnte, ja mußte. So schreibt er am 28. Februar: „Diese drei Tage widmete ich ausschließlich vom Morgen bis auf den Abend den Handlungsgeschäften. Erst seit acht Tagen handle ich allein. Vorher mußte ich immer nach anderen Pfeifen tanzen und konnte seit dem ca. 17. Jahre meiner Sozietät nicht einen einzigen Posttag mit den hiesigen Courtiers (Wechselmäkler) nach meiner Willkür traktieren. So unglaublich dieses scheinen mag, so wahr ist es gleichwohl." Bezeichnend für seinen Geschäftseifer ist auch die Stelle vom 27. Juli 1798, wo er seine frühere Stellung und Befugnis im Geschäft mit der jetzigen als selbständiger Leiter vergleicht: „... Ich will das, wozu ich mich seit mehr als zwanzig Jahren gebildet habe, endlich einmal treiben. Gelingt es mir auch noch, ein ehrenhaftes Komptoir zu bekommen, so ist einer

meiner Hauptwünsche erfüllt. ...“ Er fühlt sich also mehr als je für das vom Vater übernommene Geschäft verantwortlich. Daß er sich sehr ins Zeug legen mußte, geht aus der folgenden Notiz hervor: „Ich bin nie müßig und habe doch keine andern als kaufmännische Geschäfte. Aber da diese ganz auf mir liegen und meine wenigen Gehülfen bald krank, bald abwesend, bald auf der Wache, bald auf dem unteren Komptoir beschäftigt sind, so muß ich desto mehr angespannt sein. Denn O. C.[33]) tut glatt nichts mehr ...“ So schreibt er am 29. Juni 1798, als der politische Umsturz auch in St. Gallen, wie in der übrigen Schweiz, alle Verhältnisse für einige Zeit ins Wanken gebracht hatte und besonders die wirtschaftliche Lage alle Wachsamkeit erheischte. Aus dem Großen Rat zurückgetreten war Girtanner schon am 16. Februar des Jahres. Der Kleine Rat entließ ihn mit Ehren und ohne die geringste Einschränkung, unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, schreibt er mit Genugtuung am 22. Februar 1798 in sein Tagebuch, „von der gehabten Ratstelle. Noch kann ich mich von dem frohen Erstaunen, so schnell nacheinander von sowohl militärischen, als auch Zunft- und Ratsbürden entlastet worden zu sein, kaum erholen. Es ist mir, ich sei gestorben und in einer andern Welt neu erwacht. Ein neues Leben lacht mir ganz unverhofft entgegen. Die Führung der Handlung (Wechselgeschäft) scheint mir ein Spiel, eine Kurzweil. Ich durfte kaum mehr hoffen, jemals dazu gelangen zu können. Denn was wäre ohne solche ungewöhnlichen Ereignisse erfolgt? Promotionen in den inneren Rat. (Kleinen Rat.) Und dann hätte ich der Handlung nur noch halb vorstehen können. Diesem meinem gelernten Beruf hätte ich bald genug entsagen müssen, ohne jemals Direktor der Handlung gewesen zu sein, da doch dieses von jeher meine erste Ambition sein mußte. Dankbar und froh will ich jetzt anhand der Weisheit, Vorsichtigkeit und Redlichkeit meine neue Laufbahn mutvoll beginnen und Gott um seinen Segen eifrig anrufen.“ So stark Girtanners Wunsch im stillen war, von seinen Amtslasten wieder frei zu werden, so unverhofft kam die Erfüllung! Ohne besondere Umstände, welche in der Regierung und in seinem Geschäft eingetreten waren, hätte er den Rücktritt kaum genommen. Er hätte es in diesen schwierigen Zeiten nicht gewagt und nicht wagen dürfen, ohne sich hef-

33) Girtanners Geschäftsteilhaber.

tigen Vorwürfen vonseiten seiner Freunde auszusetzen. Es kostete ihn auch so noch einen Kampf. Der Hauptgrund und die äußere Veranlassung seines Rücktrittes war gegeben, als sein Teilhaber und Mitarbeiter im Geschäft zum Bürgermeister gewählt worden war und deshalb für das Geschäft keine Zeit mehr erübrigen konnte. Das Tagebuch läßt durchblicken, daß Girtanner die eingetretene neue Lage mit seinen Freunden und Verwandten eifrig besprach und mit ihnen zu der Überzeugung kam, daß einer von beiden aus dem Amte scheiden müsse. Das Geschäft konnte nicht beide entbehren. 1798, 16. Februar: „.... Ich hatte Konferenz mit Schwager Bernet und mit O. C.[34]), dem es ahnt, er möchte Bürgermeister werden. ...“ Und am 19. Februar: „... abends kämpfte ich gemeinschaftlich mit O. C. gegen Junker Julius ... wegen meiner vorhabenden Demission....“ Daniel Girtanner erhielt seine Entlassung, „.... nachdem der neuerwählte Bürgermeister O. C. mir zur Seite am Schranken erklärt und ich bestätigt hatte, daß nur, insoferne man mir meine Demission gestatten wolle, er seine Stelle annehmen könne. ...“ Der Kleine Rat entließ ihn in Ehren als Mitglied des Großen Rates. Er wurde von dem Meister seiner Zunft und deren Elfern in ehrenvoller Weise ersucht, sein Porträt auf der Zunft zu lassen. Aber nicht lange konnte er sich dieser Ruhe vor der Öffentlichkeit freuen. Am 29. April war die neue Verfassung angenommen worden. Sie schrieb für die kantonalen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, sowie für die gesetzgebenden Räte, den Senat und Großen Rat und den obersten Gerichtshof der helvetischen Republik indirekte Wahlen vor. Vom Volk in den Gemeinden bestellte Wahlmänner hatten die Mitglieder jener kantonalen und helvetischen Behörden zu ernennen. Am 7. Mai fand die Primär- oder Urversammlung statt, auf der diejenigen Bürger als Wahlmänner bezeichnet wurden, die das Volksgewissen für die tüchtigsten und besten hielt. Achtzehn Männer gingen so aus der geheimen mündlichen Wahl, dem schon früher geübten Raun-System, hervor, „ausschließlich Vertreter der angesehensten altbürgerlichen Geschlechter[35])“. Darunter befand sich Daniel Girtanner! Wieder rief ihn das Vertrauen des Volkes an die Öffentlichkeit. Am 7. Mai 1798 notiert er im Tagebuch die Wahl und

[34]) Siehe Anm. 33.
[35]) Siehe Dierauer, St. Gallen 1798, Neujahrsblatt, S. 18.

am 8. Mai erklärt er: „.... Da O. C. mich versichert, sich ferner zu öffentlichen Ämtern gebrauchen lassen zu wollen, so bin ich fest entschlossen, meinen Posten auf dem Komptoir nicht zu verlassen, sondern, wenn man mir eine öffentliche Stelle zumuten wollte, mich zu erklären, daß ich keine mit meinem Beruf unverträgliche Stelle werde annehmen können." So ist es nicht zu verwundern, daß er am 25. Mai den Gedanken hegt, die Wahlmannsstelle wieder aufzugeben. Man kann seine Gründe hiefür würdigen. Er erklärte am 27. Mai, er hätte ausgeharrt, wenn St. Gallen der Hauptort geblieben wäre. So aber, da nun Appenzell dafür bestimmt worden sei, wäre es ihm nicht möglich, um der politischen Pflichten willen mehrere Tage, vielleicht Wochen sich von Hause wegzubegeben. Man weiß, wie sehr sich die St. Galler bemühten, bei dem französischen Kommissär Rapinat dahin zu wirken, daß die Stadt St. Gallen, welche doch der wirtschaftliche Mittelpunkt des neuen Kantones war, an Stelle von Appenzell zum politischen Hauptort erkoren werde. Es dachten viele so wie Girtanner. Am gleichen Tage hatte mit ihm zusammen der bewährte gewesene Amtsbürgermeister Bürger Amtspräsident Kaspar Steinlin ebenfalls seine Entlassung als Wahlmann genommen, der aber dann einige Tage darauf ehrenvoll zum Präsidenten des neuen Munizipalitätsrates gewählt wurde, einer obersten Behörde, welche die städtischen Angelegenheiten unter der Oberaufsicht der Distrikts- und Kantonsbehörden zu verwalten hatte[36]). Man versuchte, auch Girtanner zur Annahme einer Wahl in dieses Ratskollegium von 18 Mitgliedern zu bewegen. Er fühlte sich nach wie vor „durch höhere Pflichten" abgehalten, ein Amt anzutreten, das ihn ganz beanspruchte, so sehr ihn der Gedanke folterte, er werde scheel angesehen, weil er alle politischen Geschäfte ausschlage, „.... um nicht an meiner früher übernommenen Pflicht untreu zu werden ..." (1798, 10. Juni). Etwas tat er dennoch für das Gemeinwesen. Er behielt den ihm schon am 6. Mai anvertrauten Posten eines Sektionsführers, offenbar Quartier-Vorstehers. Am 13. Juni 1798 erklärt er einigen Nachbarn, daß er sich für jetzt durchaus nicht mit Regierungsgeschäften abgeben könne: „.... Auch meine Sektion, die ich gegen Erwarten abermals zu praesidieren hatte, wurde davon benachrichtigt. ... Vorher gab's noch

36) Siehe Dierauer, St. Gallen 1798, S. 19.

zu kämpfen, denn es tut mir einigermaßen leid, daß ich hierin meine sogenannte Bürgerpflicht nicht erfüllen kann. Allein, eine höhere Pflicht gestattet mir solches nicht. Den ganzen Tag von 7—12 und von 2—6 Uhr gab's in der Sektion, auf dem Rathause, genug zu tun." Wir müssen es Girtanner schon glauben und zugute halten, daß er sich durch seine Privatangelegenheiten so stark gebunden fühlte. Gerade weil er auch für die Öffentlichkeit ein Gewissen spürte, empfand er doch wieder, bei aller Freude darüber, nur sich selbst, dem Geschäft und der Familie zu gehören, einen Zwiespalt zwischen seinem Wollen und Sollen, der ihm den Verzicht auf Ämter nicht durchaus leicht machte. Darum sei hier, außer dem Rahmen unserer Epoche, zu seiner Entlastung erwähnt, daß er sich später seiner Vaterstadt für wichtige Vertrauensämter wieder zur Verfügung hielt. Von 1803—1811 war er Volkskommissär, von 1811—1816 Gemeinderat, von 1825—1832 Präsident des Handelsgerichtes. Nebenher aber ging, im Stillen und in seinem Freundeskreise, viel soziale Arbeit, im Dienste der Armen und Schwachen, der Hilfs- und Ratbedürftigen.

Wo es galt, praktische Arbeit zu leisten für das allgemeine Beste, da hielt dieser Mann viele Jahre aus und stellte sein Wissen, seine Erfahrung und seine Kraft gern in seinen Dienst. Er war Mitglied der Armen-Arbeitskommission[37]), der es oblag, für die Waisen geeignete Lehrstellen und Arbeitsgelegenheiten zu beschaffen. Er war Aktuar und einmal auch Kassier dieses geschäfts- und sitzungsreichen Kollegiums. Im Folgenden werden noch einige Verpflichtungen erwähnt, die er als Bürger und Mitglied verschiedener Gesellschaften zu erfüllen hatte.

b) Die Reuterkompagnie[38]).

Daniel Girtanner gehörte der Reuterkompagnie mehrere Jahre als Offizier an. Der Dienst, Übungen und Anlässe nahmen viel Zeit weg. Die Tagebücher bringen interessante Einzelheiten über die Anforderungen, auch in materieller Hinsicht, über das Leben und Treiben bei diesem Reiterkorps. Girtanner erlebte dabei nicht nur Erfreuliches. Denn das kameradschaft-

[37]) Siehe Alice Denzler, „Jugendfürsorge in der alten Eidgenossenschaft", S. 442 ff. Leonhard Hartmann, „Geschichte der Stadt St. Gallen", 1818, S. 467.

[38]) Seit 1697, Vgl. Schieß, Baudenkmäler der Stadt St. G., S. 53.

liche Verhältnis ließ, je mehr man sich dem Umsturz näherte, sehr zu wünschen übrig, sodaß er froh war, seine militärische Laufbahn vor der Zeit abbrechen zu können und auch dadurch wieder ein Stück persönliche Freiheit zurückzugewinnen. Warum war er überhaupt einmal beigetreten? Manche Bemerkungen in den Tagebüchern lassen darauf schließen, daß er in dem Dienst eines Offiziers eine Gelegenheit zur Schulung seines Charakters erblickte, um vor allem männlicher, entschlossener zu werden, aber auch eine Gelegenheit zur Unterordnung unter einen höheren Willen, zur Zurückstellung der eigenen Person und zur Anerkennung der Fähigkeiten anderer: „Bei der Reuterkompagnie bin ich hauptsächlich deswegen mit Nutzen, weil ich da viel praktische Menschenkenntnis erwerbe, Menschenwert auch in ökonomischen, bürgerlichen und handwerklichen Verhältnissen kennen lerne, den ich vielleicht allzu ausschließlich in moralischen Verhältnissen setze und gesetzt habe. Diese Reuterkompagnie und meine geringe Bedeutung, wenn es auf militärisches, mir ganz fremdes Verdienst ankömmt, erhält mich ferner in der Demut und Selbstherabsetzung, auch gegen solche Menschen, die dieses einzige Übergewicht über mich haben. Wenn man an anderen Orten zuviel gilt, ist es so gut, irgendwo zu wenig zu gelten, insofern man dadurch zu desto eifrigerer Erfüllung seiner Pflichten angespornt wird.“ (1789, 17. Dez.) 1783 bekleidete er den Rang eines Unter- und Oberkommissars. 1795, den 25. Nov. notiert er die Beförderung zum Kapitänleutnant. Schon 1794 äußert er Bedenken gegenüber der Aussicht, Rittmeister zu werden, weil er sich vor der Mühe, vor den Unkosten und vor seiner Kurzsichtigkeit fürchte. Nur bedauert er, daß durch seinen Verzicht der Kompagnie Schaden zugefügt werde! Er war eben auch hier mit Leib und Seele dabei. Mit Genugtuung und Stolz zeichnet er manche wohlgelungene Musterung und Übung unter seiner Führung auf. Man gibt etwas auf sein Wort und seinen Rat. So wurde ihm z. B. einmal die Redaktion eines Gutachtens übertragen „.... über das Projekt der militärischen Gesellschaft in Aarau[39]), die Einheit des gemeineidgenössischen Defensionale[40]) anlangend.“ Der Dienst begeisterte ihn sogar

39) Vgl. Anm. 379.

40) Die helvetisch-militärische Gesellschaft arbeitete Pläne aus für eine einheitliche Heeresordnung der Schweiz. Siehe Dierauer, Schweizergesch. IV. S. 374. Vgl. S. 250 f.

einmal, ein „Reuterlied“ zu dichten und seiner Truppe zu widmen „Auf, auf, ihr Reuterbrüder, auf!“, ... „welches mit Lust gesungen wurde.“ (Tgb. 1796, 12. April.) Und doch kam ihm die Sache oft als eine Spielerei vor, und sie wollte ihm besonders dann nicht mehr behagen, als Widerwärtigkeiten und Unstimmigkeiten sich häuften, wie solche sich schon 1794 zeigten, sodaß Girtanner den Verfall und die Auflösung befürchtete. Doch finden wir ihn 1797 immer noch dabei. Das Jubiläum des hundertjährigen Bestandes feierte er noch mit. Er vermied es auch ängstlich, es mit irgend jemand in der Kompagnie zu verderben: „Bei allem Unangenehmen, was die Streitigkeit der Reuterkompagnie auch immer mit sich führt, ist mein Trost doch dieser, daß ich bisher mit dem Rittmeister, den Offizieren, den Gemeinen, der Obrigkeit, so verschieden sie auch denken, ja selbst mit den Grenadieren gut stehe. Ich kann freilich keinen Anspruch auf großen politischen Einfluß machen. Aber sie müssen doch alle bekennen, daß ich bisher als ein vernünftiger, rechtschaffener Mann geredet und gehandelt habe. Der temperierte (!) Girtanner hat sich bisher noch nicht verleugnet.“ (1797, 3. August.) Auf die Dauer scheint ihm seine Zurückhaltung nicht gelungen zu sein. Wir hören bald darauf von drei stürmisch verlaufenen Offiziersversammlungen, wobei auch er angefeindet wurde. (1797, 10.—12. Aug.) So nahm er denn seine Entlassung und tröstete sich mit dem Gedanken, dadurch für ihm zusagendere Dinge Zeit und Freiheit gewonnen zu haben: „O welche Ruhe ist in mein Herz ausgegossen, seitdem ich weiß, daß die militärische Bürde mir abgenommen wird! Ich bin nun meiner Familie, meinem Beruf, meinen Freunden und meinen Büchern aufs neue geschenkt, denn ich wäre einhellig zum Rittmeister erwählt und in ein Meer von genußleeren Geschäften eingetaucht worden.“ (1797, 19. Nov.)

c) Bibliothek- und Schulwesen.

Mehr Freude und Anregung fand der geistig lebendige Mann in der Arbeit für das Bildungswesen, mochte sie der Hebung und Förderung der Bibliotheken oder der Schulen zugute kommen. Am 16. Mai 1793 trat er der Bibliothekgesellschaft bei[41]). Es scheint Sitte gewesen zu sein, daß beim Ein-

[41]) Das 1703 gegründete und 1753 erneuerte Bibliothekskollegium, zusammengesetzt aus Ratsherren, Theologen, Gelehrten und wissenschafts-

tritt oder bei der Übernahme der Leitung ein Geschenk an Büchern mitgebracht wurde. Girtanner zählt ein solches von 29 Bänden mit Titeln auf, nennt 1795 weitere drei und fügt nach Jahren dieser Stelle im Tagebuch bei: „.... Anno 1811, als ich zum Inspektor Bibliothecae ernannt wurde, gab ich die vollständige Ausgabe der lateinischen Klassiker, 105 Teile in 60 Bänden, auf schönes Papier, mit Titelkupfern, Rücken und Einband stark vergoldet." Oft trifft man ihn auf der Stadtbibliothek, deren Einrichtung und Bestände er eingehend kennen lernen will.

Girtanners starkes Bildungsbedürfnis wird uns in dem späteren Abschnitt „Seine geistige Welt" auffallen. Daß ihm die Bildung nicht nur seiner eigenen Kinder, sondern der Jugend überhaupt ein ernstes Anliegen war, geht aus den Notizen über St. Galler Schulen hervor. Es handelt sich meist um Privatschulen, denen er etwa als Inspektor sich zur Verfügung hielt. Reichere Familien taten sich als Garanten zusammen und unterhielten und betreuten eine solche Schule geistig und finanziell. Eine weitere Möglichkeit, wenigstens die eigenen Kinder elementar unterrichten zu lassen, bestand in der Zuziehung eines sogenannten Haushofmeisters, Hauslehrers, welches meist junge Theologen waren. Beziehungen zur Schule:

1789, 23. Sept. „war Versammlung bei Herrn Peter Wegelin wegen der Wetterschen[12]) Schule. Man erwählte mich in derselben zum Schulvorsteher. Ich behielt mir aber vor, diese Stelle übers Jahr wieder aufgeben zu dürfen."

1793, 5. März: „Ein Viertel nach 6 Uhr auf. Allerhand kleine Geschäfte. Nach Tische bis zwei Uhr in der Wartmannschen[13]) Schule der französischen Stunde beigewohnt ..." Am 7. Aug. „der Religionsstunde beigewohnt."

1784 heißt es einmal: „Den 22. April am Examen habe ich der Frau Knöpfel in der Vorstadt versprochen, ihren ältesten Buben von 11 Jahren, Joh. H. Knöpfel, ein Jahr lang auf meine Kosten Französisch zu lehren."

freundlichen Kaufleuten, beriet in dreimal jährlich stattfindenden Sitzungen über das Wohl der Bibliothek. 1753 wurde beschlossen, monatlich zusammenzukommen. Es sollten Vorlesungen, Vorträge u. Disputationen gehalten werden. Das Verzeichnis bringt auch Arbeiten von Girtanner.

42) Vermutlich auf Dr. med. Caspar Wetter zurückzuführen. Vgl. S. 55.

43) Vermutlich geleitet v. Pfarrer und Präzeptor (1766—1803) Jakob Wartmann.

1789, 25. Aug.: „2½—5 Uhr Schulsession im „Sonnenhof", und am 27. Aug. „Besuch von Dr. Wetter wegen unserer Wetterschule."

1790, 4. Febr.: „In der Sulzerschen[44]) Schule von 1—2 Uhr."

1790, 9. Mai: „drei Stunden an dem vierten und fünften Plan zur Errichtung einer Töchterschule gelesen und meditiert."

1793, 31. Mai: „von 10—11 Uhr besuchte ich qua (als) Aufseher die Privatschule von Wartmann."

1794, 24. Juni: „Schulrede memoriert, ans Vorexamen gedacht. Von 1½—4 Uhr Vorexamen in der Wartmannschule gehalten, über französische Sprache, Geschichte, Geographie, orthographisches Auswendigschreiben und Arithmetik."

1794, 26. Juni: „Von 7 bis 11½ Uhr mit dem letzten Hauptexamen von der Wartmannschule zu meinem Vergnügen mich beschäftigt, als Direktor derselben."

1794, 27. Juni: „Von 4—5½ Uhr Conferenz mit den Herren Vätern wegen der Schulgerätschaften und ökonomischen Angelegenheiten. Ein Stündchen in der Literarischen Gesellschaft geplaudert über Schul- und Examen-Angelegenheiten." Und am 28. Juni: „Abends eine Stunde mit den Schulkindern unserer nun aufgehobenen Lehranstalt beim „Meerpferd" zugebracht. Sie mußten ihre Habe forttragen. Ich unterhielt mich mit ihnen und beschenkte sie zum Abschied jedes mit einem Buche."

1794, 17. Juli: „An einer zu druckenden Nachricht ans Publikum inbetreff der Mädchenarbeitsschulanstalt geschrieben."

Solche Äußerungen zeigen, mit welcher Liebe Girtanner schulamtlich tätig war. Es steckt in dem Manne eine gute pädagogische Ader. Mit größter Hingabe überwachte er den Unterricht seiner eigenen Kinder und teilte ihnen tagtäglich und systematisch ein wohlgemessenes Lernpensum zu. Eine gute Verstandes- und Herzensbildung war ja ein Hauptstück des Erziehungsideales der Aufklärer.

d) Die „Rigi-Gesellschaft".

Wenden wir uns nun den weiteren gesellschaftlichen Kreisen zu, denen sich Girtanner angeschlossen hatte.

Wenn ein Sprichwort sagt „tres faciunt collegium", so stimmt dies für die sogenannte Rigi-Gesellschaft, welche sich

[44]) Unbekannt was für ein Sulzer.

einmal in einer Freundschaftslaune um Girtanner gebildet hatte. Sie hat keine größere Bedeutung, als daß sie auch den Aufklärer, Hofmeister und Theologiekandidaten Gregor Grob zum Mitgliede zählte. Keiner vom ganzen Kreise ist so wie dieser aufgegangen in den radikalsten Folgerungen der neuen Weltanschauung und besonders der religiösen Einstellung. Keiner vom St. Galler Kreis hat wie er über die Vaterstadt hinaus das ganze schweizerische Nationalbewußtsein geteilt, mit jenem Kreis um die Helvetische Gesellschaft sympathisiert und ähnliche Gedanken schriftlich als Abhandlung niedergelegt[45]).

Eine davon, „Der Schweizer auf dem Rigiberg", geht von einem mit Girtanner u. a. zusammen erlebten Ausflug auf den Rigi aus. Das Tagebuch weiß zu berichten: 1788, 10. Januar: „Meine kleine Exkursion auf den Rigiberg, 4.—8. Juli 1787, zähle ich, um der Sache selbst und um ihrer Folgen willen, unter die angenehmsten Vorfälle des verstrichenen Jahres. Besonders freuet mich die nähere Anschließung an Herrn Grob."

1788, 27. Februar: „Am Donnerstag Rigigesellschaft bei Eschmann."

1788, 2. März: „Sonntag. Um 4 Uhr kam Herr Grob, mit dem ich mich über das Projekt der Vermehrung unserer Rigi-Gesellschaft unterhielt."

1788, 13. März: „Donnerstag Rigi-Gesellschaft bei Prof. Wetter."

1794, 23. August: „In Grobs „Der Schweizer auf dem Rigiberg" gelesen."

Bevor wir zu den zwei größeren Gesellschaften übergehen, mag eine Tagebuchnotiz vom 3. XII. 1793 zeigen, wie sehr Girtanner in St. Gallen sich manchmal einsam und nicht verstanden fühlte: „Es betrübt mich, daß ich hier bei so wenig Menschen, auch selbst bei denen nicht, welche schöne Anlagen dazu haben, das Bedürfnis nach etwas Besserem, als was alle Welt sucht, antreffe. Ich muß leider, als über eine seltene Erscheinung, darüber schon mich freuen, wenn ich eine Person finde, die mir nur erlaubt, ein ernsthaftes moralisches Wort zu sagen und die mich mit Wohlgefallen anzuhören scheint. Was hilft aber das alles, wenn es am eigenen Triebe, vollkommener und nach guten Grundsätzen tugendhafter zu werden, mangelt?

---

[45]) Siehe über Gregor Grob S. 141 ff. Ferner die Auszüge aus der „Reise auf den Rigiberg" in dem Abschnitt E. „Das Naturgefühl", S. 239 ff.

O wie weit hin ich noch von dem, was ich selbst sein sollte, entfernt! Kaum sieht es in meinem Inneren und in meinem Hause mittelmäßig aus."

e) Girtanner und die Literarische Gesellschaft.

Wir wollen die Literarische Gesellschaft vorwegnehmen. Wernle erwähnt sie in seinem schon mehrmals zitierten Werk „Der schweizerische Protestantismus" unter den Vereinen und Gesellschaften mit nichttheologischen Zwecken, „die dieser Zeit ihr besonderes Gepräge geben, ... wo sich alle jüngeren, von den Aufklärungsidealen erfüllten Gelehrten, die Professoren Fels und Wetter, die Pfarrer Jakob Zollikofer und Jakob Wartmann mit anderen zusammenfanden"[46]).

Derselbe Gelehrte erwähnt Georg Wetter, der seit 1792 Philosophie und Latein an der St. Galler Hochschule lehrte, „ein Vertreter einer denkklaren, sittlich nützlichen, aber auch leidenschaft- und gemütlosen Frömmigkeit ..." Wernle bezeichnet diesen Georg Wetter als ersten Präsidenten der Literarischen Gesellschaft. Das ist insofern richtig, als Dr. Wetter vor der Konstituierung am 6. Januar 1789 den Vorsitz führte. Es wurden dann aber in jener Sitzung, wie das Protokoll aussagt, 4 Direktoren gewählt, welche im Turnus zu präsidieren hatten. Erster Präsident war Daniel Girtanner!

Das Hauptversammlungsprotokoll, welches uns vorgelegen hat, enthält für den Zeitabschnitt 1789—1798 nicht viel anderes, als was die regelmäßigen Notizen Girtanners im Tagebuch uns auch sagen. Darum stützen sich die folgenden Darlegungen vor allem auf dieses. Daniel Girtanner ist 55 Jahre lang einflußreiches Mitglied gewesen, und in seiner Person ist vom Anfang an ein Hauptstück ihrer Geschichte verkörpert. Bei dieser engen Verbindung rechtfertigt es sich wohl, ausnahmsweise einmal ein Zeugnis über die „Literarische" aus einer späteren Zeit herzuholen. Es stammt auch von Girtanner, aber aus dem Jahre 1814[47]). Da hielt er anläßlich des 25. Jahres-

[46]) Siehe Wernle II, S. 397.

[47]) Siehe das Schriftchen: Die Museumsgesellschaft in St. Gallen, von A. Linden, 1871, St. Gallen. Ferner: Feier des 25. Jahrtages der literarischen Gesellschaft in St. Gallen. Für ihre Mitglieder und Freunde, St. Gallen 1814.

tages eine Ansprache, welche uns besser als alles andere über den Zweck der Gesellschaft aufklärt, einer Vereinigung, in welcher nach dem Willen der Gründer „die reinsten Menschen-, Christen-, Bürger- und Patriotenfreuden gefunden und gepflegt werden."

„In der Tat, nichts wäre mir leichter, als den dankbaren Empfindungen in meinem Herzen Raum zu lassen und das Lob der „Literaria" in geschmückten Phrasen auszukündigen, wo sich dann zugleich auch der schönen Literatur, dieser Braut meiner Jugend, ein Ehrenkranz winden ließe.

Ihre Bestimmung war, Geschmack an würdiger und gemeinnütziger Erkenntnis allgemeiner zu verbreiten. Zur Übung im eigenen Denken und zu einer Gelegenheit, ungehinderten Gebrauch von unseren erlernten Kenntnissen zu machen, war und ist unser Verein vorzüglich geeignet. Jeder, der unsere Gesellschaft besucht hat, weiß, daß an den meisten Abenden nicht bloß Erholung von den mühsamen Geschäften des Tages gesucht und gefunden, sondern auch angenehme Unterhaltung entstanden, viel Gutes und Interessantes zur Sprache gekommen, manches reife Urteil über die bedeutenden Produkte der Literatur besonders in den ersten 10 Jahren gewechselt und fast jede Empfehlung derselben mit gutem Erfolg gekrönt worden.

Wir sind keine Akademie, obschon wir aus der Literatur den vornehmsten Gegenstand unseres Genusses machen. Aber ebenso wenig eine simple Lesegesellschaft. Denn wir wollen nicht allein lesen, sondern auch denken und das Gedachte einander mitteilen. Bei diesen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen lobe ich mir das Ungezwungene, Freundschaftliche, Wohlwollende, Ruhige und Anständige, Männliche und Würdige, wovon wir nie abgewichen sind.

Keiner wird es auch je bereuen, im stillen Umgange mit verstorbenen oder noch lebenden Schriftstellern, wie die sind, deren Werke durch uns verbreitet werden, seinen Geist angebaut, seinen Verstand aufgehellt, seine Begriffe bereiniget und berichtiget, sein Herz zum Gefühl alles Schönen und Guten ausgebildet, dieses Gefühl zu einer Quelle vollendeter, edler, gemeinnütziger Handlung gemacht zu haben. Denn Moralität, Ruhe des Geistes und Zufriedenheit ist höheren Ursprunges. Diese köstlichen Güter lassen sich nicht mit Geld erkaufen. Alle menschliche Betriebsamkeit, die sich nicht über Zeit und

Welt hinaus schwingt, ist nur von untergeordnetem Werte. Zu solcher Höhe aber verhilft das lebendige Wort eines Weisen. Darum sind auch die Schriften gelehrter und weiser Menschen eine nie zu berechnende Wohltat in der Hand der göttlichen Vorsehung, ein tausendfach durch Jahrhunderte fortwirkendes Beförderungsmittel nützlicher Kenntnisse, edler Empfindungen, segensreicher Taten."

Immer wieder hat Daniel Girtanner für geistige Anregung in der Gesellschaft gesorgt und selbst zahlreiche Vorträge im Laufe der Jahre ausgearbeitet. Aus der Anzahl und aus den gewählten Themata spricht eine erstaunliche Belesenheit und geistige Regsamkeit. Er bot die Sache, wie übrigens auch die anderen Referenten, unter denen wiederum Gregor Grob hervorragt, in Form von Vorlesungen, wie z. B.:

Über die moralische Seite der Kaufmannschaft. Über Griechenlands Geschichte, mit Anwendung auf die Schweiz. Wie kann ein junger Staatsbürger sich am besten auf Ämter und Bedienungen vorbereiten? Über den Wert der Ausbildung des Menschen zur Glückseligkeit. Über den moralischen Gebrauch und Zweck der Musik. Wie junge Schweizer ihr Vaterland bereisen sollen. — Alles Vorträge der Jahre 1789—1800.

Girtanner gehörte der Literaria bis zu seinem Tode, 1844, an. In diesem Jahre wird seiner im Protokoll noch einmal ehrend gedacht. Er war ihr Ehrenmitglied geworden, verdientermaßen! War er doch immer entweder Direktor oder Präsident, überhaupt aber die anregendste, geistesfrischeste Kraft gewesen. Schon die Tatsache, daß ein Mann des Geschäftes eine solche einflußreiche Stellung in einer literarischen Gesellschaft eingenommen und behauptet hat, kann uns einen Begriff von seiner ungewöhnlichen, universellen Geistes- und Charakterbildung geben.

Das oben erwähnte Zeugnis vom Jahre 1814 beweist, daß die Gesellschaft sich nicht politisch aktiv betätigte. Es läßt sich allerdings aus den Tagebuchnotizen unseres Zeitabschnittes feststellen, daß der kommende Umsturz seine Schatten bis in die Gesellschaftssitzungen vorausschickte. Das ist nicht zu verwundern. Sagen wir lieber statt Sitzungen, daß die gleichgesinnten jüngeren St. Galler sich in diesem ersten Jahrzehnt häufig in der Literaria zu zwanglosen Gesprächen zusammen fanden und daß dabei natürlich nicht nur literarische Fragen

erörtert wurden, sondern auch über die Zeitumstände lebhaft debattiert worden ist.

Das schon erwähnte Protokoll bringt nicht viel mehr als die immer wiederkehrenden geschäftlichen Traktanden. Doch findet sich dann und wann ein Eintrag, den man herausheben möchte. Folgende Stelle zeigt z. B. den starken französischen Einfluß auf die Kreise dieser gebildeten St. Galler. Es würde sich das Zeugnis decken mit Wernles Bemerkung: „Ansehnlicher war der französische Einfluß in der St. Galler Kaufmannschaft und auch bei manchen Intellektuellen von der Geistesart Jakob Wegelins, der nur leider den gründlichen und formlosen Deutschen in seiner ganzen Schreibart doch nicht verleugnen konnte. Man legte in St. Gallen Gewicht darauf, daß einheimische Theologen sich durch längeren Auslandsaufenthalt eine so feine französische Bildung aneigneten, daß sie als Prediger der französischen Kirche in St. Gallen den französischen Geschmack befriedigen konnten. Bei der Damenwelt bürgerten sich französische Moden ein, z. T. im Widerspruch mit den Luxusgesetzen“[48]).

Am 8. Christmonat 1789 vermerkt der Aktuar im Protokoll: „Übrigens hat noch ein Herr anzubringen beliebt, er habe schon einige Male bemerkt, daß in der Gesellschaft öfters französisch gesprochen werde, da doch jedem wohl bewußt sein müsse, daß verschiedenen Mitgliedern die französische Sprache nicht allerdings bekannt sei. In dieser Absicht also wünschte er, daß es der Gesellschaft zu verordnen gefallen möchte, daß, wenn keine Franzosen zugegen wären, man sich allemal der deutschen Sprache bedienen sollte, damit ein jeder in der Gesellschaft desto ehender Unterhaltung finde und an den vorkommenden Gesprächen teilzunehmen vermögend sein könnte, worüber nach geschehener Umfrage der Schluß dahin ausgefallen: Daß es freilich sehr zu wünschen wäre, es möchte eine reine deutsche Sprache bei uns in besserer Achtung stehen und daß zur Beförderung und Verbreitung derselben auch bei dieser Gesellschaft mehr Fleiß angewendet würde. Daß aber demohngeachtet man doch einem jeden hierinnen seine Freiheit unbehindert lassen müsse“[49]).

[48]) Wernle II, S. 587.

[49]) Siehe Hauptversammlungsprotokoll der literar. Gesellsch. St. Gallen. Mskrpt Vadiana St. Gallen.

Wir führen zwei weitere Stellen an. Die eine zeigt, daß man sich auch mit gemeinschweizerischen Fragen befaßte. Am 13. September 1791 hält Herr Johann Jakob Schirmer eine Vorlesung über „Der Einfluß schweizerischer Waffenübungen auf Patriotismus und Freiheitsliebe." Dieser Vortrag steht wohl im Zusammenhang mit dem St. Gallischen Interesse, wenigstens der Leute um Girtanner herum, an den Zielen der Helvetischen Gesellschaft, besonders auch der Militärischen Gesellschaft[50]).

Die andere Notiz weiß von einer unserer Literaria drohenden Konkurrenzgesellschaft zu berichten: „1799, den 3. April. Man hatte schon am 1. April erfahren, daß eine neue Literarische Gesellschaft gemeinnütziger Art, wie in Luzern, Zürich, Basel, Winterthur, sich bilden wolle." Nun wird beraten, wie man die Literaria mit der zu gründenden neuen verschmelzen könne.

Die Tagebücher und die Literarische Gesellschaft.

Eine erste Notiz findet sich eingetragen 1788, den 18. Oktober: „Das Projekt der Literarischen verschaffte mir mancherlei Beschäftigung und Genüsse."

1798, den 7. Januar: „Es ist buchstäbliche Wahrheit, daß ich vergangene Nacht bis nach zwei Uhr nicht schlafen konnte und anfänglich etliche Stunden nachdachte, ob nicht ein Mittel gefunden werden könnte, das No. 1 bei der Direktion der Literarischen Gesellschaft von mir abzulehnen. Ich hätte demjenigen, der mir eines gewußt hätte, gern ein paar Louis d'or gegeben, so bange war mir. Die Herren Mitdirektores, alle vier älter und angesehener als ich, fänden sich beleidigt, und doch war alles durch das Los so unschuldig als möglich gegangen. Zuletzt aber, da ich nichts finden, noch erdenken konnte, sann ich auf ein Mittel, die Rolle gut zu spielen, und nahm mir vor, der Wahl des Schicksals Ehre zu machen, sowohl durch möglichst eifrige und kluge Besorgung meines Amtes, als durch ein paar gute Vorlesungen über kaufmännische Gegenstände. Allein der Vorfall hatte mein Blut so erhitzt und mich so überraschend unangenehm affiziert, daß ich erst um halb drei des

[50]) Siehe S. 251, Anm. 379; S. 43, Anm. 40.

Morgens einschlafen konnte. Gegen 8 Uhr kam Herr C. Fehr zu mir und beruhigte mich so ziemlich."

1789, 27. Januar: „Versammlung der Literarischen Gesellschaft unter meinem Praesidio No. 1." 1789, 3. März: „Bei der Hauptversammlung der Literarischen Gesellschaft las ich einen Aufsatz über die Kaufmannschaft, von der moralischen Seite betrachtet, vor."

1789, 2. Juli: (Girtanner rechtfertigt sich, daß er so oft in der L. G. steckt) „Vielleicht denkt man, wenn man mich hierüber beurteilt, auch nicht, daß ich als Mitstifter der Literarischen Gesellschaft doch nicht wohl anderst kann, als die Woche drei bis viermal auf kurze oder längere Zeiten hinzugehen, und daß ich, wenn dieses Jahr vorüber sein wird, vermutlich ein wenig abbrechen werde, daß ich aber durch die Gesellschaft des Herrn Grob, da wir an dem gleichen Tage zu erscheinen pflegen, manches Vergnügen gehabt und manches seinem Worte oder seinem Beispiel abgelauscht habe, das in der Folge von großem Nutzen für mich sein kann, sodaß ich, alles abgewogen, die Besuchung der Literarischen Gesellschaft im ganzen auch für mich für nützlich halte und daran nicht übel getan zu haben glaube."

Im Jahre 1789 werden etwa 50 Besuche in der L. G. registriert, immer oder gewöhnlich von 6—8 Uhr. Manchmal erfahren wir etwas von den intimeren Vorgängen bei den Zusammenkünften, so z. B. über die Aufnahme neuer Mitglieder am 19. Oktober 1789: „Wie ungerecht kann Vaterstadtstolz oder Bürgerstolz, ich meine das Vorziehen der Bürger und das Herabsetzen der Fremden, im Kleinen wie im Großen werden! Die Literarische Gesellschaft ist im Begriffe, die Fremden durch die geheime, Bürger hingegen durch die öffentliche Wahl anzunehmen, damit ja nicht so viel Fremde kommen, die der Gesellschaft Unehre machen. Ich selbst werde dieses Medium vorschlagen, um zu verhüten, daß keine Verbitterung entstehe. Und doch haben uns in diesem ersten Jahre lauter Bürger Unehre gemacht, und doch hätten wir gar keine Literarische Gesellschaft, wenn uns nicht ein Fremder[51]) den Plan dazu gemacht hätte." 1789. 31. Oktober: „An Vorlesung für die Literarische Gesellschaft gearbeitet und an ein paar Gesetzen für eben dieselbe."

[51]) Vermutlich Gregor Grob, siehe S. 142.

1790, 12. Januar: „Von 5—8½ Uhr waren die Direktoren der L. G., vermutlich zum letzten Mal, in meiner Behausung versammelt."

1789, den 8. Dez.: „las ich in dem eben erhaltenen Stück des „Schweizermuseums"[52]) von einer vor etwa 60 Jahren in Paris im Hotel de Soubise errichtet gewesenen Literarischen Gesellschaft. Sie hielt sich aber nicht lange. Die anderen Akademien und die Jesuiten ließen nicht nach, bis sie wieder einging. Diese Worte brannten mich aufs Herz, weil ich fürchte, es möchte unserer Literarischen Gesellschaft gerade ebenso gehen. Akademien übersetze ich durch Cercles, Jesuiten durch alte Politici!" Das ist, nebenbei bemerkt, ein ganz interessantes Streiflicht auf konservative Gegenmächte, mit denen die L. G. offenbar zu rechnen hatte.

1791: „Es zeigt sich, daß meine Besuche sich hauptsächlich für die L. G. einschränken. Dieses sogar würde unterbleiben, wenn der „Moniteur" und Herr Grob nicht wären." 1792, 19. Juli: „Meine Abhandlung No. 4 „Über Griechenlands Geschichte, mit Anwendung auf die Schweiz, vorgelesen in der L. G."

1793, 13. Nov.: „Bis 8 Uhr in der L. G., wo ich meine Abhandlung „Wie sich ein Bürger auf öffentliche Ämter vorzubereiten habe", vorlas. Sie wurde, soviel ich merkte, gut aufgenommen. Gleichwohl aber begehrte sie kein Mensch von mir zum Lesen." 1795, 26. März: „Von 5—8 Uhr Hauptversammlung der L. G., wo ich als Präsident zu funktionieren hatte."

Die Einträge über die Literarische Gesellschaft häufen sich in den Tagebüchern. Daniel Girtanner gehörte ihr viele Jahre an. Als am 6. Januar 1789[53]) in der geräumigen Wohnstube des Herrn J. J. Thomann, im Hause „zum liegenden Hirschen", die Gründungsversammlung stattfand, zählte er zu den 34 ersten Mitgliedern. Ihm sagte der Hauptzweck, den man erreichen wollte, vor allem zu: Beschäftigung mit Gegenständen der Literatur, um sich den gemeinschaftlichen Genuß der neuesten Früchte derselben zu verschaffen. Jedes Jahr wurden für die Lesebibliothek 150—170 neue Bücher angeschafft, und verschiedene Zeitschriften lagen auf, in denen man sich über die neue-

[52]) „Schweizermuseum" kam in Zürich bei Orell, Geßner, Füßli & Co. heraus von 1783—1790. Vgl. Anm. 337.

[53]) Jubiläumsschrift 1814, S. 15, vgl. Anmerkung 47.

sten politischen Ereignisse und über literarische Neuerscheinungen unterrichten konnte, wie im „Moniteur“[54]) und in der „Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung“, welche seit dem Jahre 1795 gehalten wurden. Daneben schätzte er aber auch den Umgang mit feingebildeten Menschen, der ihm eine Fülle geistiger Anregung und gesellschaftlicher Unterhaltung bot. Doch war sein Verhältnis zu der folgenden intimeren Vereinigung wenigstens eine Zeitlang noch enger und für seine geistige Haltung mindestens so bedeutsam.

f) Gesellschaft der „Freunde des Guten“[55]).

1. Einleitung.

Auf Anregung Isaac Iselins war in Basel im Jahre 1777 eine „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ gegründet worden, deren Zweck in der Lösung folgender drei Aufgaben zu erreichen versucht wurde: Vermehrung der Industrie und des Wohlstandes der Mitbürger, zweckmäßige Erziehung der Jugend und Unterstützung der Armut, mit möglichster Verhütung des Mißbrauchs[56]). Ein Jahr darauf entstand in St. Gallen die „Gesellschaft der Freunde des Guten“. Es ist nicht nachweisbar, ob von Westen nach Osten direkte Einflüsse zu dieser Gründung angeregt haben. Daß die Schriften Isaac Iselins in St. Gallen ihre Leser fanden, ist gewiß. Mehr noch: Die menschenfreundlichen Ideen des berühmten Basler Ratschreibers und Gründers der Helvetischen Gesellschaft fielen auch in der Ostschweiz auf einen fruchtbaren Boden, im Kreise der „Freunde des Guten“. Ihr erster Präsident Dr. med. Kaspar Wetter[57]) hatte in den siebziger Jahren an der Universität Basel studiert und sich dort noch den medizinischen Doktorgrad erworben, nachdem er in St.

[54]) Eine oft zitierte Zeitschrift. Die Bibliothek der Literarischen Gesellschaft besaß im Jahre 1814 40 Bände dieses wichtigen Tageblattes der neueren politischen Begebenheiten, welches auch Angaben über die französische Literatur enthielt.

[55]) Siehe Hauptbuch der „Gesellschaft der Freunde des Guten“, Mskrpt Vadiana St. Gallen.

[56]) Siehe Wernle II, S. 185.

[57]) Siehe in „Feier des 25. Jahrtages der Literar. Gesellschaft, St. Gallen 1814“, S. 36 ff.

Gallen bereits einige Jahre mit großem Erfolg praktiziert hatte. Im Jahre 1750 geboren, war er mit 17 Jahren nach Deutschland gezogen. Von seinem Stiefvater, der ein Wundarzt war, hatte er das Barbieren und Aderlassen erlernt. Nun bildete er sich während einem fünfjährigen Aufenthalt in Dresden bei dem Hof- und Leibwundarzt Rumpelt zum Operationsgehilfen aus. Nach St. Gallen zurückgekehrt, wurde er bei einer Pocken- und Faulfieberepidemie wegen seiner Heilerfolge bekannt und geschätzt. Girtanner stellt einmal, es war im Jahre 1792, beim Tode der kleinen Helena Maria, dem Dr. med. Wetter das ehrende Zeugnis aus: „.... Er erwarb sich bei mir bei diesem Anlaß größeres Zutrauen. Er verhielt sich, wie ein wahrer Arzt, nach meinem Ideal, sich verhalten soll, d. i. prüfend, nachsinnend, ehe er sprach. Eifrig tätig, zur Bewunderung erfinderisch, wenn er handelte oder sprach. Sehr geschickt, die guten Augenblicke zu benutzen, in Vergleichung mit seinem Kollegen wie Geist gegen Körper. ...“ Kaspar Wetter war mehr als ein guter Arzt. Seit seiner Rückkehr von Basel setzte er sich in seiner Vaterstadt für gemeinnütziges Schaffen restlos ein, allein oder mit andern. Man begegnet in seinen Äußerungen, Reden und Vorschlägen überall Iselinschen Gedanken, dem sozialen Programm und menschheitsbeglückenden Optimismus der Aufklärung.

Daniel Girtanner schloß sich diesem ihm innerlich verwandten edlen Manne enger an. Auch er gehörte zu den ersten und regsten Mitgliedern der „Freunde des Guten“, zu den „F D G“, wie er sie in den Tagebüchern kurz bezeichnet. Jahrelang war er der schreibgewohnte Protokollführer der Gesellschaft und trat ebenfalls mit guten Anregungen und Vorträgen hervor. Von seinem initiativen Geiste für die Sache zeugen etwa folgende Tagebuchvermerke: „.... Die monatlichen Zürcher Nachrichten gelesen. Eine darin gefundene obrigkeitliche Anleitung, wie man sich bei der roten Ruhr verhalten sollte, flößte mir den Wunsch ein, daß die „Freunde des Guten“ dergleichen nützliche Volksbelehrung in einem Beiblatte zum Wochenblatte herausgeben möchten. Ich dachte nach, wie ich dies gelegentlich vortragen wolle.“ (1793, 9. Nov.) „Von 6—8 bei FDG das von mir abgefaßte Gutachten über die Arbeitsschule in Dr. Wetters Hause vorgelesen und gutheißen lassen.“ (1794, 14. Juli) „Pläne für Lehrer im Spital der FDG gelesen und bis ½9 Uhr eine Verordnung für denselben entworfen.“ (1794,

21. Dez.) Viele ähnliche Notizen ließen sich beibringen. Girtanner vermerkt jede Sitzung, jeden Gedanken sozusagen und Plan, der in diesem intimen Freundeskreise gehegt wurde. Um dieses engen Zusammenhanges willen zwischen ihm und dieser Gesellschaft müssen wir wenigstens in großen Zügen ein Bild von ihrer Art und ihrem Wirken entwerfen.

2. Die Entstehung der Gesellschaft.

Über den Ursprung der „FDG" erfahren wir aus dem Protokoll: „Die Arbeit der Freunde des Guten ist den 25. August 1778 das erstemal ad Protokollum genommen worden. Was vorher (!) von Herrn Dr. Wetter, Bernet[58]) und Rietmann getan worden, ist dem Himmel allein bekannt. Was aber seit obigem Zeitpunkt getan worden ist, ist hier verzeichnet, sowohl, um es der Vergessenheit zu entreißen, als aber auch Aufmunterung, Ermahnung und Warnung auf die Nachwelt kommen zu lassen."

Über den Zweck, Sinn und Geist ihrer Bestrebungen unterrichten am besten die Reden, welche Präsident Wetter jeweilen an der Hauptversammlung hielt. Von ihm stammt auch das Eingangswort zum ersten Protokoll, das in aller Kürze programmatisch die Ziele der Freunde zusammenfaßt:

„Treue, liebe Mitbrüder!

Eines der erfreulichsten Vergnügen, das wahre Patrioten kennen und empfinden, ist, ihre Mitbürger glücklich zu wissen und solche glücklich zu machen. Der Hauptzweck des wahren Patriotismus ist wahre Beförderung des allgemeinen Besten, Aufsuchung der Bedürfnisse des Staates, Entdeckung und Bekanntmachung der besten Mittel, denselben abzuhelfen, die Aufweckung junger und unbemerkter Genien, Verbreitung mehreren Lichts und Kenntnis und dadurch mehreren Fleißes, mehrer Ordnung und Tätigkeit, Wahrheiten, die durch eine Menge Taten einzelner Patrioten und patriotischer Gesellschaften in und außer unserem Lande bestätigt worden, Wahrheiten, deren vorzüglichen Wert, Würde und Wichtigkeit die Urheber dieser Gesellschaft mitfühlten und die sie offen auf ihren Spa-

[58]) Siehe in „Feier des 25. Jahrestages" das Nachwort, verfaßt von G. L. Hartmann, S. 36 ff.

ziergängen und auf ihren anfänglich absichtslosen Zusammenkünften beschäftigte. Liebe Freunde! Lieber Rietmann und lieber Bernet! Es war nicht schwer, auch bei dem schwachen Licht, das wir besaßen, mit welchem wir in unser kleines Vaterland eindrangen, verschiedenes zu finden, das einer Verbesserung bedurfte, das gänzlich fehlte. Wir fingen an, uns einige Gesetze zu erteilen, nach denen wir uns richten wollten, die in der Folge von unserem würdigen Herrn Mitgesellschafter, Herr Pfarrer Peter Stäheli[59]), ganz in Ordnung gebracht worden. Wir hofften und weckten, soweit wir wirken konnten. Wir fanden aber gar bald, daß wir zu schwach waren, etwas Wichtiges auszuführen. Wir sehnten uns daher, uns an andere wackere Männer unvermerkt anzurücken und mit ihnen Hand in Hand zu bewerkstelligen, wozu wir allein zu schwach waren. Bald führte uns auch die Vorsehung, Dank sei es ihr, verschiedene wackere Männer zu, die unseren Antrag mit Freuden annahmen und mit Vergnügen mit uns zu einem Zweck sich vereinigten ..., soviel in unseren Kräften steht, das wahre Wohl unserer Mitbürger zu befördern. Der Zweck der Gesellschaft ist einer der würdigsten und schönsten.

Hier, treue Mitbrüder, ist eine unerschöpfliche Quelle von unschuldigen, von wahren patriotischen, von verdienstlichen Vergnügen. Nirgends können wir den Überfluß unserer Güter, die uns Gottes Segen zukommen läßt, besser anwenden, unser eigen Gefühl für wahre Menschen- und Vaterlandsliebe mehr äuffnen und auch auf die Nachwelt das gleiche Gefühl besser fortpflanzen, als durch Taten und Denkmäler, die von Patrioten der Vorwelt abstammen. Freilich werden wir niemals alles das zustande bringen, was wir wünschen, und nicht alles tun können, was wir tun möchten. Aber frohes Bewußtsein, schon das unvermögende, edle Wünschen, edle Gesinnung ist Tat bei Gott! ....."

Patrioten wollten diese Freunde des Guten heißen! Der wahre Patriotismus förderte das allgemeine Beste, war echte Menschen- und Vaterlandsliebe und tat alles zur Ehre Gottes! So faßten sie es auf, als ein kernhaftes Christentum der Tat an dem bedürftigen Nächsten und an den geistig noch von der Nacht des Aberglaubens umdunkelten Menschen. Die

[59]) Vgl. S. 182.

anderen Reden Wetters sind ebenfalls getragen von einer feinen humanen Gesinnung, dort zu raten und zu helfen, wo eine Not zu wenden ist. Es ist das Humanitätsideal der Aufklärer. Auch die sonst mehr dem wirtschaftlichen Leben zugewendete Industrie- und Handelsstadt St. Gallen beherbergte vor 1798 eine Schar Idealisten, denen die allgemeine Gottes- und Menschenliebe keine Phrase, sondern ein heiliges Gebot bedeutete. Das war ihnen echter Patriotismus, so zu leben und so zu dienen, daß die Menschheit, zunächst aber das eigene Vaterland, will sagen die Heimatstadt immer mehr dem Zustande wahrer Glückseligkeit und Vollkommenheit entgegengeführt werde. In die Politik mischten sich diese Männer nicht. Sie hüteten sich, irgendwie die Behörden, die „gnädigen Herren und Oberen", vor den Kopf zu stoßen. Eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse sollte von innen her, durch Aufklärung und moralische Bildung jedes einzelnen Bürgers als eine natürliche Frucht sich einstellen.

3. Die Präsidialreden Dr. Wetters.

Diese Reden Dr. Wetters sind heute noch rührend zu hören wegen dem ehrlichen Wollen, das sie durchzieht, und wegen dem hohen Ethos, das sie durchglüht. Alle Schichten des Volkes werden darin erfaßt und jeder Einzelne als ein wertvolles Glied des Ganzen angesehen. Auch für die Bildung rechtschaffener Bürgerinnen, „wahrer Republikanerinnen", hat der Staat zu sorgen. Denn der spielende Leichtsinn, die elende Witzelei und abgeschmackte Empfindelei, der unaufhörliche Wechsel der Mode, der den Geist drückende Dunst der Unwissenheit der Vorzeit, oder der Geist, „der an kleinfügigen Tändeleien, an der ihn verheerenden Lektüre der Romane und der Produkte des Witzes allein Geschmack findet", kann die Bürgerstöchter nicht zu der erhabenen Einfalt der Sitten der Altvordern führen. Aber Einrichtungen, „die dem Strome des Leichtsinnes einen Damm setzen und das reine Gepräge, das die Natur in junge weibliche Seelen gedrückt hat, erhalten", können es. (1790, 9. Febr.) An der Veredlung und Aufklärung des menschlichen Geistes haben die Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Künste zu arbeiten, auf allen Gebieten: „Der Religion, der Gesetzgebung, der Rechte des Menschen, der Arzneikunst, der

Handlung, der Handwerker und Künste, der Pädagogie usw.", damit Barbarei, Unwissenheit und Sklaverei verschwinden. Der außerordentliche Hang zum Wunderbaren und Übernatürlichen verderbe die Sitten, wie auch der Hang zur Romanlesesucht vor allem junge Leute verweichliche. (1792.) In der „Aufmunterungsrede"[60]) vom Jahre 1793 spricht Wetter über den Wert der Religion für solche gemeinnützige Gesellschaften, wie die „Freunde" eine sein sollen. Er zieht aus der Bibel und aus der Geschichte den Schluß, „daß die Vernunftfähigkeit des Menschen, sowie die Kraft seines Herzens ihre edle Richtung von der dem Menschen von Gott anerschaffenen Anlage zur Religion erhalten hat. ... Ich glaube mich ferner nicht zu irren, wenn ich sage, daß sie, die Anlage zur Religion, dieser göttliche Strahl, den die ewige Quelle alles Lebens dem Menschen eingeflößt hat, es war und noch ist, die den Menschen über die Tiere erhebt und ihn hindert, nicht zu ihnen herabzusinken, die seinen Kräften, Gaben, Geschicklichkeiten, Künsten und Tugenden diejenige Richtung gab und noch gibt, die er zeigen und nicht zeigen kann. ... Immer ist es ferner wahr, daß die Lehren der christlichen Religion die edelste und reinste Anweisung zur Aufklärung der menschlichen Vernunftfähigkeit enthalten. Selbst Sokrates, Marc Aurel konnten keine Wirkung hinterlassen. Wo blühen Künste, Wissenschaften und Gewerbe, wo allgemeiner und öffentlicher Wohlstand mehr, als da, wo das Licht leuchtet, das durch die erhabenste aller Wissenschaften, die durch Jesum gestiftete Religion angezündet worden ist? ... Christus bemühte sich unausgesetzt, sein Volk zu erleuchten, wobei ihn ein gerader Sinn, Gefühl für alles Wahre, Schöne und Gute, männlicher Scharfsinn, ruhiger Gang der Begriffe und Abneigung für alle falsche Empfindsamkeit auszeichnete. Und seine Bemühungen für die gesellschaftliche Glückseligkeit, bezogen sie sich nicht vorzüglich auf die Reinheit der Sitten, auf Menschenliebe, Dienstfertigkeit, Uneigennützigkeit, Beförderung der Wahrheit, einen mit Fröhlichkeit begleiteten Fleiß, Ordnung, Liebe, Achtung gegen die Vorgesetzten, Entfernung alles Aberglaubens und auf einen Gottes-

[60]) Dieser von Wetter gewählte Ausdruck erinnert an die Bezeichnung „Aufmunterungsgesellschaft", welche Iselin mit Vorliebe für die Basler „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" braucht. Vgl. Wernle II, S. 185.

dienst, bei dem Gott mit einem zutrauensvollen, dankbaren Herzen verehrt wurde? ..."

1794, als die politischen Verhältnisse auch im östlichen Helvetien immer unsicherer und unruhiger wurden und als wohl auch die Reihen der „Freunde des Guten" sich lichteten und die Arbeit unter der bleiernen Schwere menschlicher Mattigkeit und Verzagtheit lahm zu werden drohte, ermuntert der hochgesinnte Menschenfreund in seiner Ansprache die Treugebliebenen mit dem feinsinnigen Mahnwort: ...

„Es ist jetzt nicht meine Absicht, alle die politischen Ursachen zu enthüllen, die der Wirksamkeit unserer Gesellschaft Grenzen setzen und wahrscheinlich zum Untergang befördern würden, sobald ihre Mitglieder und ihre Beschäftigungen offenbar wären. Sie kennen sie alle viel besser als ich. Nur ein paar Worte über das Moralische dieses stillen, gemeinnützigen Wirkens: Alles stille, geräuschlose gemeinnützige Wirken ist die schönste Nachahmung des Wirkens Gottes in seiner Welt. Mit verborgener Weisheit bereitet er uns die zu schenkenden Reichtümer in der Tiefe der Erde. In der einsamsten Mitternacht arbeitet seine Natur für uns am meisten. Welches menschliche Aug hat je Wachstum der Pflanzen und der Nahrungsmittel für Menschen und Tiere entdeckt? Wie sanft und still geht seine alles belebende Sonne uns auf und nieder? Nur ein Augenblick in dem gestirnten Himmel in einer feierstillen Nacht, in welcher sich seine ganze Pracht vor uns verbreitet, wem ist er nicht Stimme Gottes, der so ganz im stillen den erstaunungswürdigen Umlauf der unzählbaren Gestirne und der die Glückseligkeit all der Myriaden von Myriaden lebendiger, der Glückseligkeit fähiger Wesen, mit der sie angefüllt sind, besorgt? Wem ist es nicht eine Stimme, daß Gott, ihr und unser Schöpfer, es will, daß auch wir, wie uns das Beispiel des größten Menschenfreundes zeigt, ebenso im stillen unsere Mitmenschen beglücken und segnen, ihnen helfen und dienen sollen?

Bei stillem, gemeinnützigem Wirken werden wir, wie bisher, so fortan vor allen den Menschenfreund entehrenden und dem gemeinnützigen Guten so gefährlichen Leidenschaften bewahrt, als Prüderie, Stolz, Ruhmsucht, Eigenliebe, Eitelkeit und Eigennutz. ... Dadurch wird zugleich unser gesellschaftlicher Umgang so vertraulich bleiben, wie er es bisher war, und aller Zwang, Mode, Künstelei, Affektation von uns bleiben. Als wahre, herzliche Freunde wird jeder gern den andern in seine Seele schauen lassen ...

Wir müssen uns auch außer unserer Gesellschaft an gute, gemeinnützig gesinnte Menschen anschließen, sie nützen und zu stärken suchen. Es ist und wäre wahrlich unerträgliche Selbstsucht, wenn wir uns nur in uns selbst einschlössen.

So viel uns immer möglich ist, wollen wir den rechtschaffenen, bescheidenen, wirklich verdienstvollen, aber aus Schüchternheit im Dunkel lebenden Armen hervorziehen, ihm Achtung, Unterstützung und Beifall lohnen, um ihn seines Lebens froher und durch die Anerkennung und Schätzung seines Wertes der Welt nützlicher zu machen ..."

So geben uns diese Reden in Umrissen ein Bild von den geistigen Zügen der Gesellschaft. Wohl möchte man staunen über die Kühnheit dieser Männer, sich für die Berufenen, für die weisesten und besten ihrer Mitbürger zu halten, das „Vaterland" aus seiner Trägheit zur sozialen Tat aufzurütteln und selbst Hand anzulegen. Aber der Dienst, in den sie sich mit einem heiligen Eifer für das Gute stellten, und der für sie ein Gottesdienst war am Nächsten und am Vaterlande, verbietet zum vorneherein jedes abschätzige Urteil und auch den Vorwurf der Unbescheidenheit.

Diese Freunde des Guten sind wahrlich im Innersten überzeugt von der Ehrlichkeit ihrer idealen Absichten und Zwecke. Daß Daniel Girtanner zu ihnen gehören wollte und zählen durfte, spricht für seine charaktervolle Persönlichkeit. Daß wiederum Ulrich Bräker der intime Freund und Gesinnungsgenosse dieses Mannes war, ehrt auch ihn und bezeugt, wie stark in dem Toggenburger der Bildungsdrang und der Drang nach Vervollkommnung war.

Wenden wir uns nun einem Überblick über die praktische Auswirkung der Gedanken Wetters zu. Manches brauchbare Werk darf da geschildert werden und wird den Freund einer guten sozialen Kultur freuen. Ja, er muß überrascht sein, daß so viel moderne Ideen, manche uns durchaus sympathisch und vertraut, darin schon keimhaft hervorsproßten.

4. Bestrebungen der „Freunde des Guten" zur Verbesserung der Schulen.

Die „Freunde" blieben nicht bei dem in ihren Versammlungen gesprochenen Wort stehen. Manche gedruckte Publikation mußte einem guten Gedanken in der breiten Öffentlichkeit Boden bereiten, und eine ganze Anzahl Projekte und

Preisausschreiben in der Zeitschrift „Beiträge zum gemeinen Nutzen“ sind ein sprechender Beweis von der Fruchtbarkeit ihrer Arbeit.

So hat die Gesellschaft z. B. beschlossen, im Anfang des Augustmonats 1778, folgende Preisaufgabe durch die „Beiträge zum gemeinen Nutzen“[61]) (siehe Beitrag 1. Jahrg. p. 64) bekanntzumachen: Preisaufgabe, die Verbesserung der öffentlichen Schulen betreffend.

Es war der erste Gegenstand, der die Freunde beschäftigte. Hören wir, was das Protokoll über die Veranlassung dazu schreibt:

„Wie stärker die Anzahl der Menschen ist, die in einer Stadt beisammen leben, je verschiedener werden ihre Neigungen, Leidenschaften, Absichten sein, je mehr wird daher durch so mancherlei Dissonanzen, die daraus entstehen, die nötige Harmonie gestört, je leichter schleicht sich allerlei Verderbnis ein und pflanzt sich fort. Nur aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sollten schon die öffentliche Erziehung und ihre beste Einrichtung die wichtigste, erste und wesentlichste Angelegenheit eines Staates sein.“ Das Preisausschreiben hatte nicht den erwarteten Erfolg. Statt einer durchdachten Lösung der Aufgabe erhielt die Gesellschaft einen Brief von einem Außenstehenden, voll guter und warmer patriotischer Gesinnung. Der anonyme Schreiber erwähnt Isaac Iselins, „des echten Menschenfreundes, des stillen Beförderers des Guten, das die Menschheit ehret und glücklich macht.“ Dann erinnert er an die Pflicht der Väter der Stadt, „gute Einrichtungen, aller Hindernisse ohngeachtet, zu bewürken.“

Am 23. Juli 1783 wurde die öffentliche Erziehung in den

Töchterschulen

als ein wichtiger Gegenstand der Gesellschaft angesehen und in Erwägung gezogen, „bei dem gesegneten Fortgang der gemachten Verbesserungen in den Knabenschulen auch unser Publikum aufmerksam zu machen, den Töchtern einen ihrer Bestimmung gemäßen, zweckmäßigen Unterricht zu geben“.

So wurde denn wieder eine Preisaufgabe gestellt und für die beste Lösung ein Preis von 10 Dukaten ausgesetzt:

„Welches ist der zweckmäßigste Unterricht, den unsere Bürgerstöchtern in den öffentlichen Schulen erhalten müssen,

61) Siehe S. 20.

um so gut und sicher als möglich zu ihrer Bestimmung geführt zu werden?“

„Was faßt er im Allgemeinen, was im Besonderen in sich? Welches ist die beste Art und Weise, ihn mitzuteilen, und was für Einrichtungen sind desfalls zu machen?“

Zum großen Vergnügen der Gesellschaft liefen während dem angesetzten Termin 3 Preisschriften und ein Beitrag über einen einzelnen Gegenstand des Unterrichtes ein. Im März wurde die Prüfung dieser Lösungen vorgenommen. Diejenige von Herrn Pfarrer J. Michael F e l s[62]), mit der Devise „Vivre pour apprendre, apprendre pour être utile“ „als die vollständigste und genugtuendste“ erhielt den ersten Rang. Da aber die von Herrn Pfarrer Georg Wetter[63]) mit der Devise „Jeder sei seiner Meinung gewiß“ von einer andern Seite auch ihre entschiedenen Vorzüge hat, so ging der Gesellschaftsschluß dahin, das Prämium zu teilen in 6 und 4 Dukaten. Eine dritte Arbeit, Verfasser Herr Pfarrer Rothmund[64]), erhielt einen besonderen Preis von 2 Dukaten. Auszüge daraus wurden ebenfalls verwendet. Devise „Prüfet alles und das Gute behaltet“. Ferner wird ein Beitrag von Zeichenlehrer Hildbrand mit einem Dukaten warm anerkannt. Präsident Wetter stellte von allem einen Auszug her, schrieb eine Vorrede dazu, und so entstand die Publikation „Zwo gekrönte Preisschriften über die Verbesserung der öffentlichen Töchterschulen der Stadt und Republik St. Gallen, nebst Auszügen aus zwei andern Abhandlungen über diesen Gegenstand, in Kommission bei Huber & Co. 1790, 115 S. kl. 8“.

Am 9. April 1792 finden wir im Protokoll, den gleichen Gegenstand betreffend, folgenden Eintrag: „Über zweckmäßigeren Unterricht für Töchtern in den öffentlichen Schulen: Ärmere Mädchen sollen Anweisung a) in Handarbeiten, b) in Haushaltungsarbeiten erhalten“. Es wurde eine Kommission bestellt von drei Mitgliedern. Daniel Girtanner war eines derselben. Zwei Pläne liegen vor, worüber die Meinungen auseinandergehen. Derjenige von Dr. Wetter erhält den Vorzug. Punkt für Punkt wird besprochen, geprüft und das Ganze der Versammlung dann vorgelegt. Doch war keine Einmütigkeit zu erzielen. Wetters Programm erschien ängstlichen Gemütern

62) Vgl. S. 19. Ferner Wernle II, S. 392, 436, aufgeklärter Theologe.
63) Vgl. S. 19. Ferner Wernle II, S. 392, 436, aufgeklärter Theologe.
64) Wernle II, S. 392, aufgeklärter Theologe.

als zu revolutionär! Es sei gut, aber es errege gewiß Aufsehen, denn die Leute seien noch nicht zum hellen Sehen gewöhnt. Dr. Wetter verschloß den Entwurf wieder in seinem Schrank! Die Sache wurde für diesmal aufgegeben.

Erst im Juli 1793 kam man darauf zurück. Wenigstens einigen armen Bürgerstöchtern sollte an den öffentlichen Schulen Unterricht in Handarbeiten erteilt werden. Im September 1793 begann dieser Unterricht für 12 arme Mägdlein in der Mägdleinschule, „im Lismen, Nähen und Spinnen, damit sie sowohl durch Tätigkeit und Arbeitsamkeit, als auch durch Reinlichkeit, Sittlichkeit oder Moralität zu guten Dienstmädchen sollten gebildet werden." Der vorberatenden Kommission gehörte wiederum Girtanner an.

Ein besonderes Augenmerk schenkte die Gesellschaft der Ausbildung der Waisenkinder im Spital[65]), der Schulung der Knaben und Mädchen. Hier hatten die „Freunde" Gelegenheit, unter schwierigen Verhältnissen Gutes zu tun. Die Waisenkinder wuchsen im Spital in denkbar ungünstiger Umgebung auf, „unter demselben Dache, welches auch die Armen und Kranken der Stadt und andere versorgungsbedürftige Leute barg. In ein altes, großes, dumpfes Gebäude, mitten in den Gassen gelegen, waren 50—100 Waisenkinder mit 200, wenn nicht gar 300 Armen und Kranken, vielfach auch sittlich Verwahrlosten, zusammengepfercht."

Ein Ratsprotokoll vom 21. Juni 1758 verlangt folgende hygienische Maßnahmen: „Wofern die Waisenkinder in Gesundheit aufwachsen und zu einer rechten Taille kommen sollen, ist ihnen in diesen Jahren eine Rekreationszeit zur Bewegung und Erlüftung zu gestatten." Geschähe dies nicht, so bekämen sie in ihren feuchten Zimmern leicht die Krätze. Dieser Forderung nach Luft und Licht in den Räumen konnte allerdings nur ein Neubau vor den Stadtmauern genügen, der zur großen Freude auch Girtanners im Jahre 1811 verwirklicht wurde. Er und seine Freunde suchten besonders die intellektuelle Ausbildung der Waisenkinder, welche im Argen lag, zu fördern.

Immer und immer kehren die Beratungen über diesen Gegenstand im Protokoll wieder. Es wird geklagt, daß nichts zur

65) Siehe Denzler „Jugendfürsorge in der alten Eidgenossenschaft", S. 373, 399 ff. Vgl. Wilh. Schlatter, Was Gott den Vätern war, S. 182.

besseren Erziehung und Ausbildung der Waisenkinder getan werde. Die Knaben sollten doch tüchtige Handwerker und Professionisten werden.

1779 bemühen sich die Freunde energisch um die Hebung des Unterrichtes: Auf ihre Veranlassung werden Zeichnen, Geographie und die Anfangsgründe der Geometrie in den Lehrplan aufgenommen. Sogar für die Geschichte der Künste und Handwerke sind Stunden einzuräumen. Die Lehrkräfte werden oft auf Kosten der Gesellschaftskasse ausgebildet und ihnen auch Stipendien zu einem Aufenthalt im Ausland ausgerichtet. Ein Mitglied schlug auch einmal in einem längeren Gutachten die italienische Sprache als notwendiges Lehrfach für die zukünftigen Handwerker vor. Daß diese Schule im Spital den „Freunden" am Herzen lag, beweist der fürsorgliche Beschluß „betr. die Sicherstellung unseres Institutes im Spital":

„Der Patriot und Menschenfreund ruhet nicht eher, bis er seinen wohltätigen Handlungen die Festigkeit und Dauer gegeben hat. Sein Blick überschaut das jetzige und künftige Geschlecht. Er wünscht nicht nur jenes, sondern auch dieses glücklich zu sehen.

Dergleichen Gedanken stiegen in uns auf, als wir im April 1790 den Entschluß faßten, auf die Aufforderung unseres bestverdienten Spitalpfarrers hin nach und nach ein Kapital von 3000 Gulden durch freiwillige Beiträge zu sammeln, um aus den Zinsen desselben die Unkosten, welche der Unterricht der Waisenkinder im Zeichnen, in der Geometrie, in der Geographie und im Lismen nach sich zieht, zu bestreiten, damit einerseits dieses in unseren Augen sehr wohltätige Institut auf immer fest gegründet werde und andererseits die Gesellschaft freie Hände bekomme, ihre gewöhnlichen Einnahmen an andere gemeinnützige Gegenstände zu verwenden."

5. Weitere Bestrebungen zur Jugend- und Volksbelehrung.

Was die „Freunde" sonst noch taten für die Jugendbildung und Volksbelehrung, kann hier nicht ausführlich geschildert werden. Daniel Girtanner wurde gewöhnlich in die Kommissionen gewählt, welche sich mit dem Studium solcher Fragen befaßten. Besonders setzte er sich ein für die Gründung einer

Lesebibliothek für junge Leute. Das Hauptbuch der Gesellschaft bringt die Verzeichnisse der Bücher jeder Bibliothekklasse, deren es je nach Alter im ganzen drei gab. Religiöse und moralisierende Literatur der Aufklärer nimmt darin einen breiten Raum ein. Theologen wie Jerusalem, Spalding, ein Gellert und ein Lavater sind reichlich vertreten, aber auch vaterländische Stoffe legt man der Jugend gern vor. Wir stoßen auf die Namen Albrecht von Haller, dessen staatspolitische Romane „Alfred", „Usong" und „Fabius und Cato" aufgeführt werden, ferner auf Joh. Georg Zimmermanns „Vom Nationalstolz", auf Beat Ludwig von Muralts „Lettres sur les Anglois et les François", auf Joh. Ludwig Ambühls „Der Schweizerbund". Geographische und geschichtliche Werke wechseln mit den neuesten Erscheinungen der deutschen klassischen Dichtung. Goethes „Stella" und „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand", Chr. Ewald von Kleists sämtliche Schriften und auch des Matthias Claudius „Asmus omnia sua secum portans" sind eingereiht, auch Joh. Jakob Bodmers „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter" und Joh. Georg Sulzers „Schöne Künste".

Im Briefbuch der „Freunde" kann man auch die Rechenschaftsberichte und Gutachten nachlesen, welche zum Teil von Daniel Girtanner stammen und von seiner Hingabe für das geistige Wohl der Jugend zeugen. Selbst der Herausgabe eines neuen, im Sinne der Aufklärung verbesserten St. Galler Kalenders nahm er sich mit andern Mitgliedern an. Die letzten Schichten des Volkes suchte man dadurch für hellere, vernünftigere Anschauung der Natur und des Lebens zu beeinflussen und der Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit zu entreißen. Es soll aber auch die Geschichte der Heimat und damit die Heimat selber lieb gewinnen, sich interessieren lernen für wichtige politische Gegenwartsfragen. Ein Mitarbeiter wird z. B. beauftragt „... das Defensionale der Schweizer zu beschreiben[66]), weil so wenige etwas Rechtes davon wissen und jetzt doch die gegenwärtige Zeit in Worten und Taten davon soviel reden macht. ... Dann solle wieder ein Bogen aus „Meiners"[67]) bearbeitet und den Appenzellern, Rheintalern,

66) Vgl. S. 43, Anm. 40.

67) Siehe S. 255, Anm. 399. Girtanner notiert im Tagebuch Januar 1789, Angaben über wirtschaftl. Verhältnisse in St. Gallen u. im Toggenburg an Hofrat Meiners geschrieben zu haben.

Thurgauern daraus ihre schönen Gegenden und herrlichen Aussichten beschrieben und so die schöne Natur in ihrem Reize um unsere Gegenden gemalt werde, um diesen Leuten unvermerkt auch Gefühl für das Schöne und Große und Ehrwürdige in der Schöpfung einzuflößen. ..."

6. Gemeinnützige Arbeit der „Freunde".

Die Tätigkeit der „Freunde des Guten" erstreckte sich auch auf die Linderung der sozialen Not. Sie suchten die Lebensverhältnisse der „niederen Volksklasse" dadurch zu bessern, daß sie die Quelle vieles Elendes aufdeckten, nämlich einerseits den Mangel an Industrie und weiterer sicherer Arbeitsgelegenheit als Ursache hinstellten und zu beheben suchten, andererseits aber wohl auch Trägheit, Faulheit und Liederlichkeit als einen Nährboden sozialer Not erkannten und zu beseitigen strebten. Mißstände in den öffentlichen Einrichtungen der Stadt blieben ihnen nicht verborgen und waren ihnen nicht gleichgültig. Sie studierten z. B. einläßlich die Frage, wie ein gutes und reichliches Trinkwasser beschafft werden könnte. Sie nahmen sich sogar des Feuerlöschwesens an durch Empfehlung einer neu erfundenen Feuerspritze, wofür Daniel Girtanner die erste Anregung machte. Um die Wucherpreise der Spekulation hinunterzudrücken, riefen sie auf eigenes Risiko einen Holzhandel ins Leben, sie ermunterten die einfachen Leute, Pflanzgärten anzulegen, um das Gemüse billiger selbst zu ziehen, sie überlegten auch die Einführung neuer Industrien, sie sannen nach über die wirksamste Hilfe in Krankheitsnot und suchten den schlimmsten Mißständen auf diesem Gebiet durch die Organisation einer öffentlichen Vermittlungstelle für Krankenpflege zu steuern. Prämien wurden ausgesetzt für Mitbürger, welche etwas allgemein Nützliches besonderer Art geleistet hatten. Eine solche Auszeichnung erhielt einmal Herr Wagmeister Tobler für ein von ihm verfaßtes Rechenbuch, worüber das Protokoll vermerkt, man habe es an dem Verfasser sehr schön gefunden, „Zeit und Kräfte auf ein so mühsames Werk verwendet zu haben. Und da es überhaupt etwas Seltenes ist, in einem Handwerksmann so viel Fähigkeit, Entschlossenheit, Mut und ausharrenden Fleiß zu finden, hoffte man, diese Eigenschaften bei mehreren Mitbürgern auf irgend eine Weise vielleicht in Tätigkeit zu setzen."

Noch manche vortreffliche Idee und edle Tat könnte von diesem Kreise erwähnt werden. Wir haben uns so lange bei ihm aufgehalten, weil Daniel Girtanner hier mit ganzer Seele dabei war. Das Streben und der Geist dieser Menschenfreunde kam seinem Helferdrang in den besten Jahren entgegen. Darum ging ihm auch das allmähliche Erschlaffen der idealen Kraft in der Gesellschaft sehr zu Herzen. Die Revolution griff auch hier hemmend und lähmend ein. Wir fühlen seinen aufrichtigen Schmerz über den Rückgang, wenn er schreibt: „Den Abend widmete ich der FDG. Aber auch da hatte ich unwillkürlich schmerzhafte Empfindungen, weil der simple, vertrauliche, echt moralische Geist, der mich ehemals erquickte, von der Gesellschaft gewichen ist und ich mich nach demselben wehmütig zurücksehne." (1797, 25. Juli.) 1811 schreibt Daniel Girtanner in einer Nachschrift zum Hauptbuch: „... Aber auch diese einer ruhigen, friedlichen Zeit entsprossene Gesellschaft hat das gewöhnliche Schicksal menschlicher Einrichtungen gehabt. Weggeschwemmt wurde sie von dem reißenden Strom der französischen Revolution. Von da an wurden keine Zusammenkünfte mehr gehalten, keine Beiträge eingefordert, keine Tränen der Freude mehr über gute, gelungene Werke geweint. ..." Das traurigbewegte Nachwort läßt noch spüren, wie beglückend und befriedigend jene Arbeit einst für Girtanner war. Doch hatte er die Genugtuung, wenigstens das über die böse Zeit der Umwälzung hinüberretten zu helfen, was ihm ein besonderes Anliegen war, die Fürsorge für die Waisenkinder. Er fährt in der eben erwähnten Nachschrift weiter: „... Doch nicht alles ging zugrunde. Drei Gesellschaften besorgten mit regem Eifer von 1798—1811 das Hauptinstitut der Gesellschaft: Die Lehranstalt für die Waisen im Spital und noch ein anderes kleineres, die Jugendbibliothek. Jährliche Examina, jährliche Rechnungen wurden fleißig gehalten ..." Girtanner war es auch, der beim Bezug des neuen Waisenhauses 1811 die noch lebenden ehemaligen Mitglieder der Gesellschaft aufsuchte und bestimmte, das Gesellschaftskapital von 4000 Gulden dem städtischen Gemeinderat zugunsten der Waisen zu übermachen, „... damit den Waisenkindern, wie bisher im Spital durch die Unterstützung dieser wohltätigen Gesellschaft geschah, fortan in Geographie, Geometrie, im Zeichnen und Stricken Unterricht erteilt werden möge".

D. Daniel Girtanners Freundschaft mit Ulrich Bräker.

a) Einleitung.

In der Gesellschaft der „Freunde des Guten" konnte sich der humane Sinn Girtanners in praktischer Nächstenliebe betätigen. Ebenso groß war sein Bedürfnis, mit einzelnen Menschen, deren geistigem Wesen er sich verwandt fühlte, freundschaftlich vertraut zu verkehren. Die großen Lebens- und Menschheitsfragen, die ihn bewegten, in lebhaftem und wiederholtem Gedankenaustausch mit diesen Freunden zu erörtern, fühlte er einen unaufhörlichen Drang. Das führte ihn brieflich und persönlich mit einer Reihe von Menschen zusammen, die ihm viel Anregungen boten, oft auch seinen Widerspruch herausforderten. Dankbar gedenkt er ihrer in den Tagebuchaufzeichnungen. Es handelt sich meist um theologisch, philosophisch oder literarisch und musikalisch feingebildete Männer, die als gern gesehene Gäste oft mehrere Tage, ja Wochen im Girtannerhause auf Besuch weilen, eine selbstlose Gastfreundschaft genießen, ihres Gastgebers geistige Lebendigkeit bewundern und mit eigenen Gedanken und Ideen befruchten. Einige dieser Gestalten tragen in der Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, soweit sie sich auf die Schweiz bezieht, nicht unbekannte Namen. Da begegnen wir dem Aufklärer Gregor Grob, dem Dichter und Hauslehrer Johann Ludwig Ambühl, dem Obmann Johann Anton Sulzer von Kreuzlingen, dem Stadtpfarrer Professor Thaddäus Müller von Luzern. Auch der berühmte Zürcher Johann Caspar Lavater zählt darunter. Doch traten nicht alle Girtanner menschlich so nahe, wie der bescheidene und ungelehrte Ulrich Bräker aus dem Toggenburg.

Die Freundschaft mit Ulrich Bräker dauerte vom Jahre 1791 an ununterbrochen bis zum Tode Bräkers im Jahre 1798. Sie ist in ihrer schlichten Art ein rührendes Beispiel jener Seelenbünde, wie sie im XVIII. Jahrhundert, in einer Zeit, da

sich die geistigen, religiösen, politischen und sozialen Begriffe wandelten, gerne geschlossen worden sind. Bekannt sind die Verbrüderungen der Schinznacher Freunde über den Stand und die Konfession hinweg. Der Besitz gemeinsamer Ideale mag den St. Galler mit dem Toggenburger so intim haben verkehren lassen. Denn nach Herkunft und Bildung und besonders auch nach dem Alter gingen die beiden Männer ganz auseinander. Sie haben eine grundverschiedene Erziehung gehabt und lebten in ganz ungleichen Verhältnissen[68]): Hier der Sohn wohlhabender Leute, dort das Kind eines hart ums Dasein kämpfenden Kleinbauern. Bei Girtanner eine doch ziemlich sorgfältig betreute Erziehung und Ausbildung, Bräker ein wildgewachsenes Schoß, ein Autodidakt in jeder Hinsicht. Jener als Mann in geordneten, wohlfundierten Geschäfts- und allgemeinen Verhältnissen, dieser ein sein Leben lang von Schulden gequälter Kleinkrämer. Der St. Galler am Sitz einer gewissen geistigen Kultur, der Toggenburger in einem abseits gelegenen Häuschen im stillen Thurtal nur auf sich selbst angewiesen. Und doch bei beiden eine merkwürdige Übereinstimmung mancher Charakterzüge und viel Gemeinsames in ihren geistigen Bedürfnissen und in der seelisch-religiösen Veranlagung. Beide beseelt von einem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen, das einmal den Sieg davon tragen wird über alles Böse, das auch da ist. Sie fühlen sich durch Selbstvervollkommnung beständig auf dem Wege zur wahren Glückseligkeit, welche durch das Tugendstreben einmal erreicht werden wird, wenn nicht hier, so in anderen Welten. Beiden ist der Umgang mit geistig anregenden Menschen, persönlich, im Briefwechsel oder durch das fleißige Lesen von Büchern solcher ein stetes Verlangen. Es ist erstaunlich, was beide gelesen haben, um sich dann selbst hinzusetzen und in der Form der damals beliebten Tagebücher sich Gedanken darüber zu machen, über sich selbst und über ihre Erfahrungen mit der Umwelt.

Bräker war bereits 56 Jahre alt, als er Girtanner nahe trat, 22 Jahre älter als sein St. Galler Freund! Wie die Bekanntschaft entstand, wissen wir nicht sicher. Vermutlich durch Ver-

68) Über Ulrich Bräker handelt der Verfasser ausführlich in seinem in der Einleitung erwähnten Buch, siehe S. I. Auf Seite 225 sind dort auch die Nachdrucke von Bräkers Selbstbiographie zusammengestellt, sehr empfehlenswert darunter die Seldwyla-Ausgabe 1920, bereichert durch schöne Holzschnitte von E. Württemberger.

mittlung von St. Galler Bekannten. So verkehrte Bräker z. B. mit dem Handelsherrn Junker Gonzenbach, der von Girtanner oft genannt wird und in dessen Haus zum „Meerpferd" er einige Jahre wohnte, geschäftlich[69]). Mag es sich verhalten damit, wie es will, die Selbstzeugnisse verzeichnen die Tatsache, daß Ulrich Bräker in den 90er Jahren wohl der häufigste Gast von auswärts im Hause Girtanners war. Der allgemeine Zweck unserer Darstellung, in Laientypen den Geist der Aufklärung sich widerspiegeln zu lassen, rechtfertigt es, vorerst bei Bräker selbst länger zu verweilen. Er ist in der religiös-geistigen Art zu der Zeit, da er Girtanner kennen lernte, im Vergleich mit der ersten Periode seines Lebens ein vollständig gewandelter Typus. Bei ihm zeigt sich, auffallend stark in den eigenen schriftlichen Aufzeichnungen ausgeprägt, ein entschiedener Übergang vom radikalen Pietismus zum Deismus der Aufklärung. Girtanner bezeugt, ihn als Deisten kennen gelernt zu haben, wie wir später erfahren werden. Wes Geistes Kind Bräker früher war und welche Einflüsse ihn wandelten, soll zunächst zu zeigen versucht werden. Eine knappe Schilderung der allgemeinen Verhältnisse im Toggenburg zu seiner Zeit und eine kurze Lebensskizze bringen uns seine Heimat und ihn näher und machen uns vertraut mit der religiös-geistigen Atmosphäre, in der er sich zu entwickeln hatte.

b) Ulrich Bräker und seine geistige Wandlung.

1. Allgemeine Zustände im Toggenburg in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts.

Das Toggenburg unterstand noch im XVIII. Jahrhundert dem Fürstabt von St. Gallen. Er war der Landesherr. Reformierte und katholische Toggenburger waren seine Landes-

[69]) Bräker schreibt am 18. März 1790 in sein Tagebuch von einer Reise nach St. Gallen: „... ging allein gerade über Oberdorf St. Gallen zu, wo ich abermal die unverdiente Ehre genoß, Junker Gonzenbachs Gast zu sein, wo mir ein paar der angenehmsten Stunden bei dieser menschenfreundlichen werten Familie unter traulichem Gespräche hinflossen, sonderlich mit seinem lieben Herrn Hofmeister Grob von hier (gemeint ist der Hauslehrer Gregor Grob von Lichtensteig)".

Junker David Gonzenbach-Huber, eine der dominierenden Persönlichkeiten der Revolutionsepoche. Eifriger Sammler wertvoller Gemälde u. Kupferstiche. Siehe Hist.-biogr. Lex. d. Schweiz, B. III, S. 601. Vgl. auch S. 141, Anm. 193.

kinder. In seinem Namen verwaltete der äbtische Landvogt zu Lichtensteig die Landschaft.

War ganz besonders im XVIII. Jahrhundert die Drangsal vonseiten der Herrschaft für die Reformierten groß gewesen und die Einengung in Glaubenssachen und politischen Rechten und Freiheiten fast unerträglich geworden[70]), so änderte sich die Lage durch den Toggenburger oder Zwölferkrieg am Anfange des XVIII. Jahrh. infolge des glücklichen Ausganges für die Reformierten fast vollständig. Durch die Friedensschlüsse von 1718 und 1755 wurde ein Ausgleich geschaffen, der den Toggenburgern wohl nicht völlige Unabhängigkeit und Lastenfreiheit, aber doch die Parität, d. h. die Gleichberechtigung mit den Katholiken in den politischen Einrichtungen, und wertvolle Volksrechte brachte: „vollkommene Gleichstellung beider Konfessionsteile in bürgerlichen Rechten und Freiheiten, Trennung des Gerichts- und Verwaltungswesens, das Wahlrecht für den Landrat von 60, des Landgerichtes von 24 und der Hälfte des Appellationsgerichtes von 12 Mitgliedern, dessen andere Hälfte vom Landesherrn gewählt wird, mit Festsetzung des Paritätsgrundsatzes für alle Wahlen, Festsetzung sichernder Bestimmungen zur Verhinderung landvögtlicher Willkür, das Recht der Erteilung von Bürgerrechten und Niederlassungen, des halben Anteils an Pensionen und gewissen Einkünften, des freien Salzkaufs usw.“ Daneben ging aber doch ein deutlicher Riß durch die Bevölkerung des Tales. Auf der einen Seite finden wir die Schicht der gebildeten geistigen Führer und begüterten Gewerbetreibenden, auf der andern mühen sich die vielen kleinen Bergbauern im Kampf ums Dasein ab, um zum kärglichen Ertrag des Bodens mit dem Kleingewerbe noch etwas zu verdienen, was in guten Geschäftszeiten ordentlich gelingen mochte. Erst hatte die Leinwandindustrie Jahrhunderte lang geblüht, „es blieb das Handgespinnst der Frauen und Töchter des Landes ausschließlich auf Leinen und Hanfgarn und das Weben der Männer und Knaben auf Verfertigung von Tüchern aus diesem Stoff beschränkt, bis um die Mitte des Jahrhunderts das Baumwollgarn, zuerst in Wattwil und Umgebung in Gang gebracht, bald zur reichlichen Erwerbsquelle wurde. Manche fanden nun, daß im Verhältnis zu diesem sehr einträglichen Erwerb, besonders bei den hohen Spinnerlöhnen

70) Vgl. Dierauer, Geschichte der schweizer. Eidgenschft., B. IV, S. 171 ff.

von 1757 bis 10 Jahre später, mit Feldbau und Taglöhnern nichts zu gewinnen sei. Sie lagen dem Baumwollspinnen ob, das bald die Hauptbeschäftigung im Lande bildete, sodaß das Sprichwort entstand „Selbst Fuchs und Hasen spinnen". Ein gläserner Pokal aus jener Zeit stellt dieses sinnbildlich durch einen spinnenden Fuchs und Hasen dar, mit der Überschrift „Weil nichts ist zu gewinnen, müssen wir eben spinnen". Dem Spinnen des Baumwollgarnes folgte um 1760 das Weben desselben zu Baumwolltüchern, vervollkommnet zu feiner Mousseline. Sie werden, wie die gleichzeitig begonnenen Gewebe von gefärbten Garnen, zum wichtigsten Handelsartikel"[71]). Spinner und Weber also, aber auch Köhler, Salpeterbrenner und Pulvermacher, nicht zuletzt Garnhändler, das sind die Nebenberufe der kleinen Leute, und sie befinden sich zu Zeiten gar nicht schlecht dabei, weil alles in der Familie mithilft und weil man an keine Arbeitszeit gebunden und von keiner kostspieligen Einrichtung abhängig ist. Gingen aber Handel und Gewerbe flau und kamen gar Mißwachs und Hunger dazu, dann stieg manchem verschuldeten Mann die Not an den Hals, daß er sich kaum wehren konnte.

Das geistige Leben des Volkes wurde damals noch ganz von der Kirche, von religiösen Einflüssen genährt. Der Hauptteil der sogenannten Schulbildung stammte aus der Unterweisung nach dem Katechismus und in den Psalmen, dazu nehme man etwas Schreiben, Lesen, Singen, allenfalls noch Rechnen. Die Kinder kamen in irgend einer Bauernstube, bei irgend jemand, der vom Unterrichten etwas zu verstehen glaubte, zusammen[72]). Das Volk las selten etwas anderes als seine Erbauungsbücher. Noch war die alte Orthodoxie nicht überwunden, mit ihrem strengen Dogmenchristentum und Bekenntniszwang, mit ihrem starren Formenwesen und schroffer Kirchenzucht, mit ihrem Sündenpessimismus und ihrer Buß- und Gnadenlehre. Das kirchliche Leben, welches der zum Amt bestellte Zürcher oder Berner Pfarrer leitete — manchmal war es auch ein Glarner,

[71]) Vgl. Hungerbühler, Industriegeschichtliches über die Landschaft Toggenburg, der st. gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft an der Hauptversammlung zu Wattwil vorgelegt 1851. Ferner A. Näf, Chronik der Denkwrdgkt. der Stadt St. Gallen, S. 909 ff.

[72]) Vgl. Wiget, Beiträge zur Schulgeschichte des Kt. St. Gallen, 1914, S. 143 f. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh., S. 30 ff.

selten ein Einheimischer —[73]), lief im großen und ganzen in der ersten Hälfte des Jahrh. noch in den alten Anschauungen ab.

Aber schon der kleine Ulrich Bräker ist in einer religiösen Luft aufgewachsen, welche von neuen Gedanken und Auffassungen erfüllt war. Seine Jugendzeit gehört dem Pietismus an, jener innigen Herzens- und Gefühlsreligion, welche sich aufbäumt gegen jeden äußeren Zwang und oberhirtliche Bevogtung. Ein großer Heiligungseifer und ein heißes Erlösungsbedürfnis, eine tiefernste Sündenerkenntnis und eine unzerstörbare Erlösungsgewißheit ist dieser Frömmigkeit eigen. Mystik und Enthusiasmus, ein starker Hang zur Askese, zur Weltflucht und die Gewißheit der in auserlesenen Seelen gegenwärtig wirkenden göttlichen Inspiration sind höchste Steigerungen. Die Inspirierten und Enthusiasten durchwanderten und durchpredigten auch das Toggenburg um die Mitte des Jahrhunderts und gewannen einen großen Anhang besonders in den versteckten Talwinkeln und auf den abgelegenen Berghöfen[74]). Dieser schwärmerische Hang zur Inspiration und ihren Wanderpredigern äußerte sich gerade um das Jahr von Bräkers Geburt, 1735, in Wattwil und Umgebung sehr heftig. Es handelt sich dabei um eine radikal kirchenfeindliche Frömmigkeit, deren Wesentliches darin bestand, daß ihr Träger ein unmittelbares Werkzeug des heiligen Geistes, d. h. der göttlichen Offenbarung, zu sein wähnte: „Furchtbare, gewaltsame Bewegungen des Leibes bereiteten die Aussprache vor und begleiteten sie. Schreie, laut wie Trompetenschall, verkündeten, daß eine fremde Stimme sich erklären wolle. Die Inspiration galt als göttliches Orakel. Sie wurde sofort von einem ernannten Schreiber protokolliert, sorgfältig aufbewahrt und meistens später als heilige Schrift auch durch den Druck verbreitet. Die Inspirierten pflegten eine besondere Art Gottesdienst. Man las aus der Bibel, betete frei aus dem Geist, sang aus pietistischen Liederbüchern und legte etwa dem Geist allerlei Fragen vor.“ Schon 1716 war der Lichtensteiner Goldschmied Hans Ulrich Giezendanner von Marburg als Inspirierter heimgekehrt

[73]) Vgl. Gregor Grob, Joh. Ludw. Ambühls Gedichte, St. Gallen 1803, S. 44 ff.

[74]) Vgl. S. 10 dieser Arbeit. Ferner Wernle I, S. 137 f., 140, 183 ff., 206, 234 f.

und hielt bei Tag und bei Nacht Versammlungen im Toggenburg. Aus der Schweiz vertrieben, wandert er nach Deutschland aus, kehrt aber nach einigen Jahren, stiller geworden, zurück, um 1735 im Toggenburg noch einmal eine Erweckung hervorzurufen, sodaß die Synode 1736 mit einem scharfen Pietistenmandat einschreiten muß. 1738 besucht der Apostel dieser Sekte, der schwäbische Sattler Johann Friedrich Rock, auf seiner vierten Schweizerreise auch die Erweckten in und um Wattwil und überbringt dabei dem Wattwiler Pfarrer Siegfried ein mahnendes Orakel[75]).

Bräker selbst hat schon als kleines Kind einen Hauch des pietistischen Gemeinschaftslebens verspürt. Er erzählt in seiner selbstgeschriebenen „Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg“[76]), im VI. Kapitel „Unsre Nachbauren im Näbis“: „Meine Großmutter und die Frau im andern Haus waren zwo Schwestern, fromme, alte Mütterle, welche von andern gottseligen Weibern in der Nachbarschaft fleißig besucht wurden. Damals (1735) gab es viel fromme Leute da herum. Mein Vater, Großvater und andere Männer sahen's zwar ungern, durften aber nichts sagen, aus Furcht, sie könnten sich versündigen. Der Bätbeele war ihr Lehrer, ein großer, langer Mann, der sich nur vom Kuderspinnen[77]) und etwas Almosen nährte. Im Scheftenau war fast in jedem Haus eins, das ihm anhing[78]). Meine Großmutter nahm mich oft mit zu diesen Zusammenkünften. Was eigentlich da verhandelt wurde, weiß ich nicht mehr. Nur so viel, daß mir dabei die Weil verzweifelt lang war. Ich mußte mäuschenstill sitzen oder gar knien. Dann gab's unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen von den Basen allen, die ich so wenig verstund als eine Katze.“ Bräker ist später als junger Mann von der Inspirationsbewegung selbst so heftig ergriffen worden, wie er es sich in seiner Jugend wohl nie träumen ließ.

75) Vgl. S. 11 f. — Über die pietistische Bewegung im Toggenburg siehe Wernle I, S. 137 f., 140 ff., Inspiration 183, 206, Goldschmied Giezendanner 185 ff., Wattwiler Separatisten 234 ff.

76) Zitat nach der Füßlischen Ausgabe Zürich 1789, S. 11 f.

77) Kuder: Werg, zurückbleibendes Fasergewirre von Hanf oder Flachs.

78) Scheftenau, Weiler zu Wattwil gehörend, etwa eine Stunde talaufwärts.

2. Ulrich Bräkers Jugendzeit. 1735—1754.

In einem abseitsliegenden Berghaus, eine Stunde von Wattwil talaufwärts, im Scheftenau, ist Ulrich Bräker am 22. Christmonat 1735 geboren worden. Sein Vater „war sein Tage ein armer Mann", ein Kleinbauer, Salpeterbrenner und Köhler. Mutter und Großmutter spannen Löthligarn[79]) und halfen so wacker mit, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Die dürftigen Verhältnisse änderten sich auch nicht, als die Familie im Jahre 1741 in die Bergeinsamkeit des Dreyschlatt, am Fuße der Kreuzegg[80]), übersiedelte, wo der Vater Alpwirtschaft treiben wollte und sich besser durchzubringen hoffte, „weil er sah, daß ihn eine große Familie anfallen wolle, damit er für viele Kinder Platz und Arbeit genug hätte und daß er sie in dieser Einöde nach seinem Willen erziehen könnte, wo sie vor der Verführung der Welt sicher wären"[81]). 14 Jahre lang schlagen sich hier die Leute mit Müh und Not durch alle Schicksale hindurch. Uli fühlte sich, nach Kinderart, in der herrlichen Freiheit der Weiden und Wälder als Hüter der väterlichen Ziegenherde äußerst wohl[82]). Wie es die Eltern zuletzt nicht mehr glauben machen zu können und die Schulden sich häufen, ziehen sie im Frühjahr 1754 ins Dorf Wattwil und kommen in eine rauchgeschwärzte, wurmstichige Hütte zu wohnen, auf der Steig, am Fuße des Schlosses Jberg. Ulrich macht eine schwere Krankheit durch. Er erholt sich wider Erwarten und arbeitet, wie seine zahlreichen Geschwister, in Haus und Feld, was kommt. Eine Zeit lang verdingt er sich als Knecht beim Schloßbauern. Dann, er ist jetzt etwa 18 Jahre alt, — doch, geben wir ihm selbst das Wort! „Dann hatte unser Nachbar Uli eine Stieftochter Ännchen. Die konnt' ich alle Sonntage sehen. Allemal winselt' es mir ein wenig um's Herzgrübchen. Ich wußte wieder nicht, warum? Denk' aber wohl, weil 's mich so hübsch dünkte." Später schreibt er einmal, in Erinnerung an diese schöne Zeit: „Laßt mich, meine Kinder, Freunde, Leser! Wer

79) Löthligarn: Mit der Spindel gesponnenes und beim Lot (statt Pfund) verkauftes feines Baumwollgarn (nach Zürn, Bräker, Halle 1892, S. 6, Anm.)

80) Alp gegen das Zürcher Oberland, 1300 m. Dreyschlatt auf Krinauer Gemarkung, Eigentum der Wattwiler Ortsgemeinde, ca. 1½ St. von Wattwil entfernt.

81) „Lebensgeschichte", Füßlische Ausgabe 1789, S. 13.

82) „Lebensgeschichte", Füßlische Ausgabe 1789, S. 26.

ihr sein möget, ich bitt' euch, laßt mich ein Tor sein! Es ist Wohllust, süße, süße Wohllust, so in diese seligen Tage der Unschuld zurückzugehen, sich all die Standorte wieder zu vergegenwärtigen und die schönen Augenblicke noch einmal zu fühlen, wo man — gelebt hat!"[83]). Das junge Glück bricht plötzlich ab. Der zwanzigjährige Ulrich Bräker folgt im Herbst 1755 ahnungslos einem Landsmann zum preußischen Werbebüro in Schaffhausen, ist zuerst Offiziersbursche und wird nach etlichen Monaten in die Berliner Kasernen als Rekrut eingeliefert. Als Söldner macht er den Anfang des siebenjährigen Krieges mit und nimmt teil an der Schlacht bei Lowositz, an der böhmisch-sächsischen Grenze. Es gelingt ihm, mit andern Reißaus zu nehmen, nachdem er alle 60 Patronen „mit eins in die Luft hinaus verpülvert" hat. Glücklich erreicht der Entflohene die österreichischen Truppen, gelangt mit einem Gefangenentransport nach Prag und wird in die Heimat abgeschoben[84]). Wie froh ist er, wieder in seinem lieben Toggenburg zu sein! „O du erwünschter, gesegneter Ort! So hab' ich dich wieder, und niemand wird mich weiter von dir nehmen, dacht' ich und dankte dabei Gottes Vorsehung, die mich aus so vielen Gefahren, wo nicht wunderbar, doch höchst gütig gerettet hat"[85]).

3. Als Garnhändler und Schriftsteller auf der Hochsteig bei Wattwil.

Bald nach der Rückkehr heiratete er die anspruchsvolle Salome Ambühl ab dem Eggberg. Sie will keinen Salpetersieder und keinen Bauern zum Manne, sie will einen Garnhändler, sie wird unter keinen Umständen in eine Mietwohnung ziehen, sie verlangt ein eigenes Haus. 1761 führt er seine junge Frau in das neugebaute Heim auf der Hochsteig, von wo der Blick aufwärts Wattwil erreicht und Thur abwärts auf dem alten Marktstädtchen Lichtensteig liegen bleibt. „So nahm meine Freiheit ein Ende und das Zanken gleich den ersten Tag seinen Anfang", vermerkt Bräker bitter in seiner Lebensgeschichte[86]). Nehmen wir die Ursache der vielen ehe-

[83]) „Lebensgeschichte", Füßlische Ausgabe 1789, S. 60 ff.
[84]) „Lebensgeschichte", Füßlische Ausgabe 1789, S. 78—166.
[85]) Vgl. „Lebensgeschichte" S. 164.
[86]) Vgl. „Lebensgeschichte" S. 182.

lichen Zerwürfnisse hier vorweg: Bräker und seine Frau gingen nach ihren persönlichen Veranlagungen und Neigungen vollständig auseinander. Bräkers Streben richtete sich in erster Linie auf die Befriedigung geistiger Wünsche, ohne daß er etwa dabei seinen Broterwerb allzu stark vernachlässigte. Auf seine geistige Arbeitsleistung wird noch zurückzukommen sein. Nicht verleugnen läßt sich aber auch eine gewisse leichte Art, mit dem Geld umzuspringen. In dem Stück war seine Frau sehr empfindlich. Für die geistige Welt ihres Mannes, für das Dichten und Schwärmen, für das Philosophieren und Spekulieren, für das Bücherlesen und Bücherschreiben ging ihr jedes Verständnis ab. Nur jenesmal, als der gütige Herr Obmann Füßli in Zürich, der Verleger und Gönner Ulrich Bräkers, das erste Honorar schickte, fand auch sie die Sache ganz nett. Beide gingen auch in den religiösen Anschauungen auseinander. Das war mit der Zeit so gekommen, für die Frau ein unüberbrückbarer Gegensatz. Der Mann hatte sich mit den Jahren religiös vollständig gewandelt. Die Frau hielt streng zu den Altgläubigen, zu den Pietistenkreisen, und glaubte nun, wohl in bester Absicht, auch in diesen Dingen, wie in so vielen andern, ihrem Manne gegenüber den Hofmeister, den „Pater Poltrianus“[87]) spielen zu können. Sie war eine treubesorgte Mutter, eine leidlich tüchtige Hausfrau, aber rechthaberisch in ihren Meinungen. Sie besaß offenbar ihrem Manne gegenüber zu wenig Einfühlungsgabe und Liebe. Bräker hat es nie zum Bruche kommen lassen, aber viel gelitten, oft auch aus eigener Schuld. Er weiß, daß es meist bei beiden Teilen fehlt. Noch in der letzten Tagebuchnotiz vom 12. August 1798 gedenkt er „seiner guten braven Frau“. Und in den „Geständnissen“ heißt es einmal: „Doch im Ernst, ihre aufrichtige Bitte zu Gott geht gewiß dahin: Laß doch dereinst mich und meinen Mann im Himmel einander antreffen, um uns nie mehr trennen zu müssen. Ich hingegen, ich will es nur gestehen, mag wohl eher in einer bösen Laune gebetet haben: Bester Vater, in deinem Hause sind viele Wohnungen. Also hast du gewiß auch mir ein stilles Winkelchen bestimmt. Auch meinem Weibe ordne ein artiges, nur nicht zu nahe bei dem meinigen!“[88]).

---

87) Bräker liebt es, seiner Frau solche Titel zu geben. Einmal nennt er sie seine „Xanthippe“, oder „Haushofmeister“ u. dgl. Mit Humor hilft er sich über ihre Bevormundung hinweg.

88) Vgl. „Lebensgeschichte“ S. 254 ff.

Schwere Schicksalsschläge haben im Laufe der Jahre die Familie heimgesucht. Bräkers Vater fand den Tod beim Holzschlitteln[89]). Zwei Kinder starben innert acht Tagen an der verheerenden Ruhr. „Alle Tage trug man Leichen zu Grabe, oft drei, vier bis elf", nur in der Gemeinde Wattwil. Den Vater selbst fiel die Krankheit an. Er kam davon. 1770 herrschte eine schreckliche Hungersnot. Arbeitsmangel und Verdienstlosigkeit — traurige Zeiten auch für die Hochsteigleute[90]). In den achtziger Jahren wurde es wieder besser auf dem Baumwoll- und Garnmarkt. Bräker sagt darüber Folgendes: „Daß sich in jenem Zeitraum meine Umstände überhaupt gebessert haben und ich, wenn ich schon damals Waren und Schulden (Guthaben) zu Geld gemacht, alle meine Gläubiger vollkommen hätte befriedigen können und mir meine kleine Residenz, Haus und Garten, ganz frei, ledig und eigen geblieben wären. Nur im Sommer des letzten der genannten Jahre, 1785, erlitt ich freilich mit so viel größeren und kleineren anderen Leuten einen ziemlich harten Stoß. Nach dem bekannten königlich französischen Edikt nämlich gab es einen so plötzlichen und starken Abschlag der Ware, daß ich bei meinem kleinen und einfältigen Händelchen gewiß über 200 Gulden einbüßen mußte. Einige Große mögen wohl noch ihren schönen Schnitt machen. Aber so ein armer Zumpel[91]), wie unsereiner, dem alle Waren abgedruckt werden, gewiß nicht. Indessen ging's auch mir immer noch ziemlich passabel (ordentlich) und so, daß, wenn ich mich selbst damals noch zur Kargheit, selbst nur zu einer ängstlichen Sparsamkeit hätte bekehren wollen, ich vielleicht auf den heutigen Tag ein sogenannter bemittelter Mann heißen und sein könnte. Aber dieses Talent, mit dem ich wahrscheinlich auch nicht in jene Schuldenlast geraten wäre, unter welcher ich zehn bis zwölf Jahre so bitter seufzen mußte, und die ich endlich unter Gottes Beistand mit so viel Mühe und Arbeit von meinen Schultern gewälzt, dieses Talent, sage ich, ward mir eben nie zuteil und wird es wohl nimmer

[89]) Vgl. „Lebensgeschichte" S. 184.

[90]) „Lebensgeschichte" S. 201 f., 215.

[91]) Schnitt machen: Viel Gewinn erzielen. — Zumpel: armer Schlucker. Frankreich verbot 1785 die Einfuhr der Baumwollwaren.

Vgl. hierüber Hungerbühler, Industriegeschichtliches über die Landschaft Toggenburg, St. Gallen 1852, der gemeinnützigen Gesellschaft vorgelegt, S. 45 f.

werden, solange ich in dieser Zeitlichkeit walle. Nicht daß es nicht von Zeit zu Zeit Augenblicke gäbe, wo ich mich über eine unnötige Ausgabe oder einen meist durch Nachgiebigkeit versäumten Gewinnst quälen und grämen, wo mich, sonderlich bei Hause, ein Kreuzer, ein Pfennig reuen kann ...."[92]). Bräker gibt hier offen zu, daß er zu wenig auf bleibenden Gewinn bedacht gewesen sei. Er brachte es fast nicht übers Herz, einem Schuldner gegenüber hart zu sein, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Güte mißbraucht wurde[93]). Die Familie zählte sieben Köpfe. Da gab es viele Sorgen und Pflichten. Bräker fühlte eine große Verantwortlichkeit als Vater und Erzieher. Wenn aus den vier überlebenden Kindern nicht lauter tüchtige Menschen geworden sind, so fällt das dem Umstand mit zur Last, daß nicht beide Eltern in den Erziehungsgrundsätzen übereinstimmten. 1794 hilft er seinem Schwiegersohn ein kleines Fabriklein einrichten, eine Indianen- und Nastücherdruckerei. Die Mißgunst der Wattwiler Fabrikanten, bei denen der Schwiegersohn, Johannes Zwicki von Glarus, 12 Jahre lang diese Fabrikation geleitet hat, verfolgt das Unternehmen von Anfang an, sodaß es nicht vorwärts geht und Bräker sein eigenes Geld, immerhin ein paar hundert Gulden, dabei verlieren muß[94]). Der alternde Mann schafft mit wie ein Knecht. Sein Freund in St. Gallen, Daniel Girtanner, schreibt am 16. August 1794 in das Tagebuch: „Kummer macht mir Bräkers mühevolles Alter, denn er muß sehr schwere Fabrikarbeit verrichten und ist gleichsam nur der Knecht von seinem Tochtermann". Und am 27. Februar 1795: „Bald nach 6 Uhr kam Ulrich Bräker zu mir, dem ich eine angenehme Stunde zu machen suchte und wirklich auch gemacht habe. Einem solchen Manne die Last der drückenden Sorgen doch wenigstens in etwas zu erleichtern und sein spätes Alter kummerlos zu machen, welch eine Freude! „Als am 17. April Lavater aus Zürich zugleich mit Bräker Gast bei Girtanner war, verfertigte ersterer auf ausdrückliches Verlangen des Gastgebers ein Trostgedicht für Ulrich Bräker[95]). Denn ein neuer Schlag hatte den armen Mann getroffen. Die Familienehre war befleckt. Eine im Ennetbühl bei Neßlau mit einem Bäcker verheiratete

92) Vgl. „Lebensgeschichte" S. 230 f.
93) Vgl. „Lebensgeschichte" S. 213.
94) Vgl. Voellmy, Der Arme Mann im Toggenburg, 1923, S. 21 ff.
95) Vgl. S. 180.

Tochter hatte sich, mit ihrem Manne zusammen, eine strafbare Tat zu Schulden kommen lassen und mußte in das Gefängnis nach St. Gallen abgeführt werden. Darüber gibt es düstere Seiten in Bräkers Tagebüchern, Blätter voll Verzweiflung und Niedergeschlagenheit“[96]). Und doch nicht ganz ohne Trost! Ein starkes Gottvertrauen hält diesen Mann über Wasser. Das warme Freundesherz Girtanners ist zu jeder Hilfe bereit. Aber der Zerfall der äußeren Verhältnisse ließ sich, bei der im ganzen Lande infolge der französischen Revolution und der Koalitionskriege immer schwieriger werdenden wirtschaftlichen Lage, nicht länger aufhalten. Auch das Toggenburg erlebte eine unruhvolle Zeit, als die äbtischen Untertanen das Kommen der Freiheit ahnten. Bern war bereits gefallen. Französische Abteilungen marschierten auf allen Wegen der östlichen Schweiz entgegen. Da überläßt Bräker Haus und Habe den Gläubigern und macht sich, schon den Keim einer tötlichen Krankheit in sich tragend, auf zu seinem Freunde nach St. Gallen. Seine größten Gläubiger sind seine besten Freunde! Herr Kriegsrat Hartmann in Ebnat hat am meisten zugut. Herr Girtanner auch ein paar hundert Gulden, auch Herr Obmann Füßli in Zürich steht mit einem Sümmchen auf der Liste, alles Menschen, die ihn nie bedrängt hätten. Bräker sah den Schritt als unvermeidlich an[97]). Ein rührendes Zeugnis seiner Hilflosigkeit, seiner Resignation, aber auch Gelassenheit sind die im Jahre 1798 an Obmann Füßli in Zürich[98]) gerichteten Briefe. Sie verbinden Bräkers Schicksal, das ihn noch in den alten Tagen aus den geordneten Verhältnissen hinauswirft, mit dem Schicksal Helvetiens und des Toggenburges am Ende der alten Ordnung und sind darum auch für die historischen Vorgänge von Interesse, wie sie sich in dem Gemüt eines schlichten Augen- und Ohrenzeugen widerspiegeln. Zwei Pro-

96) Vgl. Voellmy, der Arme Mann i. T., 1923, S. 23 f.

97) ebenda, S. 103 ff.

98) ebenda, S. 202 ff.

Über Johann Heinrich Füßli, beim Feuermörser, s. Neujahrsbl. der Zürcher Stadtbibliothek 1900. — Er ist 1745 geb., wurde 1765 Mitglied der Helv. G., 1769 Teilhaber der Füßlischen Buchhandlung, 1777 Mitglied des Gr. Rates, 1795 Obmann gemeiner Stadtklöstern etc. — Siehe auch Wernle II., S. 132, Anm. 1.

Die Zürcher Zentralbibliothek besitzt 16 dieser Briefe, von denen die Proben genommen sind.

ben daraus seien an den Schluß dieses kurzen Lebensbildes gesetzt:

„Mein teuerster Herr Obmann Füßli!

Vielleicht sind Sie in einer Lage, mein Bester, daß mein Briefchen nicht einmal zu Ihnen durchdringen kann, wenn den Gerüchten zu trauen ist, oder Sie in einer Stimmung antrifft, daß Sie es ungelesen beiseite legen. Doch ich weiß, daß Sie sich in alles schicken können, auf alles gefaßt sind. Schreibe also nach meiner gewohnten Weise auf Geratewohl hin. Meine Teilnahme an Ihrem harten Geschick kann nicht größer sein als vor einigen Tagen, da ich bei Ihnen war. Und doch müssen Sie es dato noch härter fühlen. Möchte ich nur imstande sein, Ihnen, mein Ewigteuerster, einige Trostworte zu sagen. Aber ich weiß, daß ich Ihnen nichts sagen könnte, das Sie nicht zehnmal besser in Ihrem Busen geschrieben fänden. Nur das Einzige, was ich Ihnen mündlich gesagt habe, mein Lieber, und tausendjährige Erfahrung bestätigen, daß doch immer auf Regen wieder Sonnenschein folget und daß auf diese harte Krisis es gewüß wieder eine bessere Wendung nehmen wird. Doch, wie gesagt, das alles wüssen Sie viel besser als ich. Es wäre die größte Narrheit von mir, Sie über so etwas belehren zu wollen, wo Sie's bei sich selbst besser finden. Ja, mein Bester, es war die höchste Zeit mit mir von Zürich fort. Nicht daß ich mich geförchtet hätte oder nicht auch neugierig gewesen wäre, jene Truppen zu sehen. Das hätte mich nicht schadlos gehalten vor all die traurigen und wehmütigen Empfindungen, so diese Auftritte mit anzusehen in mir erregt hätten, da sie nur schon vom Hören so rege geworden sind und noch reger werden, wenn ich nicht wüßte, daß das Gerücht gewöhnlich alles vergrößert. Ich bin sehr begierig, dereinst reale Wahrheiten von der ganzen Hergangenheit zu erhalten.

Von Zürich ging ich über Winterthur-Wil wieder rekta auf St. Gallen. Auf dem ganzen Weg, in allen Wirtshäusern, bei allen Zusammenkünften hörte nichts anderes als von dieser Sache raisonieren, freilich mehr dummes als gescheutes Zeug. Bisweilen räsonierte man ziemlich vernünftig und äußerte Besorgnisse schlimmer Folgen wegen der Unnachgiebigkeit einiger Länder. Hingegen andere speiten Feuer und Flammen, und wann man auf einige Großsprecher hätte rechnen wollen, so hätte man glauben müssen, das ganze Zürichgebiet, Thur-

gau und sofort wäre alles ein Mann, alles bereit, die alte und die neue Freiheit ohne Einmischung frömder Mächte, mit Leib, Gut und Blut zu verteidigen, zu siegen oder zu sterben. In den fürstlich st. gallischen Landen ist all ein Kreuzigen, Prozessionen und alle Wälder ertönendes Beten, in dem festen Glauben, daß es nicht ohne Würkung, sondern gewüß helfen werde, welches ich ihnen von Herzen gönnen möchte. In St. Gallen fand ich noch alles gelassen und ruhig. Freilich hat's auch viele, sonderlich Frauenzimmer, die sich förchten, mehr vor den wilden Bauren, als vor den Franzosen. In St. Gallen ruhete nur einen Tag aus und war willens, durchs Rheintal auf Zizers ein Reischen zu machen, weil ich gehört, daß ein gewisser Marin, der eine Jungfer Stegerin von Lichtensteig geheuratet, eine Weberei errichten wolle und Leute aus dem Toggenburg begehrt, welche die Sache verstehen. Aber indessen kam ein Sohn auf St. Gallen, mich heimzuholen, indem er im Begriffe stehe, mit dem Kreditoren im Lande zu paktieren und dann das Heimat zu behalten. ... Ich ging mit ihm nach Hause. ....

Wattweil auf der Hochsteig, den 3. Mai 1798.

Ulrich Bräker."

Der letzte Brief an Füßli, geschrieben den 26. Juli 1798, ist voll Ahnungen eines nahen Endes.

„Mein lieber teuerster Herr Obmann!

Ihr Sohn hat mir ein Exemplar von Dr. Ebel übersandt, welches wohlerhalten und Ihnen hiemit gutschreibe, mit herzlichem Dank vor Ihre Gütigkeit. Wenn ich nur den Aufenthalt Dr. Ebels wüßte, würde ihme selbst schreiben und ihme herzlich danken vor sein gütiges Andenken. Es hat mich ungemein angenehm überrascht, daß der liebe Mann, nach so vielen Jahren, daß wir uns nicht mehr gesehen, noch an mich denkt, und sonst unsere Bekanntschaft nur von ein paar Tagen war. Gott vergelt ihm seine Güte.

Es werden doch immer und alleweil Schriften und Bücher gedruckt, gekauft, gelesen, nur von den Hirngeburten des armen Manns in Toggenburg will nichts mehr zum vorschein kommen. — — Und wie steht's denn um Sie, mein teuerster Herr Obmann? Ich höre so blutwenig von Ihnen. Wenn ich schon bei Herrn Steger bei Ihrer Tochter nachfrage, so kann sie mir doch

weiter nichts sagen, als daß Sie gesund und wohl sind und sich noch im Obmannamt befinden. Das Übrige muß ich mir selbst denken. Da ich mich so oft im Geist in Ihre angenehme Gesellschaft versetze, da denk ich mir, daß Sie sich als Philosoph und weltkluger, gelehrter Menschenfreund je länger je mehr in die neue Ordnung der Dinge schicken können, daß die Wunde, die Ihnen geschlagen worden, nach und nach wieder zuheilt und Ihr Wahlspruch sein wird: Was sich nicht ändern kann, nehm ich geduldig an, welches auch der meinige ist.

Über die gegenwärtige Lage unseres Vaterlands und überhaupt der politischen Lage Europens möchte Sie nicht um Ihre Meinung fragen, weil ich keine Antwort hoffen könnte. In unserem Toggenburg ist, so viel ich weiß, alles ruhig und still. Man staunt und staunt und weiß nicht, wie endlich die neue Regierungsform gestaltet sein werde. Es werden bald alle Sonntag Schreiben von unserem Kantonsstatthalter verlesen, wie man sich in diesem und jenem Punkt und Fall zu verhalten habe und wessen man sich zu versehen habe, mit häufigen Vermahnungen, sich still und ruhig zu verhalten, keine Komplotte zu machen, oder sich in Parteien zu teilen und zu zanken. Was mich anbetrifft, mein Bester, so naht es sich mit mir gegen das Ende meiner Tage. Schon im Frühling habe das kleine Reischen auf St. Gallen, Konstanz und Zürich mehr meiner Gesundheit als meiner häuslichen Angelegenheiten wegen gemacht. Aber ich traf noch sehr rohe Witterung an. Bin sechs Wochen von Hause gewesen und habe Zeit meines Lebens in so kurzer Zeit nicht mehr Frost ausgestanden. Merkte schon dazumal, daß meine Gesundheit immer schwankender wurde, als ich das letzte Mal das Vergnügen genoß, Ihr Gast zu sein. Dachte aber nicht, daß es auf ewig das letzte Mal seie. Eilte über Winterthur wieder nach Hause, um mich da wieder zu erwärmen und zu erholen. In Winterthur gab mir ein Herr Dr. Sulzer ein Pflaster über mein geschwollenes Knie. Meine Kräfte und Fleisch schwanden allmählich weg, sodaß ich nur ein pures Skelett bin. Der größte Schmerz steckt schon viele Wochen im Hals, daß ich nur nichts Festes mehr schlucken kann. Zudem gesellet sich ein starker Husten, der mir viel Stunden Schlaf raubt. Sonst genieße Ruhe und Frieden und gute Wartung, so wie es die Umstände erlauben. Doch gibt es immer gute Menschen, die mir mit nötigen Bedürfnissen helfen. Bei alledem schätze mich noch glücklich, mein Teuerster. Die

allgütige Vorsehung schenk mir Seelenruhe, Geduld und Gelassenheit, mich dem allgemeinen Los der Sterblichen willig, mutig und getrost zu unterwerfen. ... Vielleicht geht es mit mir noch bis in Herbst, vielleicht auch nicht. Gott weiß es! Wenn es möglich wäre, mein Bester, noch bei meinen Lebzeiten ein paar Zeilen von Ihnen zu erhalten, würde es mir Seelenfreude machen, wegen meinen Manuskripten und anderem. Indessen hoffe nicht, Ihnen diesmal mein letztes Lebewohl sagen zu müssen. So nahe denk ich mir mein Ende nicht, kann aber gleich nahe sein.

Indessen leben Sie doch, mein Teuerster, samt Ihrer werten Gemahlin und ganzer lieben Familie recht gesund, glücklich und wohl! Tausend herzliche Grüße von uns allen an Sie alle! Vergeßt nicht den, der sich bis ans Ende mit tausend Freuden nennt ganz der Ihrige

Den 26. Juli 1798[99]). Ulrich Bräker."

Am 11. September 1798 erlag Ulrich Bräker, nach einem meist mühe- und sorgenvollen Leben, einem langwierigen Leiden.

4. Ulrich Bräkers religiös-geistige Art und Entwicklung.

In der I. Lebensperiode 1735—1775.

Pietismus und Inspiration.

Das Gemüt dieses Menschen liegt einem offen da, wenn man sich in die selbst geschriebene Lebensgeschichte und in die zahllosen Aufzeichnungen der Tagebücher versenkt. Wohl steht darin manches, was nie für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen ist. Es war damals die Zeit, da viele geistig lebendige

[99]) Vgl. über die politischen Vorgänge Girtanners Aufzeichnungen S. 270 ff. Dr. Joh. Gottfr. Ebel, geb. 1764, gest. 1830 in Zürich, Verfasser zahlreicher naturgeschichtlicher und geographischer Schriften. Es handelt sich hier offenbar um ein Geschenk des Buches „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen", Zürich 1793.

Über Dr. med. Sulzer zum Adler in Winterthur siehe S. 183. Bräkers Tagebücher befanden sich seit mehreren Jahren in den Händen Füßlis. 1792 war eine Auslese im Druck erschienen. Vergebens hoffte Bräker, daß sein Verleger weitere Auszüge veröffentlichen werde.

und geweckte Menschen in der Beobachtung ihrer selbst und in der Selbstbespiegelung und Selbstkritik den besten Weg zur Vervollkommnung zu gehen glaubten und darauf bis an die äußerste Grenze des Erträglichen und Gesunden sich wagten. Wir wollen nicht als Kinder einer andern, wie man so gern meint, fortgeschritteneren Zeit spöttelnd herabsehen auf diese vielbedenkenden Vielschreiber. Der Mensch mit seinen Rätseln, mit seinem erdgeketteten Sein und dann wieder mit seinen himmelstürmenden Sehnsüchten stand ihnen im Vordergrund und ließ anderes, das uns heute wichtiger erscheint, Gelderwerb und Befriedigung des äußeren Daseins, zurücktreten.

Ulrich Bräkers religiöses und geistiges Wesen hat seinen Ursprung in der schlichten und tiefen Frömmigkeit seiner Eltern und Voreltern. Der Knabe lauscht im einsamen Dreischlatthaus[100]) an den langen Winterabenden, während draußen der Sturm den Schnee klaftertief aufbeigt, während drinnen die Brüder die Baumwolle kämmen und die Frauen das Spinnrad drehen, den Vorlesungen des Vaters aus den Erbauungsbüchern[101]). Nicht daß der aufmerksame, kleine Zuhörer nicht auch anderes vernommen und in die Hände bekommen hätte! Trotz der geringen Schulbildung, sechs Jahre je 10 Wochen im Winter[102]), hatte er in früher Jugend schon sich selbst im Schreiben und Lesen weitergebildet[103]). Der unveröffentlichte und auch in den meisten Teilen ungenießbare Roman „Jaus“[104]) enthält folgendes Stimmungsbild von einem Winterabend, das wohl Bräker den eigenen Kindheitserinnerungen entnommen hat:

„Es ging allgemach auf den Winter. Wir pflanzten alle Jahre viel Werch[105]). Das ward dann im Winter von der Mutter und den Meitlen gesponnen. Auch Nachbarleute spannen uns um den Lohn. Weiß noch gar wohl. Der Vater gab ihnen

100) Vgl. „Lebensgeschichte“ S. 22 ff. Beschreibung unseres Gutes Dreischlatt.

101) ebenda, S. 43 ff. „O der unseligen Wißbegierde!“

102) ebenda, S. 19. Vgl. auch Voellmy, Der arme Mann i. T., S. 8.

103) Vgl. Voellmy, Der arme Mann i. T., S. 219.

104) ebenda, S. 265.

105) Werch — Werg, das beim Hecheln zurückbleibende Fasergewirre von Hanf, Flachs.

nur einen Schilling vom Schneller[106]) und sie dankten noch. Jetzt ist man mit dreimal so viel nicht zufrieden. Da galt aber auch 's Mehl und 's Musmehl, Schmalz[107]) und Ziger bloß halb so viel. Aber die Leute lebten dort nicht lecker. Wie gesagt, da machten wir so einen Winter hindurch ein halb Dotzend Leinwandtücher. Der Vater konnte gar wohl mit umgehen, mit Sieden, Sputen, Zetteln und Weben und lehrte auch uns drei Buben alles, was er konnte. Jetzt hatte er genug zu tun, uns Wefel[108]) zu spulen. Wir hatten jeder sein Tuch aufm Stuhl (Webstuhl). Ich mußte nebenein das Vieh füttern und melken. Mochte also den ganzen Winter über nur ein Tuch. 's ging mir gar nicht recht vonstatten. Der Keller[109]) war mir melancholisch. Aber Bruder Dofe (Adolf?), sapperlot, der war dir ein Weber. Der pfiff und sang den ganzen Tag und haute drauf los, trips und traps, was gibst, was hast, trifft es nicht, so gilt es nicht. Hingegen Bruder Deiß redte den ganzen Tag nicht zehn Wort, war immer finster und tiefsinnig, mochte nicht so viel weben als Dofe ... Beim Licht des Nachts spulten die andern. Das Weibervolk spann und ich durfte unterm Licht sitzen und etwas vorlesen, weil ich am besten lesen konnte, und mein Vater hört um alle Welt gern lesen. Oft wenn ich ein Geschichtchen aus der Bibel oder sonst aus einem Buche las, mußten die Spuler innehalten, und die Spinnerinnen dorften kaum die Spindel drehen. Ich mußte zurücklesen. Er spitzte die Ohren, wie ein wachendes Reh. Wenn ich nur ein Buch nannte und Verlangen danach merken ließ, so schaffte er 's mir schon an. Allemal erst mußte ich einen Abendsegen aus Zollikofer[110]) oder Arndts Paradiesgärtlein[111]) lesen, wo dann alle ganz still und andächtig mit unbedecktem Haupt mit der Arbeit innehalten mußten. Dann nahm ich die Bibel oder ein anderes Buch, nachdem 's der Vater wollte. O die

106) Schneller: Vorrichtung am Haspel, die durch Schnellen, Einschnappen eines Zahnrades, die Zahl der Haspelumdrehungen anzeigt. Man nennt die Zahl von tausend Umgängen des Haspels einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garnes gerechnet wird.

107) Schmalz — Butter.

108) Wefel — Einschlag eines Gewebes.

109) Webkeller.

110) Vermutlich aus Hans Kaspar Zollikofers „Gebetsmusik", der Tausendliedersammlung, 1738 in St. Gallen erschienen, in Pietistenkreisen beliebt.

111) Johannes Arndt, 1555—1621, Pfarrer.

Bibel! Die hab' ich drei bis vier, ja mehrere Male durch und durch gelesen. Auch Arndts „Wahres Christentum“[112]) mußte viel lesen, sonderlich seine Tagewerke. Die mußte dem Vater alleweil lesen und ich hatte auch selbst viel Wohlgefallen daran. Hernach bekam ich auch andere Bücher. Ein Nachbar Jöre hatte einen ganzen Haufen geerbte und gekaufte. Einst fiel ihm das Erb eines Doktors zu. Da hatte er denn auch allerhand Doktorbücher. Und der Jöre lehnte mir, was ich wollte. Einst nahm ich ein Büchelchen von einem Arzte nach Hause und las so etliche Abend draus vor. Als ich da so aufs Tee- und Kaffeetrinken, Tabakrauchen kam, schnurrte der Vater: „Schmeiß den Narren weg“, sagte er, „der mag mir ein Dreck viel verstehen. So ein Doktor mag mir zur Zeit der Froschlaiche in einer Harngülle[113]) ausgeheckt worden sein. Was Teufels will er denn da mit seinem Gesöff, und von unseren Schotten sagt er kein Wort!“ „Ja, Vater“, sagt ich, „Schotten heißen sie Molken.“ „Molken ist ja ganze Milch vom Üter weg“, sagte er.

Nachher lehnte ich noch allerhand vom Jöre. Bald kam ich mit einem J. Böhm, Brill, Bourignon, Historie der Wiedergeborenen, flüchtige Pater, Graf von Zinzendorf, David Holazen, Samuel Luc etc. zusammen[114]). Aus allem las ich. Aber meine Zuhörer und ich mögen nicht das Halbe verstanden haben ...“

Eine ganze pietistische Bücherei kann man aus Bräkers Lebensgeschichte und Tagebüchern bis zum Jahre 1776 zusammenstellen. Soweit reichte die Spanne dieser ersten inneren Periode. Das Kind schon wird in schwere Seelenkämpfe geworfen. Das Zünglein an der Gewissenswage spielt ungewöhnlich

112) Siehe Wernle I, S. 444, wo es das „klassische Erbauungsbuch der Pietisten“ genannt wird.

113) Harngülle — Jauche.

114) Der Mystiker Jakob Böhme 1575—1624. Antoniette Bourignon, Führerin des Separatismus in der welschen Schweiz, ca. 1720.

Die „Historie der Wiedergeborenen“ von Reitz, ein mystisch-asketisches Buch. „Der flüchtige Pater“, wohl ein mystisches Erbauungsbuch. Graf von Zinzendorf. Über Zinzendorf und die Herrnhuter in der Schweiz, siehe Wernle I. 356 ff. — David Hollaz, Erbauungsschriftsteller, gest. 1771 vgl. D. B. 12, 754. Samuel Lutz, von 1726 an Pfarrer in Amsoldingen, Kt. Bern, der „König der Pietisten“, „der als Pfarrer der Bernischen Staatskirche es verstand, dem Pietismus in seiner engeren und weiteren Heimat Luft zu machen“.

Siehe Wernle I. S. 254 ff.

leicht und fein. Man lese in den „Abenteuern“ die Abschnitte „Kameradschaft“, „Neue sonderbare Gemütslage“, „O der unseligen Wißbegierde“, „Unterweisung“, und man wird staunen, wie viel von ernstem Tiefsinn, von grüblerischem Nachdenken, von jauchzender Hoffnung und lähmendem Zweifel durch dieses Kindergemüt zieht. Bräkers Naturanlagen waren reich an gesunden, starken Trieben. Er war der höchsten Begeisterung fähig, aber auch der flammendsten Leidenschaft. Sein für alles Schöne und Wunderbare empfängliches Gemüt wurde leuchtend und warm vom Schwelgen im reinsten Genuß der Schöpfung. Sein Ahnen von einer höheren Bestimmung des Menschen ließ ihn früh den Kampf um die Beherrschung der Triebe als eine vornehmste Lebenspflicht erfassen. Dieses Ringen ließ ihn aber auch erkennen, wie unaufhörlich die seelischen Spannungen den Menschen in Atem halten, welcher Ernst machen will mit den Forderungen seines Gewissens.

1774 22. Mai. Pfingstgedanken. „... Ich weiß freilich keine gewüsse Zeit, keine gewüsse Mittel meiner Bekehrung anzugeben, weil ich noch jetzt nicht recht bekehret bin, weil ich's noch nicht ergriffen habe, sondern nachjage, daß ich noch möchte bekehret werden. ...

Schon in meiner zarten Jugend fühlte ich Lust und Liebe, das Wort Gottes zu lesen und zu hören. Wie mancher Spruch schreckte oder reizte mich zu bekehren. Die Reden frommer Männer nahmen mein Herz ein. Aber ach, die Weltliebe behielt die Oberhand! ... Kein Wunder ist es, wenn schon Gott hernach schärfere Mittel mit mir vorgenommen, da er mich aufs Krankenbett legte ...“

Bräker hat als Konfirmand vor seinem mit inniger Dankbarkeit verehrten Seelsorger und vor der versammelten Gemeinde im Krinauer Bergkirchlein das dreistündige Katechismus- und Bibelexamen vorzüglich bestanden, wie noch heute im Kirchenbuch anerkennend verzeichnet ist. Aber nicht allein für religiöse Wahrheiten ist der Knabe frühreif. Mit überraschender Schärfe beobachtet der Geißbub in der von aller Kultur unbeleckten, abgeschiedenen Bergheimat das geheimnisvolle Weben, das wunderreiche Leben in der Natur. Es ist ein fast mystisches Versenken in die Seele aller Wesen und Geschöpfe, ein Zwiesprachehalten mit den Tierlein und Blumen, mit Bach und Weide und Wald, mit Regen und Sturm, mit Sonne und Nebel. Hier fühlt er sich dem Herzen der Schöpfung

nahe und schaut voll kindlicher Glaubenszuversicht und dankbarer Freude auf zu seinem gütigen Vater im Himmel. Hier bildet sich jene Eigentümlichkeit aus, mit allem sich verwandt zu fühlen und auf du und du zu sein[115]).

Die Jahre in der Fremde, da er als Offiziersbursche und Söldner die Welt auch so schauen lernte, wie sie wirklich war, und im Umgang mit allerlei Menschen die Macht der Sinnenreize und Lockungen wohl zu spüren bekam, haben auf eine Zeit seine Seelentiefe zugedeckt, ohne ihn jedoch auf die Dauer an einem oberflächlichen Lebensgenuß Genüge finden zu lassen.

Nach der Heimkehr und ganz besonders nach seiner Verheiratung wird er noch einmal jahrelang in die damals in Toggenburg hochgehenden Wogen pietistischer Gemeinschaftsfrömmigkeit hineingerissen. Er, der begabt war zur Freude an allem, was an guten Gottesgaben die Welt auch erlaubt und das Leben froh bereichert, zwängt sich in die Folterkammer einer finsteren, asketischen Weltflucht hinein.

28. Christmonat 1772. „... Es sind zwar gering scheinende und vor der Welt erlaubte Dinge, die ich hier meine, und doch sind sie mir je und je schädlich gewesen und haben mir ein unruhig Gewüssen verursachet. Es sind etwan, daß ich mich zu weltlicher Gesellschaft ohne Not geselle und meine Zunge, Aug und Ohren nicht im Zaum halte, wie ich sollte. Oder daß ich mich etwan zu lang verweile, wie es leider eine Unart ist, darwider ich kämpfen muß, welches mir auch schon viele Wunden verursachet, indem Streit und Zank und ander Unheil daraus erwachsen ist. O wie gut ist doch das Fliehen in der Welt! Es sind wahrlich die allerbesten Waffen in der Welt, mit denen wir die meisten Feinde besiegen können. In der Welt muß man doch leben und auch mit ihr zu tun haben. Aber man muß sich nie zu tief mit ihr einlassen, sondern, sobald es möglich, wieder von ihr wegfliehen."

Er will sich nicht ketten an irdische Güter und arm bleiben. 17. bis 27. Heumonat 1771.

Willig arm.

„Ach, wie selten und rar ist die willige Armut! Ja, wann der Bauch voll ist, wann man sorgenlos in süßer Ruh leben kann, dann ist man wohl willig arm. Ich glaube aber, nicht

115) Vgl. den Abschnitt „Das Naturgefühl" S. 230 ff.

diese, sondern die willige Armut zu allen Zeiten, in allen Umständen sei Gott sehr angenehm. Solang nur noch der große Hunger ausbleibt und ich einige Ruh vor den quälenden Schulden genieße, so bin ich willig arm. Wann ich bedenke, daß mein Heiland, der König Himmels und der Erden, auch arm gewesen auf dieser Welt, auch daß er sich allezeit lieber zu den Armen gesendet und sie seliger gepriesen dann die Reichen, wann ich weiter bedenke, wie eine kurze Zeit es auf dieser Welt währe, wie wohl hernach die Ruh tue, die Gott allen Mühseligen und Beladenen verheißen hat und daß wir nicht darum in der Welt sind, daß wir gute Tage haben und vollauf leben können, sondern zur fleißigen Arbeit für Seel und Leib, unser Heil zu würken mit Forcht und Zittern.

O mein Gott, gib mir doch zu erkennen, wie gefährlich der Reichtum sei und hingegen wie heilsam die Armut. Mache doch du mich willig arm. Dann du weißt am besten, was gut für mich ist. Reichtum wäre gewüß nicht für mich, dann ich bin allzusehr zur Wohllust geneigt. O darum gib mir nur, was dein heiliger und allein guter Wille ist! — — —“

Es darf ihm auch kein Kummer sein, daß er in der irdischen Heimat nicht viel besitzt, denn das rechte Vaterland ist droben:

11., 12., 13. April 1771.

Das rechte Vaterland.

Droben ist mein Vaterland,
Droben ist mein Ehrenstand,
Droben ist mein Geld und gut,
Drum so bin ich wohlgemut
Dann mein Schatz in guter Hand
Wird mir werden nicht entwandt.
Packet euch, ihr eiteln Sinnen
Samt den Wünschen und Beginnen!
Sollt es nicht viel besser sein
Bei dem lieben Jesus mein?

Diesen Reim hab ich des nachts auf meinem Lager gemacht, als ich der wünschenden Gedanken nicht los werden konnte. Diese melden sich allemal, wann ich mit meinem gegenwärtigen Zustand nicht zufrieden bin, wann ich in Widerwärtigkeit oder in Kummer wegen meinen Glücksumständen gerate. Auch melden sich diese Gedanken gewöhnlich im Frühling, wann die Erden beginnt grün und neu belebt zu werden und ich

sozureden kein Fuß breit Anteil dran habe und von jedermanns Gnad muß leben. Alsdann vertief ich mich in diese Gedanken, daß ich oft verirre. Aber mein liebreicher Heiland bringt mich wieder zurecht. Er zeigt mir die ewigen Güter, die ihn sein kostbares Gottesblut gekostet. Was müssen doch dieses für Schätze und Güter sein, die soviel gekostet haben. — —"

Das ist die Stimmung seiner ersten Tagebücher, ein aufrichtig gemeintes, aber seinem eigentlichen Fühlen widersprechendes Gestammel und unaufhörliches Bekennen von Sünde und Schuld, eine beständige Angst vor Tod und Verdammnis.

1770 19. Jenner. „Gestern in der Nacht hab ich den Himmel blutrot gesehen ... Ich dachte: O mein langmütiger Gott! Du allein weißt seine Ursachen und seine Bedütung. Ich begehre es auch nicht zu wüssen. Doch glaub ich, daß du nach deiner großen Liebe alles anwendest, die Sünder zu warnen."

20. Hornung. „O mein Gott, vor der Welt hab ich wenig, vor Dir aber viel gefehlt!"

1771 30. März. „Möchtest doch du auch, o blutiger Heiland, in das Grab meines Herzens gelegt werden und lebendig darinnen ruhen, nicht nur einen Tag, sondern ewiglich. Aber ach, o gekreuzigter Heiland, wie schmerzlich muß ich klagen über mich, ja dir allein muß ich es klagen, daß mein Herz noch kein Grab ist für dich, noch kein neu Grab in einem sauberen Felsen, sondern ein sumpfiges, morastisches Loch, eine Behausung aller unreinen Tieren, ein stinkendes Mistloch, daß es mir selber eklet darab, weil geschwiegen für ein so reines und heiliges Lämmlein Gottes zu herbergen."

10. Wintermonat: „Das weißt du, o Gott, wohl, daß ich selber die größte Schuld an meinem Elend bin und mich die Buß und Bekehrung noch so schwer ankommt ..."

Aber es brennt in ihm eine Sehnsucht nach Reinheit. Und ist er zu schwach, sich selbst zu helfen — Gott kennt sein Herz und wird ihm Kraft geben, nicht mehr zu sündigen.

7. Februar: „Merkwürdig, daß alle Sachen, die von oben herkommen, so rein und sauber sind, und sobald sie auf Erden kommen, besudlet werden.

Wie weiß und sauber ist der Schnee, wie lauter das Wasser, Hagel, Reif, Tau ist rein und lauter. Sobald es auf Erden ist, wird's unrein. Laß mir dieses zur Lehre dienen, o Gott, mache mich rein und ziehe meinen Geist hinauf zu dir ..."

1772 Januar 6. bis 11. „Das Herz ist die Quelle aller menschlichen Handlungen. Wie das Herz gestellt ist, dahin richten sich die inneren und üsseren Sinnen, was das Herz will, dahin richtet sich das Auge, das hört das Ohr, das redt der Mund, was das Herz verlangt, dahin gehen alle Wünsche, dahin streckt sich die Hand, dargegen laufen die Füße, ja alle Glieder müssen sich nach dem Willen des Herzens richten. O darum ist es doch vonnöten, daß ich zuerst einen Bund mit meinem Herzen mache. Aber ach, Jesu, wie unvermögend bin ich doch, mein eigen Herz zu reinigen. Du weißt es selber wohl, dir klag ich's. Dann im Herzen sitzen vieltausend eitele und sündliche Wünsche, im Herzen nähret sich so viel unreine Lust, im Herzen sind verborgen viel Millionen sündlicher Gedanken, aus dem Herzen kommen soviel sündliche Worte, soviel sündliche Verrichtungen. Ach, Jesu, so komme doch du mit deiner göttlichen Kraft und reinige doch du mein sündenvolles und unreines Herz von allen heimlichen Tücken, Listen und Ränken. Mache doch du es recht sauber und ganz zu dir gerichtet. Alsdann kann ich auch einen Bund machen mit allen üßeren Sinnen, Augen, Ohren, Mund, Händ und Füßen! Wann erst die Quelle recht sauber ist, so werden gewüßlich auch reine Bächlein drauß fließen. O so mache doch du die Quelle recht rein, mein Heiland! Du deines Namens Lob, Ruhm, Ehr und Preis! Amen. — — —“

Er bekennt mit schwärmerischer Inbrunst seine Liebe und sein Vertrauen zum Heiland und nimmt das Gnadengeschenk des Opfertodes seines Erlösers an.

1771 8. Jenner. „Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit, allerliebster Bräutigam. Nur dir soll meine Liebe gewidmet sein ....“

1772 5. April. „Über diese fünf oben angezogenen Verse (Marc. XV. 15 ff.) ist hüte eine vortreffliche Passionspredig gehalten worden, wobei mir das 636. Lied aus dem 1000 Liederbuch einfiel, welches wohl wert ist, daß es gelesen, gesungen und mit Andacht betrachtet werde. Es sind darin die meisten Stück der Leiden Jesu sehr schön enthalten. ...

Komm Jesu, ewiges Lebenslicht,
Verklär die Marterliebsgeschicht,
Die wir jetz von dir hören.
Ach laß des Geistes Gnadenblick
Bei Deines Leidens jedem Stück
Mit Brunst und Kraft mich lehren,
Was sündigen vor ein Ungeheur.

1773 19. Jenner. „Christus ist nur denen des Gesetzes Ende, die in wahrem Glauben an ihn von Herzen trachten ihm nachzufolgen. Die sind gerecht, die verzagen an allen ihren Kräften, sich arm und elend fühlen, zu Christo eilen und stets an ihme hangen, seinem Wort glauben und auch von Herzen trachten zu halten. ... Jesu, wie nötig hab ich deine Gerechtigkeit, wie nötig deine Gnade und deinen Beistand. ... Wann ich nur stillgehalten und dich mit meinem Selbstwürken nicht verhindert hätte! ..."

Wir müssen hohe Achtung haben vor dem Gerichtsernst, der den Armen Mann in dieser Lebenslage gepackt hat, und lernen ihn völlig aus der religiösen Erweckung seiner Zeit und Umgebung heraus verstehen[116]). Er selber äußert sich später Pfarrer Jmhof und seinem Verleger Füßli gegenüber sehr ablehnend, wo nicht mit Widerwillen über seine frühere religiöse Verfassung, vielleicht aus einer gewissen Erkenntnis heraus, daß bei ihm damals nicht alles echt gewesen war. In einem Briefe vom 17. Jan. 1790 an Obmann Füßli in Zürich heißt es u. a.: „Ich schäme mich der Narrheiten und hätte freilich von den ersten Bändchens (gemeint sind die Tagebücher 1768/69, 1770—1773) lieber gar nichts herauskommen gesehen. Denn meine damalige und jetzige Denkungsart sind himmelweit voneinander verschieden. Mag jetzt mein frommes Gewäsche, mein ewiges Ach und Oh nicht mehr ansehen. Lieber eine einzige schöne Handlung, wenn sie auch noch so kindisch und einfältig schiene, als ein Quartband solcher läppischer Frömmelei lesen."

Aber das läßt sich nicht verkennen, auch in diesen Tagebüchern der ersten Jahre klingen warme religiöse Töne an. Bräker schreibt sich z. B. in dem Tagebuch von 1768 ein Vaterunser nieder, in dem er über jede Bitte voll Andacht meditiert. Manche Stelle liest sich wie ein Psalm, wie eine Predigt oder wie ein Gebet.

25. Weinmonat 1772.

Lob Gottes.

„Die Stimme des Herrn gehet mit Macht, sie zerbricht die Cedern Libanons. Sie macht, daß sich Menschen und Tiere förchten, sie demütigt die Stolzen. Die Stimme des Herrn ist mancherlei. Die Stimme des Herrn ist stark, sie ist voll Liebe.

116) Vgl. den Abschnitt über die Erweckung im Toggenburg, S. 75 f.

Die Stimme des Herrn ist löblich. Sie geht durch die ganze Welt, sie bereitet ihr Lob. Himmel, Erde und Meer sind voll der Stimmen des Herren. Sein Lob ist groß an allen Enden der Erden. Alle Ohren hören die Stimme des Herren, aber wenige kennen dieselbe. Oft rauschet die Stimme des Herren erschröcklich und doch noch mit Liebe. Er fahret daher in den Wolken, er laßt sie hören im Gericht, wann er züchtiget. Aber kaum hat er seine Hand aufgehoben, uns zu schlagen, so ist er schon wieder gütig. Seine Güte übertrifft alle Bosheit der Menschen, und doch ist derselben mehr als des Sands am Meer. Seine Stimme ruft wieder leise, dann seine Güte ist groß. So viel seiner Stimmen, so groß ist seine Güte und sein Lob erfüllet Himmel, Erd und das Meer. Er gibt allem das, das es hat, jedem sein Wesen und Leben. Himmel, Erde, die Luft und das Meer, die wimmeln von seinen Geschöpfen. Er gibt einem jeden seine Nahrung, er sättigt alles, was da lebt. Dann seine Macht ist groß und seine Güte von Ewigkeit her. Sein Lob ertönte im Anfang und seither immerdar. Alle heiligen Männer Gottes verkündigen sein Lob. Sie erzählen seine große Stärke und die Werke seiner Macht. Von je welther hat er die Mächtigen zu Boden gefeßlet und die Stolzen gedemütigt. Dann er allein ist mächtig, ihm allein gebürt alle Ehr und alles Lob. Alle Völker der Erden glauben ein oberstes Wesen, auch die allerwildesten merken eine mächtige Hand, aber sie kennen den nicht, der da regieret von Ewigkeit her. Sie wüssen nicht seine Hoheit, seine Wege, seine Macht, denn sie kennen ihn nicht. Wir aber sollten ihn kennen, er hat sich uns geoffenbaret. Viele tausend Zeugen zeugen von ihme, alle seine großen Taten zeugen von ihme. Wir hören alle seine Stimmen, es ist uns zur Schande, wann wir sie nicht kennen. Er ist ein allmächtiger, aber auch der allergütigste Herr. In ihm und durch ihn sind wir und alle Ding. Darum lobet den Herren! Es loben ihn alle seine Heerscharen. Ja, wohl verkündigen die Himmel seine Ehre und die Erde seiner Hände Werk. Es lobet seinen Meister alles Gewimmel der Erden, in Lüften und im Meer. Es loben den Herren alle seine Tagen, und seine Werke erzählen seine Macht. Lobet doch den Herren, alle Einwohner der Erden, dann seine Güte ist groß. Lobet ihn doch, o ihr Christen, die ihr doch sein Volk sein sollt. O Schweiz, o Toggenburg, o geliebtes Vaterland, erkenne

doch die Macht des Höchsten. Lobet doch seine Güte! Vor andern aus haben wir Ursach, dann seine Güte ist unermeßlich gegen uns. Ich und mein Haus wollen den Herrn loben immer und ewiglich, dann er hat Großes an uns getan. Hochgelobt sei der Name des Herren! — — —"

Wieder anderes ist sogar in Verse und Reime gesetzt.

Als am 13. und 17. Sept. 1771 zwei Kinder, Johann Ulrich und Susanna Barbara, an der Ruhr gestorben waren, schrieb der tiefgebeugte Vater am 27. in sein Tagebuch:

Alles lauft seim Ursprung zu.

Wann ich betracht all sichtbar Ding,
Wie hoch und groß, auch wie gering,
So sehe ich, daß keins besteht,
Daß alles mit der Zeit vergeht.
Ich sehe alles schnell zueilen,
Fortlaufende und nicht verweilen,
Nach seinem Ursprung immerzu.
Was selig wird, geht in die Ruh.
Ein Bächlein fließt ohn aufhör,
Bis es gelangt ins stille Meer.
Der Leib, der aus der Erd entsteht,
Auch in die Erden wieder geht.
Die Seele, die von Gott ausfließt,
Auch wiederum in Gott ergießt.
Was aus der Erden kommt hervor,
So hoch es hebt sein Haupt empor,
So muß es doch, sei arm und reich,
Der Erden wieder werden gleich.

So ernst nimmt es noch der fast vierzigjährige Mann. Mit dreißig Jahren wollte er als Inspirierter, als Bußprediger seines Volkes wandern gehen, in heiligem Eifer von seiner innersten Berufung als Prophet durchdrungen! Dann wieder will er sich bescheiden, nur im Toggenburg und schließlich gar nur in seiner Familie die religiöse Andacht, Unterweisung und Belehrung mit Ernst zu pflegen[117]). Wie ablehnend ist er den weltlichen Büchern gegenüber! Er, der später wohl einer der eifrigsten Leser der Bibliothek der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig war! Jetzt aber schreibt er ein Mahnwort für seine Kinder ins Tagebuch: Weltliche Bücher meidet! Haltet euch nur an solche, welche gottselig sind!

117) Vgl. Füßli „Tagebuch des Armen Mannes", Zürich 1792, S. VII.

1769.

„Über die Bücher."

„Nun bleibt mir noch übrig, meine Kinder, ein Wort der Vermahnung über die Bücher, welche mir bekannt oder gar in meinen Händen sind. Nicht als ob ich die besten kannte oder gelesen hätte. Nein, dann es werden noch viele hundert schöne Bücher und Schriften sein, die ich weder gelesen noch gesehen habe, die gleich erleuchtete heilige Männer geschrieben haben. Doch darf ich wohl sagen, daß ich das beste und fürtrefflichste unter allen Büchern kenne, nämlich die heilige Schrift, die Bibel, der Grund aller anderen guten Bücher.

Es sind wohl viel Millionentausend Bücher in der Welt ausgegangen, seitdem die Buchdruckerei erfunden worden. Es sind wohl viel mehr Bücher als Menschen in der Welt, ihre Zahl ist wie der Sand am Meer. Ihre, der Bücher Art und Beschaffenheit aber ist vieltausenderlei, überhaupt aber nur zweierlei: entweder nützliche oder schädliche. Doch kann es wohl eine dritte Art auch geben, die wenig nutz und wenig schad sind. Doch an mir hab ich dies nie befunden. Entweder sind sie mir nutz oder schad gewesen, an der Seel oder im Leiblichen.

Ich bin zwar immer ein großer Liebhaber der Bücher gewesen, jedoch hab ich die schlimmen verabscheut und gehaßt, hingegen die guten geliebet. Nicht daß ich mich mit eitlen und nichtswürdigen Büchern nicht auch schon vergafft hätte. Doch habe ich allemal den Schaden davon erfahren. Darum ich meine Kinder warnen will, solche schädliche Schriften nicht zu lesen und ermahnen, um der Ehre Gottes und ihrer Seelen Heil willen die guten und nützlichen fleißig zu lesen und zu gebrauchen.

Est ist eine ewige Schande für die christlichen Kirchen, daß so viele unnütze, schädliche, heidnische und teuflische Schriften und Bücher gedruckt und geduldet werden. Der gerechte Richter wird die Urheber derselben schon zu finden wüssen. Darum will ich euch ernstlich gewarnet haben, meine lieben Kinder, vor solchen heidnischen, ja teuflischen Büchern. Als da sind: romanische erdichtete Liebesgeschichten, Hurengeschichten, Liebes- oder Hurenlieder, alle erlogne gottlosen Erzählungen und Erdichtungen, alle Schwarzkunst-

und Zauber- oder Teufelsblendbüchlein, alle pasquilantische, Schmäh- und Lästerschriften über andere Ständ und Personen.

Von allen diesen Bücheren hütet euch, dann sie sind eine Pest der Seelen, ein teuflisches Gift, das nicht mehr aus dem Gedächtnis zu vertreiben ist und der Seelen unersetzlichen Schaden bringt, wie auch alle auswendig gelernten Possen, faule Stück und Reimen, welche die Jugend viellieber lernt als gute Lieder! Fliehet diese Lotterfallen des Satans, der die Jugend listiglich darmit zu fangen pflegt. Ach der faulen Stricken des Satans, der junge Leute so sehr mit diesem Teufelsgift bezaubern kann, daß sie listiglich in seinen Stricken gefangen werden und als seine Sklaven gebraucht werden, daß sie auch andere mit diesem anstecken und bis ins Alter nicht loswerden können.

Was aber die andern, die minder schädlich sind, als etwan aesopische und andere Fabeln, sind auch nicht viel nutz. Was aber weltliche Bücher sind, Geschichtbücher, geographische, Weltbeschreibungen, Helden-, Staats- und Lebensbeschreibungen gewüsser Potentaten, Länderen und Städten, viel Streit- und Zankschriften und dgl. hunderterlei Arten, achte ich zur Seligkeit nicht notwendig. Für gewüsse Personen können im Leiblichen solche wohl nutz sein. Die heilige Schrift oder der heilige Paulus ratet, alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Einer, dem seine Seligkeit angelegen ist, der mit Ernst trachtet, Jesum nachzufolgen und nach seinen Geboten einherzuwandeln, der kann und wird bald merken, was ihm auf dieser Reise nach Zion beförderlich und schädlich sei. Ist Jesus die ewige Seligkeit, der ganze Zweck unseres Lebens, so werden wir nicht viel Geschmack finden an allen diesen Bücheren.

Ich hatte jederzeit große Lust zum Bücherlesen gehabt. Ich will euch aber sagen, meine Kinder, was für einen Eindruck dieselben auf mein Inwendiges gehabt, was es mir für Nutzen gebracht. Unverschämte, geile und gottlose Bücher hab ich verabscheuet. Als ich noch im ledigen Stand war, sind mir zwei solche in die Händ gekommen, erdichtete Liebesgeschichten und Liebeslieder. Sie kamen wir sündlich vor. Ich wollte sie wegwerfen, allein ich dachte, es möchte sie jemand zu seinem größten Schaden finden. Weil sie ins Feuer gehören, wolle ich sie lieber verbrennen. Warf sie auch in den Ofen und verbrannte sie. Derselben Autor wird es auch nicht besser gehen, wo er sich nicht bekehret hat. Der weltlichen Bücher hab ich

zwar viel gelesen, aber wenig Nutz davon gespürt, als die Neugierd zu befriedigen. Manchmal müd und satt gelesen.

Weltbeschreibungen, Reisebeschreibungen haben oft eine Lust zum Reisen in mir erweckt und ein Mißvergnügen mit meinem Stand und Vaterland, in welches mich Gott gesetzt hat. Doch haben mir allezeit die Beschreibungen des himmlischen Vaterlandes viel besser gefallen .... Was Streit- und Zankbücher anbetrifft, deren bin ich manchmal überdrüssig worden. Sittenlehren hatten wohl mehr Eindruck auf mein Herz, wie auch die Geschichtbücher, aus denen ich die wunderbare Regierung des allmächtigen Gottes sehen und bewundern konnte, ja seine Regierung oft mit Händen greifen konnte.

Was aber die guten und gottseligen Bücher anbetrifft, so haben mir diese, wie ich hoffe und glaube, schon unendlichen Nutzen geschafft. Sie sind mir sehr teuer und wert, sonderlich die, welche ich achte vom Geist Gottes getrieben, geschrieben und aufgesetzt sein, welche ohne eigene Ehre lauter und rein die Ehre Gottes und das Heil der Menschen zu Ihrem Zweck haben. . . . . .“ —

Auch den weltlichen Vergnügen, selbst den harmlosen Belustigungen geht er aus dem Weg. Er führt einen fortwährenden Kampf gegen alles Natürliche im Leben, eine ungemeine Empfindlichkeit gegen jede Gesetzesübertretung äußert sich. Von einer hingebenden Liebe zur Natur als der Schöpfung Gottes keine Spur, von einem Versenken und Aufgehen im All, wie später, nichts. Er kümmert um die Sünden der Jugend und spricht im Alter von 36 Jahren von den Tagen, die einem nicht gefallen. Selten und erst 1773 streut er eine kurze weltliche Bemerkung ein, verfaßt aber, neben den Tagebüchern alten Stiles, zu den denkwürdigen Jahren 1770/71/72 eine rein weltliche Chronik!

1769 klagt er: „Dann ich hab es oft gesagt und sag es noch einmal und muß es all mein Leben lang büßen und betrauern und beklagen, daß ich die Blust meiner Jugend auf eine schändliche Weis verschwendet, auf eine leichtsinnige Weis dem Satan, der Welt und meinem eigenen Fleisch und Blut aufgeopfert.“ Die sichtbare Welt wird allegorisch auf das religiöse Leben umgedeutet. Alles Vergängliche wird zu einem Gleichnis für das Unvergängliche.

24. Weinmonat: „... Ich bin auch ein Verehrer der Sonne, ich verehre sie als eine große Gabe des Herrn. ... Ich ver-

wundere mich nicht so sehr, wenn schon gewüsse Nationen in der Welt sie als eine Gottheit verehren. ... O Jesu, du wahre Sonne der Gerechtigkeit!"

31. Heumonat: „... Wenn ich mir ein sichtbares Bild von Gott wollte machen, so wüßt ich mir kein schöneres als die Sonne. Was vor Kraft ist dann bei dir, o Jesu, die erste Sonne der himmlischen Lichtwelt ..."

1771 „Wil nun die Menschen viel zu sagen und zu schreiben wüssen, wann sie an einer leiblichen Schlacht gewesen sind, warum sollten wir nicht mehr zu sagen und zu schrieben wüssen von dem viel wichtigeren geistlichen Krieg und genau Achtung geben, ja alle Tage aufschrieben, wieviel wir dem Find abgewonnen — — oder aber verloren haben, damit wir je länger, je klüger werden und unserem getreuen Feldherren immer getreuer werden."

Bräker vergleicht sein relatives menschliches Wesen immer mit dem absoluten göttlichen und ist über den Abstand zerknirscht. „Ich bin so müde von mir selber, daß ich mir eine unerträgliche Last bin."

Die Welt ist voll Schlechtigkeit und Eitelkeit. Am 28. April 1774 schreibt er noch: „Ich ging heute hinaus, ein Stück der Eitelkeit anzuschauen. Es war der Huldigungstag, da alle junge Mannschaft im Toggenburg zusammenkommt, unserem Landesfürsten den Eid der Treue zu schwören zu Lichtensteig. Diese prächtig schauende Eitelkeiten dünken mich wie eine schnell vorbeifahrende Wolken, wie ein Rauch, ein Dampf, ein tönende Schellen. Also sind alle eiteln Freuden dieser Welt."

„13. Mey war die alljährliche Meiengemeinde. . . . Ich dachte, hüt freut sich die Welt in ihrer Eitelkeit. Ach, möchte ich mich auch recht freuen in Jesu meinem höchsten Gut!"

20. Mai. „In der Predigt hüte während dem Gesang war mein Herze heftig bewegt, als ich die tönende Stimme so vieler hundert Menschen hörte und betrachtete. ... Die meisten haben ihr Herz voll Eitelkeit, Äcker, Wiesen, Roß, Küh, Garn, Geld, Knaben, Jungfern und viel tausenderlei Eitelkeiten. Und du, o ewige Liebe, mußt sehen, wie man diesen falschen Göttern dient und dich, das höchste Gut, verachtet. O Jesu, erbarme dich des elenden Zustandes!"

Es ist ganz klar: In diesen Aufzeichnungen der I. religiösen Periode haben wir nur den Niederschlag aus Bräkers Versenkung in hauptsächlich mystisch-pietistische Bücher sei-

ner Zeit. Die in der folgenden Zusammenstellung genannten Titel kehren häufig wieder, wenn auch etwa ein anderes weltliches Buch mit unterläuft.

Die oft erwähnten Bücher der I. Periode, welche Bräker in seiner Lebensgeschichte vom Jahre 1789 und in seinen Tagebüchern von 1768 bis 1774 anführt.

Die Lebensgeschichte wird nach der Füßlischen Ausgabe 1789 mit FL zitiert, die Tagebuchstellen werden den Handschriften entnommen und mit Mscr.Tgb. bezeichnet.

Wenn immer möglich wird festgestellt, wann ein von Bräker erst nach Jahren erwähntes Buch gelesen worden ist und in diesem Falle „gelesen" und „erwähnt" auseinandergehalten. Auch hat es einen eigenen Reiz, nicht nur die Titel der Bücher zusammenzustellen, sondern Bräkers Bemerkungen dazu ebenfalls anzubringen.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
ca. 1748	1768	Mscr.Tgb.	erinnert sich Bräker an ein „gutes Büchlein" „Ich erinnere mich noch wohl an meine Jugendjahre, da der Zug des Vaters und seine Gnad an mir gearbeitet, daß er mich bewegen wollen, ihn über alles zu lieben, daß seine Liebe mir das Herz gerührt in der Einsamkeit durch Lesen eines Guten Büchleins, daß mir das Herz brannte und die Tränen über meine Wangen liefen. Ich weiß wohl, wie mich der Geist Gottes hat wollen abziehen von aller Kreaturliebe ..."

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
	1768	Mscr.Tgb.	„Da ich aber beim Geißenhüten zu gottlosen Mitgesellen kam und mich zu ihnen gesellete, wurde ich in meinen schwachen Jugendjahren mit hingerissen und habe bei ihnen nichts gelernet. Dann biswillen, wann ich von böser Gesellschaft eine Zeitlang abgesondert war, und ich mich im Guten übte, waren mir meine Sünden wieder leid und mein Gewüssen so zart, daß es mir ein Vögelein versagte, ich liebe es zuviel, und so in anderen Sünden auch.“
	1789	FL S. 236	„Oft hat mir in der Einsamkeit ein Gutes Büchlein, welches ich beim Geißenhüten nachgetragen, Tränen ausgepreßt, daß ich mich entschlossen, meinem Gott und Heiland zu dienen ...“
ca. 1748	1789	FL S. 236	„Damals war meine größte Lust, an einem schönen Morgen oder stillen Abend, während dem Hüten meiner Geißen mich auf irgend einem hohen Berge in einen Dornbusch zu setzen, dann jenes Büchelgen hervorzulangen, das ich viele Zeit überall und immer bei mir trug und daraus mich über meine Pflichten gegen Gott, gegen meine Eltern, gegen alle Menschen und gegen mich selbst solang zu erbauen, bis ich in eine Art wilder Empfindung geriet und allemal mit einer Ermahnung an Kinder geendet, deren Anfang lautet: Kommt Kinder, wir wollen uns vor

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			dem Thron des himmlischen Vaters niederwerfen! Dann hätt' ich mich auf ewig und durch tausend Eide verbunden, allem, allem abzusagen und nur Jesu nachzufolgen.“
ca. 1748	1785	FL S. 235	„Dann um die nämliche Zeit hatte ich von meinem Vater und aus ein paar seiner Lieblingsbücher allerlei, nach meinen jetzigen Begriffen übertriebene Vorstellungen von dem, was eigentlich fromm und reinen Herzens sei, eingesogen. Da wurde mir nur das allerstrengste Gesetz eingepredigt. Da schwebten mir immer unübersteigliche Berge und die schwersten Stellen aus dem neuen Testament von „Händ und Füß abhauen, Augen ausreißen u. s. f. vor.“
1750	1785	FL S. 18	„Die Großmutter (starb 1750 in der Feuerschwand, Gemeinde Wattwil) vermachte mir ein Buch Arndts wahres Christentum apart.“
1750	1796	Mscr.Tgb.	„Wintermonat, ganz astronomisch. Habe zwar schon vieles von der Schöpfung gelesen. Schon im Knabenalter habe Johann Arndts wahres Christentum, die sechs Tagewerke Gottes, am liebsten und mit Erstaunen gelesen.“
1750	1785	FL S. 43	„Mein Vater las auch gern etwas Historisches, Mystisches. Gerade um diese Zeit ging ein Buch aus, der Flüchtige Pa-

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			ter genannt. Der Vater glaubte an den darin prophezeiten Fall des Antichrists und die dem End der Welt vorgehenden Strafgerichte.“
		S. 45	„Ich las in dem sog. Pantli-Karrer und dann in dem weltlichen Liederbuch, dessen Titel mir entfallen ist.“
		S. 72	„Der Vater las uns etwa an den Abenden aus David Hollatz, Böhm und Meads „Beinahe Christ“ die erbaulichsten Stellen vor.“
1756	1789	FL S. 124	„Im Quartier (als Rekrut in Berlin) übte ich mich stets im Exerzieren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete.“
ca. 1767	1789	FL S. 189f.	„schnappte jedes Buch auf, das mir nur zu erhaschen stund, hatte jetzt wirklich 8 Foliobände von der Berlenburger Bibel vollendet“[118]).
		S. 207	„nahm meine Zuflucht zum Lesen und Schreiben, lehnte und durchstänkerte jedes Buch, das ich kriegen konnte, in der Hoffnung, etwas zu finden, das auf meinen Zustand paßte.“
ca. 1775	1789	S. 208	Um diese Zeit kam einst ein Mitglied der Moralischen Gesell-

[118]) Berlenburger Bibel, „das große Bibelwerk aller heterodox und antikirchlich gestimmten frommen Seelen, das die Herzen auf das innerliche Christentum des Geistes lenken und der götzendienerischen Babelkirche den Todesstoß geben wollte“. Wernle I. 233.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			schaft[119]) zu Lichtensteig in mein Haus, da ich eben die Geschichte von Struensee und Brand[120]) durchblätterte und etwas von meinen Schreibereien auf dem Tische lag.“
1768	1768	Mscr.Tgb.	„O darum, liebe Kinder, kommt, laßt uns die heilige Schrift durchgehen, dieses edle Buch, dieses Gnadengeschenk Gottes, die Bibel, welche bei dem größten Haufen der Menschen im Raub liegt, oder gar darüber gespottet, gezankt und gescherzet wird.“
1769	1769	Mscr.Tgb.	„Unser Catechismus ist die allerdeutlichste, einfältigste und kürzeste Erklärung der Heiligen Schrift, darin der Weg zum Himmel sehr kurz und sehr deutlich gefaßt und beschrieben ist. Darum, o mein Kind, befleißige dich doch beizeiten, denselben zu lernen, ja nicht nur uswendig zu lernen, wie fast alle gottlose Jugend, sondern einen Verstand daraus zu erlangen, dein Gedächtnis mit diesen seligen Wahrheiten anzufüllen. Meine lieben Kinder, unseres hochgelobten Erlösers seine Leiden und

119) Siehe Anm. 122.

120) Johann Friedrich Graf von Struensee, geb. 1737, erst Leibarzt, dann allmächtiger Minister des dänischen Königs Christian VII., Günstling der Königin Mathilde. Er verleitete 1770 den König, den Staatsrat, d. h. die Mitregierung des Adels, zu beseitigen. 1772 erfolgte die Hinrichtung des dem Volke zu mächtig gewordenen Mannes, zusammen mit seinem Helfer Graf Ewald von Brand. Struensee sah seinem Ende sehr standhaft entgegen. — Bräker las wohl das Buch „Bekehrungsgeschichte zweier dänischer Grafen“, 1773, welches sich in der Bibliothek der Moralischen Gesellschaft befand.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			Tod ist uns alles in der heiligen Schrift deutlich beschrieben und von vielen hocherleuchteten Männern ausgelegt worden. Insonderheit ist des Herrn Samuel Lutzen Buch, betitelt „Jesus der Gekreuzigte“, in eueren Händen ein fürtreffliches Buch. Und was ist doch Samuel Lutz für ein Zeuge der Wahrheit gewesen. Wie herrlich zeugen seine Schriften davon. Ich habe von den Bücheren, die er geschrieben, drei in Händen, welche mir sehr lieb sind. Ich wünsche, diesen seligen Mann in der Ewigkeit anzutreffen. Ich habe mir schon oft gewünscht, ihn im Fleisch gekannt zu haben.“
1769	1769	Mscr.Tgb.	„Was für schöne Schriften hat uns der selige Johann Arndt hinterlassen. Dieselben weisen uns recht ins Wort Gottes. Wie schön zeigen uns seine Bücher „Vom wahren Christentum“ den Weg zum Himmel. Wie liebreich malen sie uns das Vaterherz Gottes vor. Und sein liebes Paradeisgärtlein hat recht ein wunderbares göttliches Zeugnis, da es mitten im Feuer unversehrt geblieben, wie wir in demselben voran darvon lesen können. Seine Schriften sind mir sonderbar lieb, weil ich aus denselben sehe, daß die Ehre Gottes und des Menschen Heil sein Zweck gewesen in allen seinen Schriften.“

5. Bräkers II. religiöse Periode: Die Aufklärung.

a) Die kirchliche Aufklärung im Toggenburg.

Die Aufklärung hielt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch im Toggenburg ihren Einzug. Alte religiöse Anschauungen wurden von ihren Wellen unterspült und allmählich zu Fall gebracht.

Die Gemeinden erhielten in den siebziger Jahren Pfarrer, welche mit der Aufklärung mindestens stark sympathisierten. Wenn man die Zusammenstellung der Lieblingsbeschäftigungen, die Umfrage über die geistigen Interessen der Pfarrherren, wie sie im Jahre 1799 von Minister Stapfer in Helvetien veranlaßt worden ist, auf die Antworten der Toggenburger Geistlichen und solcher, die einst im Toggenburg geamtet hatten, durchgeht, so kommt man zu interessanten Feststellungen. So bekannte sich z. B. der eifrige Förderer von Bräkers Schriftstellerei, Pfarrer Martin Imhof von Wattwil, zur Aufklärung. Er war ein Freund der Pädagogik, der Geschichte, der Literatur. 1782 gab er ein „Kompendium der Schweizer Geographie" bei Thurneysen in Basel heraus. Er veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Aufsätze, z. B. einen über die Frage „Ist die Aufklärung dem Landvolk nützlich?" „Waren unsere Heldenväter aufgeklärt?" Imhof gesteht, „dieser Geistesgeburt eine vorzügliche Liebe geweiht zu haben"[121]).

b) Der Beginn der religiösen Wandlung bei Bräker.

Dieser Pfarrer Imhof übermittelt dem Verleger Füßli in Zürich ohne Wissen des Armen Mannes dessen selbstgeschriebene Lebensgeschichte. Proben davon erschienen in der Monatsschrift „Schweizer Museum" der Jahre 1787 und 1788. Füßli leitet sie mit der Bemerkung ein: „In einem der abgesöndertsten Winkel des so wenig bekannten und oft verkannten Toggenburg wohnt ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich

[121]) Martin Imhof von Aarau, Pfarrer von Wattwil 1785—1790. Wernle II. S. 376 f. Vgl. auch Voellmy, „Der arme Mann i. T.", 1923, S. 200, wo das Verhältnis mit Bräker ausgeführt wird.

einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu, einen Teil der Nacht, oft bis in die Mitte derselben, liest er, was ihm der Zufall oder ein Freund oder auch seine eigene Wahl in die Hände liefert, oder schreibt auch seine Bemerkungen über sich und andere in der kunstlosen Sprache des Herzens nieder."

Doch nicht erst in diesen Jahren finden wir in der Gedankenwelt Bräkers den frischen, ungehemmten Zug zum Leben. 1776 weitet sich vermutlich seine religiöse Art. Ja, schon 1774 schimmert, nur schwach und scheu, etwas „Welt" an wenigen Stellen der Tagebücher durch: Eine erwachende Freude an der Natur. Aber der alte Zwang kehrt wieder. Doch zeigen sich auch schon Spuren einer weitherzigeren religiösen Auffassung. Das Evangelium der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe wird die Summe seiner Religion. Toleranz. Anerkennung des Guten auch in andern Glaubensansichten bricht durch und die Erkenntnis, daß in diesen Dingen nur das eigene Gewissen entscheiden darf. 1774, 26. Weinmonat:

„Man kann glauben, was man will. ... Niemand kann einen andern glauben machen, was er nicht gern glaubt." Und am 30.: „Ungleiche Glauben machen Streit. Ich habe mich oft verwundert, wann ich Streitschriften gelesen habe, die gelehrte Männer hitzig gegen einander geschrieben haben, wie sie doch können dahin kommen, einander ihren Glauben aufzudringen." Am 6. Wintermonat des gleichen Jahres schreibt er: „Der wahre Glauben — ich dürfte nicht sagen, daß wir Reformierte den wahren Glauben hätten. Glaube auch nicht, daß er in einer Religion allein anzutreffen sei. Sondern das glaube ich, daß es in unseren und auch in anderen Religionen Rechtgläubige gebe und geben könne, daß Gott an keine äußerliche Religion und Sekte gebunden sei."

Leider sind nun gerade die Tagebücher verloren gegangen, welche für diese Wandlung den entscheidenden Übergang bedeuten, nämlich diejenigen von 1775 bis 1778. Sie lagen aber Füßli für die erste Ausgabe vom Jahre 1792 noch vor, und wir können in seinem Vorwort zusammenfassend uns über ihren Inhalt unterrichten lassen. Darin zeigt sich deutlich ein Hang Bräkers zu weltlicher Literatur. 1775 fing er an, aus jedem Buche, das er las, kurze Auszüge zu machen: „Zimmermann, von der Erfahrung", „Tissot, von den Krankheiten

der Gelehrten und Reichen", „Ammanns Reisen in das gelobte Land", „Rahnen, Eidgenössische Chronik", „Dr. Caspar Hirzels philosophischer Bauer Kleinjogg", „Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes", „Hottingers Eidgenössische Reformationsgeschichte", „Simmlers Urkunden zur Kirchengeschichte" etc. etc. Die Liste läßt sich bis zum Lebensende Bräkers erweitern. Eine wahre Lese- und Schreibewut war über ihn gekommen. Sozusagen wahllos verschlang er nun alles, was irgendwie Geist und Gemüt nährte: Dichtungen, Romane, philosophische und theolcgische Schriften in Menge, geographische und geschichtliche Werke ohne Zahl. Er schnappt, nach eigenem Geständnis, jedes Buch auf, dessen er habhaft werden kann, liest aber doch auch wieder mit kritischem Blick.

c) Der Einfluß der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig und ihrer Bibliothek.

Bräker im Banne des „Sturm und Drang".

Einen Höhepunkt für diesen Bildungsdrang bedeutet die Aufnahme Bräkers als Mitglied der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig, im Jahre 1776[122]).

Dieser Mitgliedschaft bei einem Kollegium gebildeter Männer, die bei ihren Zusammenkünften das Programm der Aufklärung verarbeiteten, kommt ein erheblicher Anteil an Bräkers neuer Geistesrichtung zu. Die näheren Umstände des Beitrittes und die Rückwirkungen auf die häuslichen Verhältnisse führt Bräker in seiner Lebensgeschichte mit köstlichem Humor aus[123]). Durch die Lösung von Preisfragen hatte er sich als aufnahmereif ausgewiesen.

In der Bibliothek der Moralischen Gesellschaft saß nun Bräker an einer Quelle, welche seinen Hunger nach Erkenntnis

[122]) Vgl. Dierauer, die Toggenburger Moralische Gesellschaft, herausg. v. hist. V. des Kant. St. Gallen 1913. S. 20 ff. Ferner Wernle II, S. 439, wo es heißt: „Die Aufklärung im Toggenburg fand ihren Zusammenschluß, wie das Mittel ihrer Verbreitung in der 1767 gegr. Moralischen Gesellschaft. Die Verbreitung nützlicher Bücher durch beständige Vermehrung der Gesellschaftsbibliothek und die Aufmunterung zu gemeinnützigen Werken durch Reden auf der Jahresversammlung waren die hauptsächlichsten Verdienste dieses Vereins."

[123]) Siehe „Lebensgeschichte" S. 208.

einigermaßen zu stillen vermochte. Rousseaus Schriften, Geßners Idyllen, Goethes Werther tauchen in seinen Aufzeichnungen auf. Am 6. April 1777 schreibt er: „Und wenn ich betteln gehen müßte, wollte ich noch Geßners Idyllen mitnehmen und ein Bleistift und ein Blatt Papier ....“ Den Werther zitiert er im März 1777 „Armer Werther, was hat dich ums Leben gebracht? Ach, ich wollte den Himmel zum Zeugen stellen, daß ich mehr Ursache hätte als du. Keine Lotte, — nein, bei Leib, keine Lotte!“ sondern die Not ums tägliche Brot, fügen wir hinzu, brachte ihn etwa auf den verzweifelten Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, nicht das eheliche Zerwürfnis.

Doch, wir können nicht allen Spuren folgen, die den ungewöhnlichen Geist aus dem Toggenburg zur Welt der deutschen Aufklärung, ja zeitweilig auch in die Bewegung der „Sturm und Drang“-Zeit ziehen. Er macht ja nicht bewußt mit und geht auch nicht restlos darin auf. Er bleibt ein selbständiger Kopf und hat nur soviel gerade mit der letztgenannten Erscheinung gemein, daß er den Grundzug dieser Bewegung, den Geniegedanken, den neuen Glauben an die immer wirkenden schöpferischen Kräfte der Gefühle und des Geistes in sich „entdeckt“ und dem „Genius“ in seinem Innern, wie er jetzt gern statt „Gott“ das Walten eines ihm unerklärbaren Dranges in der Brust nennt und verehrt, unbedingt Folge leistet.

d) Bräker und Shakespeare.

Eigene dramatische Versuche.

Unter solchen Voraussetzungen mußte ihm die Berührung mit der großen Welt Shakespeares zum stärksten Erlebnis werden. Gewiß ist das Shakespeare-Büchlein[124]) Ulrich Bräkers keine Gelehrtenleistung. Aber es ist ein Zeitdokument von geistesgeschichtlicher Bedeutung. Wie da der unbekannte und ungebildete Toggenburger Garnhändler und Kleinbauer mit seinem geliebten William Zwiesprache hält und ihm auch in aller Freundschaft seine Meinung sagt, wo er nicht ganz einverstanden sein kann mit dem Dichter, das ist

124) Zu empfehlen ist die schöne und sorgfältige Ausgabe im Verlag Meyer und Jessen, Berlin 1911.

nicht nur heute noch höchst köstlich zu lesen, das ist vor allem sehr bezeichnend für Bräkers neue Geistesrichtung. 16 Jahre hindurch trieb er ununterbrochen Shakespeare-Lektüre und ließ sich sogar dadurch zu eigenen dramatischen Versuchen begeistern. In diesen Sächelchen sprüht es von kraftgenialischen Ausdrücken. Elisionen und Inversionen, der Lieblingsausdruck „K ä r l", die zucht- und regellose Art der Kraftgenies wird nachgeahmt, und das nicht einmal schlecht. Es sind hiebfeste Satiren auf seine Landsleute, wahrlich ein anderer Stoff, als die ersten Tagebücher ihn brachten! In „R a i s o n i e r e n d e s B a u r e n g e s p r ä c h ü b e r d a s B ü c h e r l e s e n u n d d e n ü ß e r l i c h e n G o t t e s d i e n s t" spottet Bräker über seine Neider und Nörgler. Er läßt einen über sich, den Bücherwurm, sagen: „O Himmel, wie die sträligen neuen Bücher den Kärl umgegossen haben! O er dauert mich in die Seel hinein. Doch sehe er zu, mich soll die Pest gewüßlich nicht anstecken! Ein rechter Freigeist ist er: Alles natürlich, natürlich, sagt er immer. Keine ußerordentlichen Eingebungen, keine Geister in den Lüften, keine bedüteten Himmelszeichen. O Unglauben, das haben ihn seine Bücher gelehrt! Seine theologische, philosophische, geographische, medizinische, theatralische und weiß kein Hund, wie er sie alle nennt!"

Thoma, ein Pietist: „Drum dauerst du mich so, weil ich gegen Fridli (den Aufklärer) weiß, daß du vor diesem mit mir gleichen Hang hattest. Nebst der heiligen Schrift waren eben die meinigen Bücher auch deine Lieblingsschriften. Nun bist du abgefallen, hast deine Hand vom Pflug abgezogen: Ein Arndt, ein Luc, ein Böhm, ein Brill, Frank, Meade, Bourignon u. d. g. sind dir ein Ekel. Auch ein Bogatzki und seinesgleichen sind dir nicht mehr recht. Sag mir, was denkst du?"

Fridli: „Nimm's mir nicht übel, Thoma, du machst ein wunderlich Gemisch von Autoren. Nein diese stellt ich nie in gleichen Rang: Arndt, Luc, Bogatzki laß ich dir gelten, auch noch dein Holaz, aber dein Zinzendorf nicht! Ich weiß noch wohl, was jene Bücher in mir würkten, Unruh und Angst, oft halbe Verzweiflung, wenn ich all das verwirrte Zeug las und glaubte, es müsse so sein, dies und jenes müsse in mir vorgehen, und ich doch dergleichen nichts in mir erfinden noch erzwängen konnte. Siehst du nicht, Thoma, wie man in der Welt so wenig die Mittelstraße trifft? Man tut in allem Suchen zu viel oder zu wenig, überall muß man ausschweifen, entweder zur Rechten

oder zur Linken. Nur auf der Mittelstraße will man nicht bleiben. Die Summe aller Gebote ist Liebe."

Thoma: „Du dauerst mich, daß die vom bösen Feind neu ausgebrüteten Bücher dich so bezaubert haben."

Fridli: „Schmutzige Romane kenn ich nicht, auch keine Zauberbücher."

Thoma: „Sag mir, was war das vor ein Buch, wo am Dienstag auf dem Tisch lag, als meine Tochter zu dir kam. Sie hat nur ein wenig drin gesehen. Gleich stunden ihr alle Haare gen Berg, von einem Bartel Schweinigel, ach, die greulichsten Flüch und Possen! Und gestern nahm ich auch ein solches Buch in die Hand, gleich sahe ich, daß Schachspear drauf stand[125]). Und du hast noch deine Lust daran! Pfui!"

Fridli: „Ha, nun weiß ich's, das rechnest du mir so hoch an, daß ich ein paar theatralische Werke gelesen. Du würdest es mir nicht glauben, wenn ich sagte, daß ich mehr Erbauung davon hatte als je von deinem Böhm und Bourignon. Ich bin so kleinmütig und verzagt genug, ohne daß ich noch brauche im Kopf verwirrt zu werden. Ich sehe es an meinem Kind, daß es oft mehr Nutzen schafft, wann man's über einen Fehler brav auslacht, als wann man ihm tagelang vordonnert und prediget. Doch genug. Kennst du sonst keine neuen Bücher? Wie gefällt dir ein Lavater, ein Jerusalem[126]), ein Gellert u.d.g.?"

Thoma: „Was hab ich mit den neuen Freigeistern zu tun? Schon sagen sie, die Sonne stehe still, die Erde gehe. Aha, sagt doch die heilige Schrift, die Sonne gehe. Ich habe schon zwei Jahre mich bemüht, den Kärl wieder zu bekehren. Will mich zum kleinen Haufelin halten, nenne man uns, wie man wolle, Quäker, Pietisten u. d. g. O der feinen Philosophie mit ihrem Mittelwege! Laß sie darauf wandern und sehen, wo sie hinkommen!"

Fridli (allein): „O entzückendes Vergnügen! Große Ehre vor mich armen Laien! Dank unseren Patrioten für die Stiftung einer Bibliothek[127]). Ja, sonst müßte ich auch immer mit den Alten vorlieb nehmen. Nein, das kann ich nicht glauben,

125) Shakespeare!

126) Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh., 1709—1789, deutscher Popularphilosoph, aufgeklärter protest. Theologe. Vgl. D. B. 13, S. 779, vgl. auch Anm. 281.

127) Diejenige der Moralischen Gesellschaft.

daß der Himmel uns Menschen zu einem so traurigen und freudelosen Leben bestimmt habe, krumm, mit finsteren Gesichtszügen, in Kleidern, Geberden und überall als Sonderlinge aufzutreten! ....“

Dieses Gespräch ist aufschlußreich. Wir haben in dem Fridli einen Aufklärertypus aus dem Volke vor uns, während Thoma zu den Pietistenkreisen gehört. Der Aufgeklärte ist kein anderer als Ulrich Bräker, der von seinen Nachbarn eben wegen seiner Vorliebe für das Bücherlesen viel zu hören hatte. Es zeigt uns auch, wie mißtrauisch das Volk auf die Gebildeten und Gelehrten sah und es ihrem Standesgenossen auf der Hochsteig einfach nicht verzeihen wollte, daß er nicht mehr mit ihm ging in seinen Anschauungen. Doch darf man wohl nicht annehmen, daß die breitere Schicht des Volkes von der Aufklärung ganz unberührt geblieben sei. Der gewöhnliche Mann suchte sich mit den neuen Anschauungen, so gut es eben ging und er sie verstand, auseinanderzusetzen. Das zeigt sich besonders anschaulich und unverblümt in diesen Gesprächen, welche Bräker auf der Straße oder am Wirtstisch auffing und den Leuten sozusagen vom Munde weg niederschrieb[128]). Die Sprache und der Inhalt dieser dramatischen Sachen sind ganz naturalistisch gehalten. Das folgende Zitat stammt aus dem längeren Stück:

„Die Gerichtsnacht oder Was ihr wollt.

Meinetwegen Baurenkomödie, Baurenphilosophie, Theologie, das Leben des Pöbels, Ehstand, lediger Stand, Baurengeschwätz, Raisonierung vom Himmel, Erde und Hölle, was ihr wollt, Recht und Unrecht, wie man will,

geschrieben bei nächtlichen Stunden im Herbstmonat 1780. Der Schauplatz ist in und ussert dem Dorf, an verschiedenen Orten.

I. Akt 9 Auftritte, II. Akt 13 Auftritte.“

Die Probe zeigt, wie unverstanden und unverdaut die Gedanken der neuen Naturlehre und Popularphilosophie vom gewöhnlichen Volke hingenommen werden. Nicht alle haben eben

[128]) Die Proben sind dem ungedruckten Bändchen entnommen: „Dramatisches“, welches die Stadtbibliothek St. Gallen aufbewahrt. Es enthält ein längeres und ein kürzeres Gespräch.

eine Weltanschauung daraus zu zimmern gewußt, wie Bräkers heller Verstand es einigermaßen vermochte.

Der Titel ist selbst eine Inhaltsangabe! Der betrogene Schuster Karl zitiert seinen Schuldner Vice vor den Richter. Die Scheinfrömmigkeit einer geizigen Betschwester wird gegeißelt, die sinnliche Lüsternheit eines Fünfzigjährigen, der umsonst gegen seine Triebe kämpft, an den Pranger gestellt. Ebenso die Großsprecherei des Halbjuristen Vester, der seine Reden mit verstümmelten halbfranzösischen Brocken spickt, womit er unter den ungehobelten Bauernklötzen als der geschliffene Gebildete erscheinen möchte. Köstliche Diskurse werden vorgebracht über Welt- und Lebensfragen, Bauernphilosophie, geschöpft aus unverstandener Bücherweisheit. Bauernroheit und Bauernverliebtheit wird geschildert, Liebeleien krassester Art werden ungeschminkt vorgebracht.

I. Akt, 8. Scene. Ein Wirtshaus.

Holenstein, ein alter Soldat,
Zebi, ein Bauer,
Vester, ein Winkeladvokat,
Stitz, ein Bauer,
Maria, dessen Tochter.
Holenstein und Zebi an einem,
Vester, Stitz und Maria an einem andern Tisch.

Zebi und Holenstein reden vom Lesen, das ebenso schaden als nützen könne, je nachdem einer es tut. Vester sucht Stitz von seiner „Wissenschaft“ zu überzeugen.

Vester: „Nein, potzmilion, potzmilion nein, die Sonne geht um die Weltkugel herum, vornen herauf, hinten herunter, unten durch. Ja ja, der Rasch, der Laushund, hat es auch so auf d'Bahn bracht, die Erde gehe, die Sonne stehe still. Der Hundsfut![129]) Man sieht jetz, wie's den letzköpfigen Narren geht, die dergleichen Teufelsmücken im Kopf haben!“

Stitz: „Meiner Seel, das sag ich auch, jaja, das sag ich auch, 's würde einem wohl trümmeln. Jaja, man müßte die Welt wackeln sehen. Nein, wir sehens dütlich, daß die Sonne wackelt. Aber wie kann's dann unter der Welt durch Himmel sein? Die Sonne muß obsich scheinen.“

Vester: „Narr, freilich, da ist man's gewohnt. Die Leute

129) Hundsfut: Hundsfott = Schimpfname, feiger, tiefverächtlicher Mensch.

sind unsere Gegenfüßler, gehen unterobsich, wie die Fliegen an unseren Dielen[130]), und der Regen fallt obsich."

Stitz: Ei, ei, wunderlich, wunderlich! Kann's kaum glauben. Müßten ja auf Mond und Sternen herabpurzeln, und der Regen, nein ..."

Vester: „Dummer Ochs, hast noch nie gesehen das Wasser obsich fliegen beim Wasserfall? Und die Leute, können's nicht auch Haken an den Füßen haben, wie die Käfer?"

Stitz: „Gelt doch, gelt doch! Sackerlot, ist doch eine schöne Sache, wenn einer so alles weißt. Gelt, du hast alles so gelesen? Ist doch mysee[131]) ein Glück, wenn einer lesen kann. Wollte etwas Hübsches geben, wenn ich's auch könnte."

„Wie heißen denn auch die Bücher? Meine Buben müssen gewüß auch lesen lehren. Dann müssen's mir auch recht viel vorlesen, jaja!"

Vester: „Ha, ich deren schon einen ganzen Haufen gelesen habe. Könnte dir nicht alle sagen: Traumbüchle, Zauberbüchle, von den sieben freien Künsten, von Gespenstern, von einem Eulenspiegel, von einem Seckel und Wunschhütli, von Kriegen und Schlachten, Jungfer und Frauen, und allerhand ungeheuren Sachen. Summa: Von allen Ländern auf der Welt und den kuriosesten Leuten, mit Haaren bewachsen, mit Gansköpfen, mit Augen an der Brust, mit zween Köpfen, mit vier Ärmen, mit Fischschwänzen, mit Mausohren, mit Gaishörnern, ohne Nasen etc. O, ich könnte dir nicht alles sagen, was nur der hinkende Bott alle Jahr für Geschichten bringt. Aber er schreibt nun ziemlich neumödisch! 's braucht ein geübter Mann, wenn er den Kerl verstehen will. Ja, ich versteh's schon. Aber doch les' ich lieber die kleinen altmödischen Büchelgen."

Stitz: „Muß ja ganz staunen, mysee ganz erstaunen, wann's einer nun so erzählen hört. Jaja, die Sachen auf der Welt kann man all so beschreiben. Aber ich möcht auch gern wüssen, wo die Sonn durchgeht, wie's ob der Sonn sähe und wo die Höll wäre. Gelt Vester, man findet das nicht zu lesen?"

Vester: „O ja, alles, alles, ich weiß alles, wie's ist, ganz dütlich. Das ganze Gebäu ist wie ein Ei. Der Himmel ist die Schale, die Luft das weiße Dotter und die Erde das gelbe Dotter, verstehst du? Nun, wenn ein Ei groß genug wär und du inwendig auf dem gelben Dotter stündest, würde die Sonne an der Schale um

130) Diele = Zimmerdecke.
131) mysee = bei meiner Seele.

den gelben und weißen Dotter herumlaufen. Wann sie unter dem Dotter ist, hast du Nacht, verstehst's jetz? Und wenn sie ob dir ist, Tag. Verstehst?" etc. etc.

Die Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit muß um diese Zeit wahrlich noch nicht aus vielen Köpfen des ungebildeten Volkes gewichen sein. Umso auffallender ist Bräkers Aufgeklärtheit auch in den Fragen der Naturlehre. Er las typische Werke des Zeitalters wie I. H. Helmuths „Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens[132]), ferner einen Auszug aus Bodes „Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels"[133]). Lieb war ihm auch der Schwabe Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—91), dessen Deutsche Chronik[134]), mit ihrem freimütigen Kampf gegen fürstliche und pfäffische Willkür, Bräker mit großem Vergnügen und unverhohlener Sympathie für den Verfasser las.

e) Die oft erwähnten Bücher dieser II. Periode.

Bräker fand in dem kleinen Häuschen auf der Hochsteig wohl Ruhe für den müden Körper, aber in dem engen Kreis seiner Familie wenig Anregung und von seiten seiner Frau gar kein Verständnis für seine geistigen Bedürfnisse. Alles mußten ihm die Bücher sein, und in einem regen Briefwechsel unterhielt er sich mit edlen Freunden. Wir wissen von ihm, daß er sogar solchen Menschen, die er nie mit leiblichen Augen gesehen hatte, welche ihn aber wegen irgend etwas zu einem Gedankenaustausch lockten, in seinen Tagebüchern Briefe schrieb und sich so an einem Frage- und Antwortspiel seiner Eingebung ergötzte.

1787, den 6. März bekennt er:

„Welche Wohllust, mich bei einsamen Stunden mit so viel Menschenfreunden zu unterhalten, großer, edler Seelen aus allen Gegenden unseres Weltteils ihre Gedanken zu lesen, wahrlich ein seltenes Glück, das so wenigen von meiner Klasse zuteil wird und noch wenigere es wüssen zu geniessen, mir, mir armen unbekannten Laien, hingeworfen in einer unbekannten

132) Erschienen 1788 in Braunschweig, siehe Voellmy, Der Arme Mann i. T. S. 77.

133) Erschienen 1791 in Augsburg, siehe Voellmy, Der Arme Mann i. T. S. 77.

134) 1774, in Augsburg.

Gegend dieser Erden, zwüschent rauhe Felsen, wo unsere Bedürfnisse nur sparsam wachsen, mir hat die gütige Vorsicht dieses Glück bestimmt, mein Herz empfindsam und teilnehmend geschaffen! Kann ich nicht in Gesellschaft edler Menschen und in aller Herzenseinfalt mit ihnen über allerlei Gegenstände sprechen, mit ihnen in alle Weltteile reisen, zu Wasser und zu Land, alle Seltenheiten der Erde bewundern, um die Wette mit allen Philosophen in aller Liebe zanken, mit allen idealischen Schwärmern in höhere Sphären fliegen, über Zeit und Ewigkeit, Luft und Himmel und alle Himmelslichter ungeniert meine Meinung sagen, mich mit ihnen des ewigen gütigen Allvaters freuen, all seine unbegreiflichen Meisterstücke entzückt anstaunen, dann wieder in den angenehmsten Gesellschaften nach einer Assemblée (Versammlung), Comödie oder Ball gehen, mit der und der Armee zu Felde oder mit einem liebenswürdigen Reisenden in die fernsten Gegenden der Erde reisen oder mit einem gescheiten Arzt ins Lazareth gehen, ins Tollhaus, wo ich will, oder die Geschichten einzelner Menschen durchgehen . . . .“

Die folgende Zusammenstellung vermittelt nicht nur einen Eindruck dieser unersättlichen Leselust. Die Liste bestätigt auch das über Bräkers Wandlung Vorgebrachte. Unter diesen Büchern sind typische Aufklärerschriften, auch Werke der guten deutschen Literatur zu finden.

FL = Füssli L. G. 1789
Mscr. Tgb. = Handschrift Tageb.
SB = Shakespeare-Büchl.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
1779	1779	Mscr.Tgb.	„Wann ich einem Hermes[135]) im Winkel den Gedanken nachhänge . . .“
1779	1779	Mscr.Tgb.	„Schreibt doch auch für mich, ihr empfindsamen Gelehrten, ihr wortreichen Dichter, o schreibt, malt, Geßner, Hermes, malt die

[135]) Hermes, Joh. Timotheus, 1738—1821. Sein Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, in 5 Bd. (1769—1773). Vgl. über ihn Erich Schmidt „Richardson, Rousseau und Goethe“ S. 35 f. Der Theologe Her-

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			Werke des Höchsten so schön, so reizend ihr immer könnt. Es sind immer Schattenrisse[136]), was die Wunderhand des unbegreiflichen Künstlers nicht förmt, die schönste der Sonnen nicht malt."
1780	1780	Mscr.Tgb.	„Nebenweilchen raubte mir William Shakespeare, der liebe Autor. Wie manch vergnügte Stunde machte er mir schon!"
1780	1780	Mscr.Tgb.	„Der Bürstenbinder erzählte mir seinen ganzen Lebenslauf, daß er mir mehr Erbauung und Vergnügen machte als hundert Hudibras ..." [137]).
		SB. S. 145	„Hamlet": Du nützest mir mehr als tausend Habermann[138]) und zehntausend Wetterglokken[139]), mehr als alle Schmol-

mes ist als Romanschriftsteller ein Hauptvertreter der moralisierenden Richtung Richardsons und Nachfolger Gellerts. Der Verfasser nennt sich selbst einen „christlichen Moralisten". Der Roman ist schlecht komponiert und zählt 4180 Seiten! Er ist voll Abhandlungen über theologische Themata, über Predigtamt, Studium, Ehescheidung, Judenmission, das Spielen, die Mode.

136) Schattenbilder.

137) Hudibras berühmtes Werk des Engländers Samuel Butler (1612—1680). Die Absicht des Gedichtes ist, den Fanatismus der religiösen Sekten lächerlich zu machen. Erich Schmidt bemerkt S. 64: „In Fieldings (Romanschriftsteller) Kampf gegen Richardson erneut sich der Kampf Butlers gegen die Puritaner: Nur ist Fielding unendlich feiner und dichterischer als Butler. Die Hauptfiguren ähneln Don Quixotte und Sancho Pansa." Die Bibliothek zu Lichtensteig besaß ein Exemplar des Buches „Butler Hudibras, ein satirisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten. 1765."

138) Johann Habermann Avenarius, geb. 1516 in Eger, gest. 1590 in Zeitz, luther. Theologe, Verfasser einer Postille und eines Gebetbüchleins.

139) Wetterglocken, ein Andachtsbuch.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			k e n[140]) und Z o l l i k o f e r[141]), machst mich wirksamer, tätiger als alle B o g a t z k i s c h e n[142]) Sporren. Hamlet, du bist mir, was ich will. Durch dich seh ich deinem Meister ins Innerste. Komm, großer W i l l i a m, hier will ich mit dir ins Allerheiligste eindringen. Stoße mich nicht zurück, besorge nichts, ich will nichts ausschwatzen, nur wie dein Hündchen hintennachschleichen ..."
		SB. S. 162	„Nun habe ich den Hauptinhalt aller 36 Stücke in diesem kleinen Bändchen, welches mich mehr freut, als wenn ich alle S t a p f e r s c h e n[143]) Werke abgeschrieben hätte."
1780	1780	Mscr.Tgb.	„Dieser Tage habe ein Bändchen „Tagebuch eines jungen Ehemannes" gelesen, welches mir ein Freund zugehändigt hat. Der Autor soll ein Zürcher sein." (Anmerkung bei Füßli, S. 189: Es war Dr. P l a n k, der seitherige berühmte Verfasser der Ge-

[140]) Benjamin Schmolk, geb. 1672, gest. 1737, lutherischer Liederdichter, der zweite Gerhardt genannt, Verfasser von Gebets- und Andachtsbüchern.

[141]) Zollikofer, vgl. Anm. 110.

[142]) Karl Heinrich Bogatzky, geb. 1690 in Jankowe in Niederschlesien, gest. 1744 in Halle, berühmter pietistischer Erbauungsschriftsteller, schrieb ein vielgelesenes „Goldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes"', auch Kirchenlieder. „Sporren" heißt wohl hier soviel als Absonderlichkeit, Übertreibung, Krankhaftes.

[143]) Joh. Friedr. Stapfer von Brugg, geb. 1708, gest. 1775, begabter Theologe, schrieb u. a. eine „Grundlegung zur wahren Religion" in 12 Bänden.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			schichte der Entstehung und Fortpflanzung des protestantischen Lehrbegriffs.)
1781	1781	Mscr.Tgb.	„Zu meiner Erbauung hatte ich dann und wann ein Weilchen den edlen Kinderfreund, der viel gute Vorsätze in mir rege machte.“ (Anmerkg. bei Füßli S. 229: Der Weissche Kinderfreund.)
1782	1782	Mscr.Tgb.	„Als im Kopfe rumwirbelten schwärmerische Phantaseien, bannsüchtige Leidenschaften etc. Samuel Luc konnte wohl schreiben, ja, „vom Ort weggehen“, ja, 's laßt sich alles schreiben“.
1784	1784	Mscr.Tgb.	„Dachte an Werthers Worte: Mache den Engel glücklich, Albert! Welch ein weiblicher Engel, welch eine gute, lächelnde Seele! Und doch ist Albert so finster. Was wär ich an seiner Stellen? Villicht auch so, villicht besser. Doch wer wird so begehrlich sein, immer das Beste, Schönste zu wollen! Doch, wer könnte sich überheben, eine so sanfte, schöne Seele in einer so reizenden Hülle zu bewundern, seine Augen zu weiden. Wer ist nicht schwach? Wer kann seinen Gedanken wehren? Freilich, im Grunde wird ein solch abgenutzter Ausschweifer sich licht einbilden, solche Leckerbissen gehörten nicht vor ihn. O ich habe mehr, als ich verdiente, und das haben, glaub ich, viele, auch Albert. Nein, ich will ihn nicht beneiden. Gott bewahre!“

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
1784	1784	Mscr.Tgb.	„Wieder einmal an „Sophiens Reisen“ (Hermes) den Narren gefressen.“ Prediger von Wakefield[144]), Humphry Klinkers Reisen“[145]).
1785	1785	FL S. 234	„Freilich hätt ich, wie gesagt, mein Geschreibe ganz anders gewünscht, hätt ich's flugs auf diesen Fuß z. B. nach dem Modell eines Heinrich Stillings[146]), umgegossen. Aber Himmel! Welch ein Kontrast, Stilling und ich! Nein, daran ist nicht zu gedenken. Ich dürfte nicht in Stillings Schatten stehen. Freilich hätt ich mich oft gerne so gut und fromm schildern mögen, wie dieser edle Mann es war. Aber konnt ich es, ohne zu lügen? Und das wollt ich nicht. Hätte mir auch wenig geholfen. Nein, das kann ich vor Gott bezeugen, daß ich die pur lautere Wahr-

[144]) Oliver Goldsmith, Verfasser des Romans „Landprediger von Wakefield“. Siehe auch Anm. 348. Im „Landprediger“ tritt Richardsons Einfluß stark hervor. (Erich Schmidt in „Richardson, Rousseau u. Goethe“, S. 63.)

[145]) Humphry Klinkers Reisen, von dem berühmten englischen Schriftsteller Tobias Smollet (1720—1771) verfaßt, Reisen durch Frankreich und Italien (1763—65), voll Humor und Satire. Erich Schmidt bemerkt: „Dieses Werk kann, obgleich erst 1771 erschienen, wegen seinen zahlreichen und ausgedehnten Exkursen über Londoner Leben, Theater usw. fast als ein Mittelglied zwischen den Wochenschriften und den Familienromanen betrachtet werden.“ (Siehe in „Richardson, Rousseau u. Goethe.“ S. 72.)

[146]) Heinrich Jung-Stilling (1740—1817), berühmter Augenarzt. Goethe veranlaßte 1777 den Druck des ersten Teiles von Jungs wahrhafter Geschichte „Heinrich Stillings Jugend“. Jung selbst — den Beinamen Stilling hat er während seiner ärztlichen Tätigkeit in Elberfeld angenommen, weil er sich zu den Stillen (Pietisten) im Lande hielt — ließ ein Jahr später noch „Stillings Jünglingsjahre und Wanderschaft“ nachfolgen. Vgl. Anm. 331.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			heit schrieb ... Freilich Geständnisse, wie Rousseaus seine, enthält meine Geschichte auch nicht. Und soll auch keine solchen enthalten!“
		FL S. 254	„Sie ist so fest in ihren Grundsätzen (er meint seine Frau Salome), oder Vorurteilen, wenn man lieber will, daß kein Doktor Juris, kein Lavater, kein Zimmermann[147]) sie davon eines Nagels breit abbringen könnte ...“
		S. 296	„Ihr Pharisäer, die ihr mit eurem Schmolk und Habermann in der Hand freilich alle Sonntage zur Kirche läuft ...“
		S. 214	„Ein andermal stellte mir der Bösewicht des jungen Werther Mordgewehr auf einer sehr vorteilhaften Seite vor: Du hast zehnfach mehr Ursach als dieser, und er war doch auch kein Narr und hat sich noch Lob und Ruhm damit erworben, und wiegt sich nun im milden Todesschlummer. Doch wie? Pfui eines solchen Ruhmes!“
1787	1787	Mscr.Tgb.	„So will ich ein paar Liedchen aus der Olla Potrida hersetzen: O Eitelkeit, wie schnell strömt alles hin! Ferner Grabgesang: Gefilde des Todes, Gefilde der Ruh, Euch wanket voll Sehnsucht der Leidende zu.

147) Zimmermann, Joh. Georg, 1728—1795, von Brugg, berühmter Arzt und aufgeklärter Schriftsteller, vgl. Anm. 290, 380, 403.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			Mein Leben ist auch Olla Potrida. Das heißt ein Gemengsel von allerlei Sachen. Ein Buch, das diesen Titel führt, welches unser gute Pfarrer mir zum Lesen gelehnt, enthält manch herrliches Stückgen vor mich. Auch ein anderes, welches den Titel führt
			Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde[148]),
			welche beide ich mit innigem Vergnügen und Erbauung gelesen. Letzteres enthält manche Auszüge von Lebensgeschichten einzelner Personen, welche mich außerordentlich interessieren, indem ich in einigen meine eigene Geschichte sozusagen pünktlich fand."

[148]) „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde". Das Interesse Bräkers für dieses Buch ist bezeichnend. Herausgeber und Verfasser einzelner Beiträge ist der als Freund Goethes bekannte Karl Philipp Moritz, 1756—1793, zuletzt Professor in Berlin. Siehe über ihn in der D. B. Bd. 22, S. 312 ff. Ferner in Theod. Klaiber, „Die deutsche Selbstbiographie", Stuttgart 1921, S. 101 ff., wo die berühmte Selbstbiographie eingehend gewürdigt wird. Dort heißt es: „Moritz gehörte zu den Geistern des XVIII. Jahrhunderts, die sich um die Ergründung des menschlichen Seelenlebens durch Selbstbeobachtung und Selbstzergliederung besonders eifrig annahmen. 1782 hatte er, durch Rousseaus Bekenntnisse angeregt, unter dem Titel „Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre" eine kleine Schrift herausgegeben, in der er die Abfassung eigener wahrhafter Lebensbeschreibungen oder Beobachtungen über sich selbst forderte ... Als Sammelstelle für solche Mitteilungen gründete Moritz im Jahre darauf die Zeitschrift „*Γνῶθι σεαυτόν*" oder „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde", als ein Lehrbuch für Gelehrte und Ungelehrte, an dem namentlich Schulmänner und Prediger, Offiziere und Juristen, überhaupt Leute, die mitten im Leben stehen, mitarbeiten sollten. Es war die erste psychologische Zeitschrift in Deutschland. Im Jahrgang 1784 findet sich dann das erste Bruchstück seiner Selbstbiographie „Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte". 1785 erschien „Anton Reiser", ein psychologischer Roman, erster Teil, „worauf 1786 der zweite und

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
1787	1787	Mscr.Tgb.	„Gestern habe auch Ader gelassen, wie ich's sit meinem zwanzigsten Jahr fast alle Frühling und Herbst gewohnt bin. Glaube auch, daß es mir nach meiner jetzigen Lebensart nötig sei, indem ich nach Herrn Tissots[149]) Anleitung fast allemal die mehresten Zeichen der Vollblütigkeit spüre, mein Blut so hoch aufspringt und mir auf das Lassen fast allemal wie diesmal so ring und wohl wird."
1787	1787	Mscr.Tgb.	„Gottlob, Jesus hat in unseren Tagen auch noch Jünger, große Apostel: Lavater, Zollikofer, Sailer etc. Heilig sind sie mir, schon ich nur eine kleine Zahl und nur aus ihren Schriften kenne. Jener Schriften sei meine Lektüre! Bei Hause las ich die Leidensgeschichte meines Heilandes in einer Umschreibung von Sailer[150]), mir ein herzlieber Mann und ehrwürdiger Katholik. Sein Gebetbuch ist diese Zeit über meine Lektüre.

dritte, 1790 der vierte Teil folgte. ... Es ist seine eigene Persönlichkeit, die ersten 20 Jahre seines Lebens sind darin geschildert. Mit dem Beginn der Mannesjahre bricht er ab, weil er ihren Kämpfen gegenüber noch nicht den nötigen Abstand gefunden hat." ... S. 105: „Die verschiedensten Geistesströmungen des 18. Jahrhunderts scheinen in dem psychologisch ungewöhnlich reichhaltigen Werk ihre Spuren zurückgelassen zu haben. Die scharfe Beobachtung und die schonungslose Zergliederung des eigenen Ichs verdankt Moritz zweifellos dem eifrigen Lesen pietistischer Schriften ... nach dem Vorbild der Selbstbiographie von Adolf Bernd." Klaiber weist auf die Berührung mit „Sturm und Drang": Naturschwärmerei! Werther! eine Parallele zu Bräkers Wandlung! Vgl. Anm. 279.

149) „Tissots Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit." 1762. Vgl. Anm. 403.

150) Vgl. Wernle III, S. 283. Der Freund Lavaters: Joh. Mich. Sailer in Ingolstadt. „Er gehörte zu den Katholiken, deren Denken durch die

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
1787	1787	Mscr.Tgb.	„Ich bin auch untätig und übellaunigt. Ich kämpfe. Hermes Gute Laune ist das Schwert. Eine Stelle aus seinen Betrachtungen[151]), S. 82, da sehe ich das Origil (Original) vor mir: Wieder andere sind mürrisch, zänkisch, hart im Urteilen. Ihnen fehlt das Gefällige, Nachgebende im Umgange oder mit einem Wort die Gabe, sich beliebt zu machen.
1788	1788	Mscr.Tgb.	„Bei unserem lieben Pfarrer. Er offerierte mir Schubarts Vaterländische Chronik, von dem ich mir viel verspreche." „Vormittags lase den Pandurenoberst Trenk von Schubart, wie auch die ersten Teile seiner Chronik. Der Mann gefällt mir."
1788	1788	Mscr.Tgb.	„Auch in Schwellbrunn lärmt's. Da rollieren (zirkulieren) gewüsse Bücher, Dippels Demokrit[152]),

Aufklärung ausgeweitet und deren Herz durch den gewaltigen religiösen Ernst auf das Zentrale und Lebendige der katholischen Religion konzentriert worden war. Seine ganze Frömmigkeit war innige Christusliebe und Christusmystik. Sie war ihm das Kennzeichen eines lebendigen Christen, fröhlich unterhielt er mit gleichgesinnten Protestanten Gemeinschaft." Das „Gebetbuch" wurde auch von Lavater sehr geschätzt. Vgl. S. 210.

151) Hermes, Betrachtungen der Religion. Der Katalog der Bibliothek in Lichtensteig enthält das „Handbuch der Religion". Verfasser Joh. Aug. Hermes, evang. Theologe der Aufklärungszeit, 1736—1822. Vgl. D. B. Bd. 12, S. 198.

152) Über Joh. Conrad Dippel bringt Wernle I. S. 234 u. 444 interessante Einzelheiten. Bezeichnend ist die Haltung Bräkers, indem er die Dippel-Anhänger zwar nicht verteidigt, aber doch vor intoleranter Behandlung geschützt wissen möchte. Wernle schreibt von der Bewegung im Appenzellerländchen, daß Dippel hier der Kirche gefährlich gewesen sei. In Urnäsch, Teufen, Schwellbrunn u. Waldstatt. Er nennt ihn den bösartigsten

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			die einige lesen und daraus eine neue Lehre saugen, wie sie sagen. Es hätte nicht viel gefehlt, der Pfarrer wäre verjagt worden, wenn er sich nicht durch eine Predigt gerechtfertigt hätte. Nun ist's wegen dem Pfarrer wieder ruhig. Aber die andern Anhänger dieser neuen Lehr, deren in Schwellbrunn mehr als hundert sein sollen, die haben noch starke Verfolgungen zu gewarten. Wenn nur das spanische Inquisitionsgericht nicht auch in Schwellbrunn eingeführt wird."
1788	1788	Mscr.Tgb.	Aus „Gespräch im Reiche der Toten"[153]): Seher, „Da sind lauter abgesegelte Herren Philosophen und Weltweise, lauter große, starke Geister. Da sieht man den Geist Friedrichs[154]), des Einzigen, über alle andern herausragen, noch als Held sich sträuben, die Schatten Voltaire, Maupert, D'labert[155])

Kritiker des Kirchentums unter den Frommen, dessen Schriften reißenden Absatz fanden. „Mit Dippels Schrifttum unter dem Namen des Christianus Demokritus setzte sich der Kirchenhaß u. die dogmatische Heterodoxie fest. Ein korrekter Pietist konnte ihn nicht voll genießen. Aber alle Sonderlinge und Freunde des Extremen erlabten sich an seiner Bösartigkeit, besonders tief und lang die Appenzeller."

153) Bräker hat mehrere solche Gespräche verfaßt. In diesen unterhalten sich die Seelen über ihr irdisches Leben, über ihre und ihrer Mitmenschen Fehler, Hoffnungen und Enttäuschungen, und lassen sich vom „Seher" einführen in das Wesen des Jenseits.

154) Friedrich der Große.

155) Gemeint ist d'Alembert, der zu den französischen Enzyklopädisten, d. h. Aufklärern gehört (genannt nach ihrem Riesensammelwerk „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers").

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			etc. wie feige Memmen, wie Würmer zu seinen Füßen kriechen, seine Vorwürfe geduldig in sich zu schlucken scheinen. Mir ist, als hört ich ihn sagen: Ihr Hundsfüter, ihr Schurken, her mit euch, beweist euren Schülern eure Vergebungen, ihr Erzweisheitfresser und Weltverführer, mit eurem Witz! Her da! En Front! Stellt euch, oder zernichtet mich und euch, wenn ihr könnt! Genugtuung, oder der Teufel soll euch holen! Da sieht man ganze Schwadronen wie Mückenwolken, Schüler auf ihre Lehrer losstürmen und Friedrich kommandieren. Ha, wie sie sich schmiegen und biegen!“
1788	1788	Mscr.Tgb.	„Dieser Tage über habe meine entübrigten meist nächtlichen Stunden mit Lesen vertrieben: Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, wie auch Anekdoten und Charakterzüge des letztverstorbenen Königs in Preußen. Dies war meine liebste Lektüre.“
1789	1789	Mscr.Tgb.	„Dann, wann's Feierabend ist, nehm ich Friedrich, den Einzigen, zur Hand und horche ein paar Stunden, was der von seinen Staatsasern räsoniert. Dann möcht ich lieber wüssen, wie sein Geist in den elisäischen Feldern sich benimmt. ....der ohnstreitig große König mag seine Geschichte mit Vergnügen geschrieben haben und wird auch von

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			tausenden mit Vergnügen gelesen. Aber was ist sie eigentlich? Gewüß nicht vor den gemeinen Mann. Freilich voll Heldengemälde, Heldenstükken und Meisterstreichen, aber auch voller Hofintrigen, Spitzbubenstreichen und Mördereien, Beschreibungen von vielen tausend Schlachtopfern, die ihr Leben, unschuldig an dem Ehr- und Ländergeiz der Großen, doch für sie hingeben. Der Große Friedrich mag sich immerhin rechtfertigen ... Man sieht es der vortrefflichen Geschichte an der Stirne an, daß sie mit Wohllust und inniger Selbstzufriedenheit geschrieben worden. ... Für Staatsmänner mag's ein vortreffliches Werk sein. Ich lese es auch mit Lust, weil ich einst auch ein Weilchen unter seinen großen Männern diente und ihm ein paar hundert Patronen verschossen habe. Könnte aber nicht mit gutem Gewissen sagen, daß ich ihm als ein tapferer Krieger viel Feinde tot gemacht hätte, nicht einen feindlichen Hund, geschweigen einen Menschen, der mich mein Tage nie beleidigt hatte, obschon ich von morgens 6 Uhr bis nachmittags 3 Uhr einst im Feuer einer Schlacht stund u. alle meine Patronen verschoß“[156]).
1789	1789	Mscr.Tgb.	„An den März! Künde ihm einmal den Krieg, dem förchterlichen Helden Boreas, laß ihn zusammenfallen, den

[156]) Als Söldner in der Schlacht bei Lobositz 1. Okt. 1756. Vgl. „Lebensgeschichte“ S. 151.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			unerbittlichen Riesen, wie den ungeheuren Riesen Bramarbas vor dem unüberwindlichen Arm des tapferen Ritters von Mancha[157]), so wollen wir dir singen Lieder zu deinem Lobe, wie weiland der Dichter, der selige Arnd ..." „Wünschte mir Homers und Vergils Genius, Ciceros Beredsamkeit, euch, seinen Herzensfreunden, ein Loblied zu machen. Euch, ihr schönen Freundinnen, euch zu Gefallen, wünscht ich mir Voltärs Talente, euch durch meine Verse zu vergnügen und euere Reize zu besiegen."
1791	1791	Mscr.Tgb.	„Lektüre im März: Die berüchtigte Halsbandgeschichte von der Gräfin Valois de la Motte[158]) selbst beschrieben. Heloise oder Belagerung von Rhodus, ein allerliebstes Romänchen. Rechtfertigung der getreu gebliebenen Unteroffiziere und Soldaten des in königl. französ. Diensten sich befindenden Schweizerregiments von Châteauvieux. Joachim Heinrich Cam-

157) Don Quixote von Cervantes (1547—1616).

158) Halsbandgeschichte der Gräfin Valois de la Motte, Abenteurerin am Hofe Ludwigs XVI. Ein von Cardinal von Rohan dieser Hochstaplerin eingehändigtes kostbares Halsband, womit sie ihm die verlorene Gunst des Hofes, durch Vermittlung der damit beschenkten Königin, wieder zu verschaffen versprach, wurde von ihr unterschlagen. Dieser Betrug erregte 1784 höchstes Aufsehen in ganz Europa.

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
			pes[159]) Briefe aus Paris, geschrieben zur Zeit der Revolution.
			Leben und Reisen des Baron Scheller von ihm selbst in Briefen verfaßt, 1. u. 2. Teil. Briefe über Italien vom Jahre 1785, aus dem Französischen von Georg Forster (von Dupaty)[160]).
			April: Leben, Meinungen und Schicksale des Carl Friedrich Bahrdt[161]), aus Urkunden gezogen von Pott, I. Teil. „Auf die Art und Weis möcht ich meine Lebensgeschichte in den Händen einer Leserwelt wüssen."
			Versuche einer pragmatischen Geschichte der Stadt Konstanz u. Bodensee, von Philipp Eberlin 1788.
			Herrn Roberts, Königl. französ. Erdbeschreiber, Reise in die 13 Kantone der Schweiz, nach Graubünden, dem Walliserland, aus dem Französischen, Bern I. Teil 1791[162]).

159) Joachim Heinr. Campe (1746—1818) Verf. des Robinson Crusoe d. Jüngere. Aufklärungspädagoge.

160) Briefe über Italien: Es muß sich um folgendes Buch handeln: Dupaty, lettres sur l'Italie en 1785, Paris, 2 Teile, aus dem Französ. von Georg Forster. I. B. 1789 erschienen. Siehe A. L. Z. (Jenaer) 1790 I. S. 4.

161) Der Theologe Carl Friedrich Bahrdt (1741—1792). Theodor Klaiber bemerkt in seinem Buche „die deutsche Selbstbiographie" S. 72 „Die Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale" (1790) beleuchtet die minder erfreulichen Seiten der Aufklärungskultur und lehrt einen Vertreter dieser Richtung kennen, der durch sittliche Haltlosigkeit und niedrigen Zynismus alle tiefere Anteilnahme an seinen Schicksalen und seiner Persönlichkeit verscherzt, wenn er auch ganz kurzweilig zu erzählen versteht." S. Anm. 313 „System der moral. Religion", siehe A. L. Z. 1783, II. 97.

162) Roberts kgl. franz. Erdbeschreibers Reise in die 13 Kantone der Schweiz, nach Graubünden, dem Walliserlande, den übrigen zugewandten

Gelesen	erwähnt	in	Zitat
1791	1791	Mscr.Tgb.	„Man arbeitet daran, uns neue verbesserte Kalender zu liefern. Alle Wetterprophezeiungen, Bauernreglen, Aderlaßtafeln u. d. g. auszumustern. Hingegen neue Kalender mit lauter graden Naturregeln, moralischen Gegenständen u. d. g. anzufüllen. Diese werden nicht gekauft werden. Es bleibe beim Alten! heißt es, und das ist recht. Dergleichen unschädliche Kindereien muß man uns lassen“[163]).

Wir haben in der vorstehenden Zusammenfassung dessen, was über Ulrich Bräkers religiöse Wandlung vom Pietisten zum Deisten auf Grund seiner Selbstzeugnisse gesagt werden kann, auf die wichtigsten Umstände hingewiesen, welche ein solches Heraustreten aus der Enge in die Weite bewirkt haben. Daß der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig und deren Bibliothek ein Hauptteil des aufklärenden Einflusses zuzuschreiben ist, sei nochmals hervorgehoben. Bräker scheint uns nach dieser Richtung leicht beeinflußbar gewesen zu sein, da seine natürliche Veranlagung einen starken Zug nach Weltaufgeschlossenheit und Lebensbejahung hatte. Jedenfalls gibt sich Bräker in seiner zweiten Periode echter, wahrer als in der ersten, wenngleich es ihm auch in jener Zeit einer großen inneren Spannung furchtbar ernst gewesen ist mit seiner radikalen Weltverneinung.

Wie weit der Wattwiler Pfarrer Imhof als rationalistischer Theologe auf Bräkers Wandlung bestimmend einwirkte, läßt sich nicht feststellen. Einen Einfluß übte auch er aus, doch mehr in bestärkendem als in umwandelndem Sinne. Bräker war religiös längst gewandelt, als Imhof nach Wattwil kam und in seinem Pfarrkind zu seinem großen Erstaunen einen natur-

Orten und Untertanen der Eidgenossenschaft. Aus dem Französischen I. Teil 1790. Siehe A. L. Z. 1791, III. 279.

163) Vgl. S. 67.

frischen Schriftsteller entdeckte. Es mag auch noch einmal darauf hingewiesen werden, wie ganz anders diese Schriftstellerei begonnen hatte, als wie wir sie aus dem schönsten ihrer Produkte in der II. Periode kennen, aus den natürlichsten und frischesten Partien der „Abenteuer".

Zum Schriftsteller hat ihn sein starker Bekehrungsdrang in den ersten Mannesjahren gemacht. Nach seiner inneren Wandlung kam die Lust zu fabulieren und zu räsonieren über ihn, die allerdings schon in dem Knaben gesteckt hatte. Unzählige „beschmierte und beklexte" Blätter gesteht er, vernichtet zu haben. Es ist dann noch viel, vielzuviel, was auf uns gekommen ist: Etwa 4000 kleingeschriebene Quartseiten Tagebücher 1768 bis 1798. Das Shakespeare-Büchlein, welches von 36 Dramen je eine köstliche Betrachtung und Wiedergabe des Eindruckes ihres Lesers bringt, ferner ein paar dramatische Sachen, ein Witterungsbüchlein und ein Bändchen meist zusammengetragene volkstümliche Lieder, — für einen, der sonst nicht zur Zunft der Dichter und Denker gehört, eine nicht alltägliche Fruchtbarkeit geistigen Schaffens! Und ist auch ein großer Teil davon Spreu, oder wie der Freund Girtanner in St. Gallen einmal schreibt „Gold in Schlacken", man kann es dem armen Manne nicht übel nehmen, daß er viel Nichtssagendes schreibt, denn ihm sagte alles etwas, ja mehr als das: Das Schreiben, und mochten es ewige Wiederholungen sein, war sein Trost und seine Zuflucht in mancher schweren Stunde.

Eine wahre Schreibwut steckt aber schon in dem Bräker der ersten Periode und darf demnach nicht als eine Folge seiner neuen Einstellung zum Leben betrachtet werden.

Wohl aber ist, unter den starken Einflüssen vonseiten aufklärerischer Ideen, noch der etliche Jahre andauernde Verkehr mit dem Obmann H. H. Füßli in Zürich zu unterstreichen, da dieser Mann zu den Aufklärerkreisen in seiner Vaterstadt gehörte und, wie wir aus zwei mitgeteilten Briefen ersehen konnten, mit Bräker freundschaftlichen Umgang pflegte[164]).

Alle die genannten Umstände nun werden in der letzten Lebenszeit Bräkers um einen bedeutsamen verstärkt: Durch die intime Freundschaft mit G i r t a n n e r! Dieser Mann hatte ein Feingefühl für des armen Mannes reiche Seele, wie kaum ein anderer, der ihm im Leben begegnet ist.

---

164) Siehe S. 82 ff.

6. Daniel Girtanners Selbstzeugnisse über seine Freundschaft mit Ulrich Bräker.

a) Allgemeines.

Wir kennen Bräkers Gedankenwelt und haben darin einen interessanten Wandel festzustellen gesucht. Girtanner hat keine Lebensgeschichte geschrieben wie sein Freund. Um so fleißiger führte er seine Tagebücher. Nach Umfang und Format lassen sie sich wohl mit denen Bräkers vergleichen. Die Größe und die Qualität des Papieres stimmen so auffallend überein, daß man fast meinen möchte, Girtanner sei der Spender gewesen, wenigstens so lange die Bekanntschaft dauerte.

Bräkers Tagebücher wanderten zur Lektüre oft ins Girtannerhaus und fielen schließlich dem St. Galler Freund als Erbe zu.

Das Verhältnis muß intim gewesen sein, trotz des großen Altersunterschiedes, Bräker 1735 geboren, Girtanner 1757! 78mal wird während den acht Jahren ihrer Begegnungen der Besuch in St. Gallen im Tagebuch von Girtanner eingetragen. Briefe wechseln hinüber und herüber, wie wir aus den Verzeichnissen wissen. Jeden Monat sozusagen wandert der Arme Mann aus seinem Wattwil zu Fuß einmal nach St. Gallen. Meist stand er schon in früher Morgenstunde an der Haustüre seines Freundes und verplauderte mit ihm beim Frühstück ein „süßes Stündchen".

Ulrich Bräker hatte sich bereits die ersten Schriftstellersporen verdient, als er Daniel Girtanner kennen lernte. Am 20. Juni 1792 vermerkt letzterer den ersten Besuch, ohne mehr darüber zu sagen. Es erhebt sich gleich die Frage: Warum suchte Bräker Daniel Girtanner so oft auf? Was hat ihn jeden Monat zu diesem Manne getrieben? Welches waren ihre Beziehungen? Waren sie geschäftlicher Natur oder führten sie nur höhere gemeinsame Interessen zusammen?

Bräkers Tagebücher erwähnen oft des edlen Menschenfreundes in St. Gallen. In schwärmerischen, überschwenglichen Tönen, bald mit, meist aber ohne Nennung des Namens, preist er seinen hochgesinnten Geist und seine reiche Güte und ist unermüdlich im Bekräftigen einer unbezahlbaren Dankesschuld. Man lese die Stelle im Tagebuch 1797, Oktober:

„Vor allem aus aber, mein lieber Girtanner, mein Engel in Menschengestalt! Dein Name ist mit unauslöschlichen Buch-

staben in meinen Busen geschrieben. Dein Andenken wird mir heilig bleiben, solange mich meine Denkkraft nicht verläßt. Und wenn ich es ewig behalten sollte, wird mir dein Name heilig bleiben und ich mich mit Wonnegefühl dessen erinnern. Deine liebenswürdige Gemahlin, deine hoffnungsvollen Kinder, deine Wohnung, die Behausung des Friedens, alles soll mir heilig bleiben. Dein Leben und Weben unter den Menschen wird mir vor Augen schweben, solange ein Atemzug in mir haucht. Bei meinem Abscheide von dieser Erde soll Girtanner mein letztes Wort sein. Und wann ich nicht plötzlich hingerafft werde, so werde am Ende meiner Tage noch aufs Papier klexen, was er mir getan, aller Welt ausposaunen, was mein Girtanner mir war. Zur Zeit mag's noch anstehen, um seine Bescheidenheit zu schonen."

Gewiß half Girtanner dem Armen Manne oft aus der schwersten Not. Mit 300 Gulden setzte ihn Bräker auf seine Gläubigerliste. Girtanner schickte oft mit einem Brief auch Lebensmittel und Kleider auf die Hochsteig. Gerade in diesen neunziger Jahren war dort die Lage besonders schlimm. Ungünstige Umstände auf dem Baumwollmarkt ließen Bräkers Garnhandel einschrumpfen und verleiteten ihn, mit seinem Schwiegersohn zusammen das Bißchen Ersparte in einem kleinen Fabrikunternehmen aufs Spiel zu setzen, in der Hoffnung, die Fabrikation von gedrucktem Indianen- und Nastücherstoff werde beiden auf einen grünen Zweig helfen. Sie waren der Konkurrenz nicht gewachsen. Schwere Störungen im Familienleben brachte überdies der Fehltritt einer Tochter und ihres Ehemannes[165]). Not über Not klopfte an das kleine Häuschen.

Der Ort nun, wo Bräker im Umgang mit Büchern und geistig anregenden Menschen immer wieder Erholung und Ablenkung gefunden hatte, die Bibliothek und die Versammlungen der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig, bot ihm seit 1791 nichts mehr. Unstimmigkeiten und wohl auch die anrückenden neuen politischen Ideen ließen die Gesellschaft für mehrere Jahre einschlummern[166]).

Wohl kein Mitglied vermißte sie so sehr wie Bräker. Er hatte ja in seiner engeren Heimat keinen vertrauten Freund.

165) Vgl. S. 80 ff.

166) Siehe Dierauer, die Toggenburgische Moralische Gesellschaft, Neujahrsbl. 1913, S. 19.

Seine bisherigen, der Hauslehrer und Dichter Joh. Ludw. Ambühl[167]) und der aufgeklärte Theologe und Haushofmeister Gregor Grob[168]) waren auswärts in Stellungen, der eine in Rheineck, der andere in St. Gallen. Die beiden genannten aber bildeten nun mit Girtanner ein Freundeskollegium, wenn sie je in St. Gallen zusammentrafen. Sie gehörten alle als sehr aktive Mitglieder der bereits erwähnten, 1789 gegründeten Literarischen Gesellschaft an[169]).

Es ist darauf hinzuweisen, daß die Tendenzen der Literarischen Gesellschaft St. Gallen, wie sie die Gründer verfolgten, mit denen der Toggenburger Moralischen Gesellschaft in vielem übereinstimmten. Wir kennen die der ersteren aus früheren Zitaten und aus der Ansprache Girtanners vom Jahre 1814[170]). Dort fand Bräker nach dem Eingehen der letzteren eine neue geistige Heimat. Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das, was er vorher hatte: Die Lichtensteiger Moralische Gesellschaft war im Jahre 1767 auf Anregung des damaligen Landschreibers Andreas Giezendanner gegründet worden. Also wenige Jahre nach der Schinznacher Helvetischen! Letztere führte Männer von gemeinnütziger, patriotischer Denkungsart zur Besprechung vaterländischer Fragen und zum Kultus eines innigen persönlichen Verkehrs zusammen. Etwas Ähnliches, doch mit konfessioneller Einschränkung, strebte Giezendanner für das reformierte Toggenburg an. Der Charakter war hier von Anfang an ein standesmäßig zugeschnittener: Geistliche, Ärzte und Lehrer gehörten dazu. Die Aufnahme Bräkers war ein Kuriosum und nicht von allen Herren gern gesehen. Sie erfolgte auch nur „per maiora“ (mit Stimmenmehrheit), während an der gleichen Sitzung der Kandidat Gregor Grob von Lichtensteig „mit Freuden“ aufgenommen wurde, wie das Protokoll vermerkt. Diskutiert wurde meist über Themata der Moral, über Religion und Tugend, z. B. einmal über „Die Notwendigkeit und Nutzbarkeit der Verbesserung des Verstandes und Willens“, über „Die Christliche Gleichgesinntheit“, die „Bürgerliche Toleranz“, und ähnliche Fragen[171]).

[167]) Siehe S. 148 ff.
[168]) Siehe S. 141 ff.
[169]) Siehe S. 48 ff.
[170]) Siehe S. 48 ff.
[171]) Siehe bei Dierauer S. 12 ff.

ULRICH BRÄKER

nach einem von Porträtmaler Jos. Reinhard in Luzern im Jahre 1793 gemalten Bild. Bräker schenkte dieses Bildchen seinem Freunde DANIEL GIRTANNER, wie aus der auf der Rückseite befindlichen Widmung hervorgeht.

Original im Besitze des Herrn Gemeindammann Adolf Näf in Oberuzwil (St. Gallen).

Widmung auf der Rückseite.

Wann das Original, so wie es dato zu Hause leibt und lebt, längst in staub und moder wirdt aufgelöst sein – und seine ergebenheit und dankbarkeit nichtmehr bezügen – soll ich seinem verehrungswürdigsten, theuersten Gutthäter und Freund Herren Daniel Girtanner seine verbindlichste und herzlichste ergebenheit und dankbarkeit bezügen. – Ihm – dem Edelsten Mensdhenfreund und seinen Nachkommen bis in das Tausenste Glied sagen, was er einst in seinem Busen von ihm fühlte und nicht wordte fand, dies gefühl heraus zu stammeln. Mertz 1795

Dieser Geist sagte Bräker zu. Hier fühlte er sich daheim. Er selbst steuerte ja auch einmal einen wohlgemeinten Beitrag dazu, damals, als er die übliche Gesellschaftsrede in Vertretung eines verhinderten Mitgliedes hielt und in langen Ausführungen, aber in vielen Dingen den Nagel auf den Kopf treffend, gegen das Bettelunwesen loszog und von den Mitteln redete, wie man Frieden und Eintracht im Lande, gemeint ist das Toggenburg, wieder herstellen könnte. Nun aber war mit dem Eingehen der Moralischen Gesellschaft sein Drang nach geistiger Betätigung unerträglich gehemmt worden, sodaß er froh war, in St. Gallen im Hause des gebildeten Freundes und zusammen mit diesem jeweilen in der Literarischen Gesellschaft einen Ersatz zu finden. Was ihm da geboten wurde für Geist und Gemüt, in frohen und trüben Lebenstagen, das spiegelt sich auch in den Aufzeichnungen Girtanners wieder. Wir lernen so den „Armen Mann" im Urteile eines aufrichtigen und verständnisvollen Beobachters kennen und finden darin besonders das bestätigt, was nachzuweisen versucht worden ist: Bräkers Wandlung vom engen Pietismus zum unverkennbaren Deismus.

b) Das Freundschaftsverhältnis.

Die beiden Männer reden miteinander, wenn sie sich treffen, über politische, literarische, moralische und auch theologische Gegenstände und rauchen dabei in „bona caritate ihr Pfeifgen", oft bis tief in die Nacht hinein. Sind sie nicht beieinander, werden herzliche Briefe gewechselt. Dann kann etwa der empfindsame St. Galler bei herrlichem Sternenglanz mit seinen Gedanken zum Fenster hinausschwärmen und dabei „an Gott, künftiges Leben, Harmonie der Seelen und an seinen Freund Ulrich Bräker" denken, „dessen Stellung, Mienen, Augen und ganzes Wesen so herzlich rührend und gerührt sind[172]). Wie gern hilft er dem verschuldeten „Armen Mann" aus der Not und versagt sich eigene Wünsche, um wirksam unterstützen zu können. Es ist ihm nicht recht, daß er es materiell soviel besser hat. Einmal erscheint der Freund in dem Augenblicke, als Girtanner in seiner neuen Wohnung, in der „Harmonie", durch den Bildhauer Kupferstiche aufhängen läßt[173]): „Der liebe Ul-

172) Tgb. 1793, Aug.

173) „Harmonie" = Speisergasse Nr. 16, siehe Schieß, Baudenkmäler der Stadt St. Gallen, S. 415 f.

rich Bräker war gegenwärtig. Ich schämte mich vor ihm dieses Luxus, dieses unnötigen Aufwandes, zu einer Zeit, wo er und so viele andere brave Leute sich zu Tode arbeiten müssen, um nur die Notdurft zu bekommen. Er hingegen sagte ganz artig: „Ich schmäle nicht so sehr über den Luxus. Denn was würde aus den Künsten werden, wenn niemand mehr Kunstwerke kaufen wollte?“[174]) Girtanner liest mit feinem Verständnis die treuherzigen Tagebücher seines Freundes und auch die von diesem selbstverfaßte Lebensgeschichte[175]) und gibt über das schriftstellernde Schaffen des Verfassers das interessante und treffende Urteil ab „Bräkers Sachen sind Gold in Schlacken. Sein Geist fühlt wahrlich auch den Druck der Schuld. In einer besseren Lage, frei von Brotsorgen, von besserer Gesellschaft umgeben, würde er sein Tagebuch eben ganz anders ausfüllen. Es käme gar viel mehr Geist hinein!“[176]) Wenn der Toggenburger, von seinen häufigen Wanderungen durch die Gaue Helvetiens zurückgekehrt[177]), auf ein Plauderstündchen im „Meerpferd“ vorspricht, hört ihm Girtanner gern zu[178]). „Denn dieser Mann hat bei all seiner Ruhe ein Herz voll Gefühl. Er fühlt stark und warm“[179]), Freude macht ihm seine rechtschaffene Denkungsart und ehrliche Treuherzigkeit, Kummer sein mühevolles Alter. „Denn er muß sehr schwere Fabrikarbeit verrichten und ist gleichsam nur der Knecht von seinem Tochtermann“[180]). Er bewundert seine helle, gesunde Einsicht in der Beurteilung anderer Menschen und Verhältnisse und seine offene, sachliche Selbstkritik. Bei einem Gespräch über Freund Sulzer[181]) z. B. tritt Bräker dem Bekehrungseifer des letzteren scharf entgegen, bekennt aber, er selbst habe diese Sucht einst auch gehabt[182]). Oft überrascht der schlichte Mann aus dem Volke durch seine feinen, gescheiten Bemerkungen und Beobachtungen. Als Girtanner ihm einst klagte, daß er nicht wie Sokrates unbedeutende Salbadereien zu nützlichen Gesprächen erheben könne, gab Ulrich Bräker die natürliche und treffende

174) Tgb. 1796, 11. Juli.
175) Herausgeg. v. H. H. Füßli, Zürich 1789.
176) Tgb. 1798, 9. März.
177) Vgl. Voellmy, der „Arme Mann“ im T., S. 125 ff.
178) Siehe S. 27.
179) Tgb. 1793, 18. Dez.
180) Siehe S. 81.
181) Siehe S. 156 ff.
182) Tgb. 1794, 13. Okt.

Antwort „es sei eine eigene Kunst, Menschen zu stimmen, und diese Kunst müsse ich erst noch lernen“[183]).

Wertvoll sind nun aber besonders die Bemerkungen über Bräkers religiöse Art, wie sie der Freund in den Tagebüchern einstreut. Aus einem Gespräch über Religion[184]): „Daß man die Lehre Christi von seinem Leben trennen will, gefällt ihm nicht. Er findet nichts über ihn.“ An einer anderen Stelle kommt Girtanner zu dem Schluß: „Bräker ist ein ehrlicher Deist. Seine Religion ist mehr die natürliche, als die gekünstelte. In seinen Werken wolle Gott erkannt sein, sonst nirgends. Das blutige Versöhnopfer, wovon so viel Wesens gemacht wird, sei ihm nichts als ein Überbleibsel von der jüdischen Blutreligion, nach welcher Gott nicht anderst als durch Blut versöhnt werden konnte . . .“[185]). Noch auf eine andere Kernfrage des christlichen Glaubens kam man zu sprechen, worüber es im Tagebuch heißt: „Im Punkte des Wiederlebens in einer anderen Welt hat er große Zweifel. Selbst die Analogie überzeugt ihn nicht. Denn kein verfaultes oder verstorbenes Wesen, sei es von dem Pflanzen- oder Tierreich, kömmt zum zweitenmal in gleicher Gestalt wieder hervor. Demnach hält er dafür, das Menschengeschlecht lebe nur durch die Generationen fort. Er kann sich noch nicht überzeugen, daß das Individuum in gewöhnlichem Sinne aufersteht[186]).“ Solche Äußerungen stellen Bräker an den Rand des in kirchlichem Sinne Religiösen. Doch sind es mehr Spuren seines Schwankens und Zweifelns in gewissen Fragen, als feste Überzeugungen. Wir kennen ja die Unerschütterlichkeit seines Gottvertrauens aus den letzten Lebenstagen[187]) und glauben Girtanner gerne, wenn er seinen Freund als einen frommen Menschen bezeichnet und im Blick auf ihn einmal bekennt: „Man sage, was man wolle, religiöse Menschen sind doch im Durchschnitt die edleren[188]).“ Er stellt dem zum letztenmal bei ihm Einkehrenden das ehrende Zeugnis aus: „Wollte Gott, ich bekäme lauter solche bescheidene, genügsame, ehrliche, erkenntliche, unverdorbene Gäste!“[189]) In den Krankheitstagen, die schließ-

183) Tgb. 1795, 27. März.
184) Tgb. 1796, 6. Aug.
185) Tgb. 1796, 1. Okt.
186) Tgb. 1797, 27. April.
187) Siehe Voellmy, der Arme Mann i. T., S. 33 ff.
188) Tgb. 1797, 17. Juni.
189) Tgb. 1798, 17. April.

lich zum Tode führten, steht er dem Freunde tröstend und mit Liebesgaben unterstützend bei. Er bedauert tief, nicht persönlich ans Krankenlager eilen zu können. Seine Gedanken weilen schmerzbewegt bei dem Sterbenden[190]). Am Morgen des 11. September 1798 erreicht ihn die Todesnachricht. Tief erschüttert widmet er noch einmal im Tagebuch dem Verstorbenen ergreifend schlichte, liebe Worte des Andenkens und charakterisiert ihn damit als das, was Bräker war, als einen seelenguten, treuen Menschen: „Heute Morgen vernehme ich, daß Bräker gestorben ist und heute begraben wird. Meinen letzten Brief konnte er nicht mehr lesen! Ihm, diesem wackeren, ehrlichen, unverfälschten Liebling und Liebhaber der Natur, der mit hellem Auge und feinfühlendem Herzen die Welt in seiner Verborgenheit richtiger beurteilte, für Schatten und Traumbild hielt und doch jedes Blümchen auf dem Wege so sorgsam pflückte, ihm weihe ich mein Andenken. Glücklich bist du, zweiundsechzigjähriger Dulder, daß deine großen Schmerzen nun ausgelitten sind. Du kanntest, liebtest und schätztest mich. Wie sollte ich deine Treue an mir nicht ewig mit Dank erkennen? Ja, ich werde lange mit wehmütiger Freude dein Andenken ehren, dein zum Geschenk erst noch vor acht Tagen empfangenes Tagebuch[191]) bis an mein Ende sorgsam aufbewahren und als Spiegel deiner Seele, als Pfand deines Zutrauens mit Ehrfurcht betrachten. Auch meine Lebensmunterkeit nimmt ab. Meine Jahre mehren sich, aber meine Vollkommenheit will nicht vorwärts. Vielleicht bald werde ich dir nachfolgen und ebenso wie du, mit dem Gefühl meiner Schwäche und Ohnmacht dieses Zeitliche verlassen. O Gott, wie mancherlei Gefühle und Empfindungen drängen sich auf!"

Eines muß uns an dieser Freundschaft deutlich geworden sein: Daß sie wirklich das war, als was wir sie am Anfang bezeichnet haben, ein Seelenbund zweier Männer, die um letzte Klarheiten über den Sinn des Lebens miteinander redeten und rangen. Aus dem ergreifenden Abschiedsgruß klingt ein tiefer Seelenschmerz. Der Tod des Freundes hat eine empfindliche Lücke in Girtanners Leben gerissen. Alle anderen Männer, mit denen er ähnliche Beziehungen unterhielt und die sicher viel gebildeter und geistvoller waren als der Toggenburger, konnten den Verlust nicht ganz ersetzen.

190) Tgb. 1798, 5. Sept.

191) Ein Band 1791—1797, ein Bändchen 1798.

E. Weitere Beziehungen Girtanners.

a) Gregorius Grob[192]).

Der Mann ist uns schon mehrere Male begegnet. Wir haben in ihm ein Mitglied der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig und eine Hauptstütze der Literarischen Gesellschaft in St. Gallen vor uns.

Grob wurde am 28. Februar 1754 in Lichtensteig geboren und starb am 1. Oktober 1824 in St. Gallen. Er studierte in Zürich Theologie, wurde ordiniert, trat aber nicht in die geistliche Laufbahn ein, sondern bewegte sich lieber als Privatgelehrter auf philosophischen, pädagogischen und historischen Gebieten. Viele Jahre war er Hauslehrer in der Familie Gonzenbach in St. Gallen[193]).

Eine hervorragende Tätigkeit entfaltete er im Erziehungsrat des helvetischen Kantons Säntis, dann 1803—1816 als Mitglied und Präsident des gemeinsamen Erziehungsrates des Kantons St. Gallen[194]).

Von seinen zahlreichen Reden und Schriften interessieren in unserem Zusammenhang besonders zwei: „Über die Aufklärung" und das dreibändige Werk „Der Schweizer auf dem Rigiberg"[195]).

Bräker und Girtanner waren mit diesem gebildeten, gescheiten Manne befreundet. Grob ging allerdings in seinen politischen Anschauungen viel weiter als jene, so daß sie ihm

192) Über Gregor Grob siehe Dierauer, die Toggenburg. Moralische Gesellschaft 1913, St. Gallen, S. 11 ff.

193) Familie Gonzenbach-Huber. Vgl. Gregor Grob in Ambühls Biographie S. 56. Siehe auch S. 142, wo Gonzenbach als umsichtiger Geschäftsherr erwähnt wird. Siehe auch S. 72, Anm. 69.

194) Vgl. Wiget, Beiträge zur Schulgeschichte des Kantons St. Gallen, Frauenfeld 1914, S. 63 f.

195) Teil I. u. II. 1795 u. 1797 erschienen, III. Teil 1806.

im Revolutionsjahr 1798 nicht mehr folgen konnten[196]). Am 18. März 1790 notiert Bräker in seinem Tagebuch einen Besuch in St. Gallen: „wo ich abermal die unverdiente Ehre genoß, Junker Gonzenbachs Gast zu sein, wo mir ein paar der angenehmsten Stunden bei dieser menschenfreundlichen Familie unter traulichem Gespräche hinflossen, sonderlich mit seinem lieben Herrn Hofmeister G r o b von hier (Lichtensteig), wegen einigen Angelegenheiten unserer Gesellschaften[197]). Dann auch wegen Handelsgeschäften. Junker Gonzenbach ist ein wahrer Patriot, sucht auf alle möglichen Arten den Handel nicht völlig sinken zu lassen, und sein Herr Hofmeister macht sich in St. Gallen auch sehr verdient um die Wissenschaften und vergißt dabei auch seines Vaterlandes, unseres Toggenburgs, nicht, um auch hier zum allgemeinen Besten einzuwürken“[198]).

Bräker macht hier gewiß eine Anspielung auf verschiedene Vorträge, welche Grob gehalten hat. Derjenige „über die Aufklärung“ war 1788 in St. Gallen anonym gedruckt worden, als Vorlesung für die toggenburgische Moralische Gesellschaft bestimmt, eine Schrift von 51 Druckseiten. Girtanner schreibt davon im Tagebuch 1788, 16. April: „Letzten Donnerstag, in der Rigigesellschaft bei mir, las ich eine sehr gute, aber fast allzu gedrängte Abhandlung von Grob „Über die Aufklärung“, für die Toggenburger Moralische Gesellschaft bestimmt.“

Gregor Grob war nur vier Jahre älter als Girtanner. Wie nahe liegt die Vermutung, daß er in seinen Anschauungen mit diesem übereinstimmte, bis etwa 1797, und ein Hauptförderer der Literarischen Gesellschaft war. Zwei Andeutungen Girtanners könnte man fast entnehmen, daß er letztere nach dem Muster der Lichtensteiger Gesellschaft einrichten half: 1789, 28. Juli: „Dienstags las ich Herrn Grobs Vorlesung „Von dem Wert der literarischen Gesellschaft“. Auch die andere Stelle vom 19. Oktober, in der eines Fremden erwähnt wird, der den St. Gallern den Plan zu der Gesellschaft gemacht haben soll, weist vielleicht auf Grob. Als „Fremder“ wurde schließlich jeder Nicht-Stadt-St. Galler bezeichnet[199]).

Grob war ein sehr fortschrittlich gesinnter Geist und in den politischen Ansichten seiner Zeit voraus. Er machte den Um-

196) Siehe S. 148.
197) Eben der Moralischen u. der Literarischen Gesellschaft.
198) Vgl. Anm. 69.
199) Siehe S. 53, Anm. 51.

sturz von 1798 gern mit und war ein begeisterter Anhänger der neuen Staatsform. Das ist begreiflich, da er selbst aus einem Untertanenland stammt und die Notwendigkeit politischer Reformen im Sinne einer Erweiterung der Volksrechte persönlicher erfaßt als der Stadt-St. Galler, welcher an der bisherigen demokratischen Staatsordnung im großen und ganzen nichts auszusetzen hat. Girtanner hielt sich von allem politischen Treiben zurück, ohne daß ihm das Schicksal der Vaterstadt gleichgültig gewesen wäre[200]). Aber er zog eben aus seinem Aufklärertum nicht politische Konsequenzen. Er muß zu jener zaudernden Schar gerechnet werden, „die nur teilweise rationalisiert sind, über die der alte Staat, mit seiner angemaßten Glorie göttlicher Hoheit noch etwas vermag, die es für Sünde halten, das Herkommliche so rein abzutischen, wie Bodmer tat, und die das Herkommliche doch nicht ganz unter einen Hut bringen können mit ihrem Gewissen. Sie klammern sich an die sittliche Gleichheit und streben innerlich doch der politischen entgegen. . . . Iselin, Vinzenz Bernhard Tscharner und Johannes Müller müssen als Vertreter dieser Klasse namhaft gemacht werden[201])." Wie fern Girtanner 1798 den Ansichten Grobs gerückt ist, kann man aus folgender Bemerkung im Tagebuch herauslesen: „Die Rede über das Kokardentragen in dem Wochenblatt für den Kanton Säntis ist von Grob verfaßt. Hätte Geßler seinen Befehl über das Hutabziehen vor der Stange mit einer solchen Rede unterstützt, Tell wäre vielleicht in den Verdacht des Antipatriotismus verfallen, ja noch mehr, er hätte als ein Unchrist erscheinen müssen. Es kömmt nur auf die Kunst an, schöne Farben zu finden. Man kann damit jeder Sache, die man verteidigen will, einen hübschen Anstrich geben[202])."

Das klingt doch wie ein Vorwurf von Demagogie an die Adresse von Grob, der auch zu unfeinen Mitteln greife, um eine schlimme Sache dem Volke mundgerecht zu machen.

Grobs geistige Richtung wird am besten gekennzeichnet, wenn wir einige Gedanken aus seiner schon mehrmals erwähnten Vorlesung „Über die Aufklärung" hieher setzen:

Da heißt es u. a.: „Nur der ist aufgeklärt, welcher durch keines andern Brille, sondern mit eigenen Augen sieht, der in

200) Siehe S. 36 ff.
201) Siehe Schwarber „Nationalbewußtsein", S. 644.
202) Tgb. 1798, 25. Aug.

allem, was er wissen kann und soll, die Wahrheit selbst sucht, selbst prüft, selbst findet und sich eigen macht, der sich durch Anwendung seiner Verstandeskräfte selbst deutliche Begriffe gemacht hat, bei welchem alle Wahrheiten, womit sein Geist erhellet ist, eben darum, weil sie selbst erkannt sind und auf selbstgedachten Begriffen und Grundsätzen ruhen, sicher, fest und wirksam sind. Mit einem Wort, was auch übrigens für nachteilige Folgen aus dem Mißbrauch der Sache entstehen möchten: Wahre Aufklärung ist nur da möglich, wo das Prinzipium des Selbstdenkens und des freien Urteils zugestanden, erweckt und angewandt wird. Je ungehinderter der menschliche Geist sich dieses unstreitig natürlichen Rechts bedienen kann, je mehr er zum Gebrauch desselben ermuntert wird, und je bessere Hilfsmittel zur Erkenntnis des Wahren und Guten er in den Geisteswerken aufgeklärter Männer findet, desto leichtere und schnellere Schritte wird er in der Aufklärung machen, und desto größer, allgemeiner und wohltätiger wird die Aufklärung bei einem Volke werden."

Grob verwahrt sich in den weiteren Ausführungen gegen alle oberflächliche Aufklärung, die nur „Vielwisserei, Aberwitz, Eigendünkel, Neuerungssucht, Unglauben, Irreligiosität, Verachtung alles Gründlichen, Leichtsinn und Zügellosigkeit erzeuge." Er redet den Vorstehern des Volkes ins Gewissen, er fordert die reichen Kaufleute auf, mehr als bisher von ihrem Reichtum für gemeinnützige Zwecke zu verwenden, und legt den Geistlichen nahe, sich über ängstliche und kleinliche Vorurteile zu erheben, hell zu sehen, frei zu urteilen und allgemeine Christusreligion ohne schulgerechten Prunk mit Licht und Wärme dem Volk zu vermitteln.

Das sind Grundsätze der Aufklärung. Wir finden sie auch bei Girtanner, diese Gedanken über Selbsterziehung, Selbsterkenntnis, Selbstverbesserung, Selbstprüfung, streben nach natürlicher Religion, statt festhalten an der geoffenbarten, — Anbetung der Göttin Moral!

Daß Grob der aktivere Politiker war, ist gesagt worden. Zu öffentlichen Ämtern kam er erst nach 1798. Seine politischen Neigungen gingen vorher ganz nur in der Richtung der Schinznacher Helvetischen Gesellschaft. Dieser Mann trägt, wie Urs Balthasar, Bodmer, Iselin, Joh. Georg Stockar und andere ihrer Führer, schon das Bewußtsein von einer kommenden nationalen Einigung der Schweiz in sich und gibt ihm besonderen Aus-

druck in seiner Schrift „Der Schweizer auf dem Rigiberg". Der I. Teil ist der helvetischen Gesellschaft und der patriotisch-militärischen gewidmet. Die Vorrede richtet sich an „Patriotische Schweizer". Das Buch ist dem Vaterlande geweiht: „Alles, was Gemeingeist, Schweizersinn und Vaterlandsliebe nährt, belebt, anfeuert, ist, wenn jemals, gerade itzt, zur Zeit nicht geringer und nicht ferner Gefahr, nützlich und wohltätig. Zu diesem Zwecke mitzuwirken war meine Absicht. Nun sind's Vorlesungen, und die Ursache, warum sie es sind, ist die Literarische Gesellschaft, welche kurz nach meiner kleinen Schweizerreise in St. Gallen errichtet ward. Da ich mich um diese nützliche Anstalt auch verdient zu machen wünschte, so erzeugte dieser Wunsch den Gedanken bei mir, aus den Erinnerungen und Eindrücken, welche die Wallfahrten auf den Rigiberg in meinem Geiste zurückließ, einen Stoff zu Betrachtungen zu ziehen, die ich in der Gestalt von Vorlesungen dieser Gesellschaft mitteilen wollte. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, der Literarischen Gesellschaft, deren Ursprung auch dieser Schrift das Entstehen gegeben hat und in deren Mitte mir schon so mancher angenehme Genuß der Freundschaft, der Geselligkeit und der Literatur zuteil geworden ist, bei dieser Gelegenheit öffentlich meine Hochachtung zu bezeugen . . . . St. Gallen im April 1794.

I. Vorlesung 1789: Wallfahrt bis nach Schwyz. Als Zweck der Reise gibt Grob an: „Vergnügen und Herzensstärkung und die Denkstätten des Vaterlandes zu besuchen." Die Beschreibung soll die patriotische Gesinnung fördern. Von Albrecht von Haller bis auf Johannes von Müller herab war ja das der Zweck der nationalen Dichtung und Geschichtsschreibung geworden, das erstorbene Nationalgefühl und Ethos im Volke wieder zu wecken, mit den Schilderungen der unverdorbenen früheren Zeit, mit dem durch und durch moralisierten und idealisierten Geist der Vorväter eine Heldenzeit heraufzubeschwören, „ die ewig uns entschwand!" In diesem Sinne schrieb und schilderte auch Gregor Grob und legte nicht ungeschickt seinen eigenen Tendenzen dieses äußere Erlebnis einer idealen Rigireise zugrunde, um darauf einen gutgemeinten Bau eines neuen, von innen her gesundeten Vaterlandes zu errichten.

Von der Rigi-Reise selbst erfahren wir, daß sie am 4. Juni 1789 mit noch vier Gesellschaftern ausgeführt wurde, „von denen ich unseren vorjährigen, würdigen Präsidenten, Herrn

Girtanner, mit Dank und Vergnügen nenne.“ Feierlich, heilig ernst, in schwungvoller Sprache läßt Grob seine vaterländischen Gedanken daherfluten. Vor der Tellskapelle bei Küßnacht z. B.: „An solchen, Gott und vaterländischen Helden geweihten Orten darf nur derjenige patriotische Gelübde tun, der sich großer Gesinnung und edler Absicht bewußt ist und der den Blick Gottes in sein Herz nicht scheuen muß.“ Aus einer anderen Stelle: „Tugend und Edelmut, Treue und Geradheit, Freiheitssinn und Patriotismus sind leere Worte geworden. Luxus nimmt überhand und Gelddurst. . . .“ Einmal, bei einer besonders scharfen Verurteilung des Zeitgeistes, wendet er sich auch an seine eigene Lichtensteiger Heimat und ruft ihr zu: „O Toggenburger, entweder sorget dafür, daß ein Teil des kaufmännischen Gewinnes zur Einführung besserer Schulen angewendet werde, oder werfet den ganzen Plunder eures Fabrik- und Krämerwesens samt allem Verderbnis desselben über die Grenzen hinaus. Werdet weiser, wenn ihr reich werden wollt, oder lernt entbehren und — glücklich sein!“

An einer andern Stelle verurteilt er die Despoten. Dann wieder preist er die Einsamkeit und wünscht mit einem Freunde auf einer Insel im Lowerzersee zu leben: „Ich habe wohl nicht nötig zu sagen, daß es nicht meine Absicht war, irgend jemand zum Einsiedlerleben anzulocken. Aber insofern vom Einsiedlerleben überhaupt die Rede wäre, so würde ich glauben einen weisen Genuß derselben besonders den jüngeren Gliedern dieser Gesellschaft nicht überredend und dringend genug empfehlen zu können. Freilich, der Mensch ist zum gesellschaftlichen Leben bestimmt. Aber die Einsamkeit bildet die Fähigkeiten erst aus.“ Es folgen interessante Vorschläge, wozu man Stunden der Einsamkeit benützen soll. Man glaubt, hier den Einfluß von J. G. Zimmermann und seinem Buche „Über die Einsamkeit“ zu spüren. Die IV. Vorlesung gibt u. a. einen schwärmerischen Lobpreis des Rigi wieder: „Gott ist groß, der Mensch ist klein,“ aber der Mensch ist auch ein unsichtbar wirkendes, Schönheit und Segen verbreitendes, geistiges Wesen. „. . . Der Beruf des Menschen zur Unsterblichkeit ist das kostbarste Kleinod von allem, was er besitzt.“

Die V. Vorlesung bringt einen Hymnus auf die Vorfahren. „Denn für wen sollte der Himmel sonst sein, wenn er nicht für brave Männer ist? Oder was für Reiz würde er für brave Männer haben, wenn er bloß der Wohnort mechanischer An-

dächtler, langweiliger Frömmler und Betschwestern wäre?“ Einmal sagt er ungeschminkt heraus, wer keine Schweizer mehr sind. Er dankt auch den patriotischen Gesellschaften, d. h. den Zusammenkünften der Helvetischen und helvetisch-militärischen Gesellschaft zu Aarau und Olten, daß sie so uneigennützig für das Vaterland denken und handeln, und ruft etwa aus: „Schweizer .... patriotisches Verdienst um dein Vaterland kann dir Unsterblichkeit geben!“

Eine Stelle aus der Vorrede zum II. Teil: „Humanität und die allgemeine Menschenliebe ist die heiligste Religionspflicht und das oberste Moralgesetz.“

Dieser zweite Teil bringt dann in der Folge die Darstellung eines Teiles der Schweizergeschichte, beginnend mit den Kelten, bis 1291. Aus der Vorrede geht hervor, daß Grob, wohl aus politischen Gründen, nicht die neueste politische Geschichte darstellen will. Es sei Pflicht des guten Bürgers, lieber zu schweigen, als zu sprechen, wenn das Meiste von dem, worüber er hat sprechen wollen, zu einem Gegenstand des Parteiwesens geworden ist.

Diese Proben aus Grobs patriotischer Schriftstellerei zeigen, wie warm sein Herz für ein schweizerisches Vaterland schlägt. Girtanner bringt noch folgende Notizen über seine Beziehungen zu Grob:

1788, 13. Februar: „Mit Herrn Grob habe ich den Vertrag gemacht, alle Monate einmal wenigstens uns zu besuchen.“ 18. Okt.: „Zu freundschaftlichem Umgange habe ich gegenwärtig Herrn Dr. Wetter und Herrn Grob am liebsten.“

1789, 24. August: „In Herrn Grobs Stammbuch geschrieben.“

1790, Jahresende: „Meine Hauptsache war die Literarische Gesellschaft, vornehmlich um Herrn Grobs willen, dessen Umgang ich dort weitaus mehr als jedes anderen Gesellschafters genieße.“

1793, 5. April: „Grobs Vorlesung über den Wert der Literarischen Gesellschaft gelesen.“

1795, 6. Sept.: „Eine schöne Vorlesung von Grob zur Belebung des wirklich eingeschlafenen Schweizersinnes gelesen.“

Zum Schlusse die Stelle, welche zeigt, wie die zwei Männer, deren Aufklärerideen sonst gleich waren, in den Tagen der Revolution, welche aus der Theorie Ernst machen wollte, von einander abrückten:

„Heute schien es mir, Grob, der mich zu besuchen kam, behandle mich mit etwas mehr Kälte als vormals. Wahrscheinlich liegt die Ursache in der Verschiedenheit unserer politischen Meinungen. Denn auch mir hat seine Revolutionsanhänglichkeit und sein Aristokratenhaß mehr Mißtrauen als Vertraulichkeit eingeflößt. Ich halte ihn nicht für unfähig, den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel", dieses gefährliche Palladium der Schreckensmänner, im Notfall behaupten zu helfen. Doch meine ich, von meiner Seite beweise ich ihm gleichwohl das alte Zutrauen. Er hingegen hängt sich nicht mehr so sehr wie ehmals an mich, sondern geht lieber mit derberen Gesellen um, die ihn wahrscheinlich eher wider mich als für mich stimmen, denen ich es aber bei weitem nicht gleichzutun willens bin. Ich will lieber für einen schwachen Kopf gehalten werden, als auf Kosten meiner Überzeugungen und meiner Ruhe in die Reihen der Revolutionsförderer gestellt werden. Auf der anderen Seite aber ist mein fester Vorsatz, ebensowenig rückwärts zu gehen und durchaus nie weder gegen die neue Constitution zu reden, noch zu handeln. Was ich einmal angenommen habe, dabei bleibe ich"[203]).

b) Johann Ludwig Ambühl[204]).

Girtanner und Ambühl standen sich nicht immer gleich nahe. Am 21. Juni 1798 schreibt er in sein Tagebuch: „Unter denjenigen meiner Bekannten, welchen ich mit zuvorkommender Freundschaft und mit dem vollsten Zutrauen entgegengegangen bin, ist Ambühl immer der sprödeste und kälteste gegen mich. Tagelang bleibt er hier, ohne mich nur einen Augenblick zu besuchen. Ich habe nichts dagegen, denn nichts in der Welt läßt sich weniger erzwingen, als die Freundschaft. Aber dann bemerke ich, daß er die treue Erfüllung meiner Berufspflicht nur für eitel Gewinnsucht erklärt und mich um deswillen vielleicht gering schätzt.

Guter Ambühl! Hättest du mich diesen Nachmittag, als du mitleidig auf den Toren, der ins Komptoir wandelt, hinblicktest, arbeiten gesehen, du würdest gesehen haben, daß meistens

[203]) Tgb. 1798, 20. Mai.

[204]) Über Joh. Ludwig Ambühl siehe die Biographie von Gregor Grob, der Gedichtsammlung vorangestellt, welche er 1803 in St. Gallen erscheinen ließ.

die Vogtsgeschäfte, also für andere, und nicht zu gewinnen, sondern, um einige Rechnungen in Ordnung zu bringen, arbeitete ...."

Und am 25. Juli 1798: „Ambühl, als neuerwählter Distriktsstatthalter[205]), besucht mich den 25.. Ich bin zwar gerne um ihn. Allein, es ist mir peinlich, immerfort und allerorten auf der Politik herumreiten zu müssen. Ich gehe drum wenig in Gesellschaft und bleibe eben deswegen am liebsten allein."

Diese Äußerungen verraten wieder das Eine: Girtanners Fernbleiben vom öffentlichen Leben in den bewegten Tagen der politischen Umwälzung hat ihm manche guten Männer entfremdet, welche ihm diese Zurückhaltung als Eigennutz auslegten. Sicher nicht mit Recht. Es war mehr Scheu, Ängstlichkeit und Aberwillen vor aller Politik, nicht Gewinnsucht oder Gleichgültigkeit.

Weil das Verhältnis zu Ambühl in den früheren Jahren besser war, und weil dieser Mann eifrig in der Literarischen Gesellschaft verkehrte, da er ferner mit Gregor Grob und Ulrich Bräker aus dem Toggenburg, ja aus derselben Gemeinde und Gegend stammt und sie sich deshalb sehr gut kannten und den gegenseitigen anregenden Umgang suchten, gebührt ihm im Rahmen dieses Beitrages zur St. Galler Aufklärung ein Platz.

Gregor Grob hat das Lebensbild dem Freunde gleichsam als ein Denkmal gesetzt, im Jahre 1803. Wir erfahren daraus, daß er am 13. Februar 1750 zu Wattwil, im Toggenburg, als Sohn eines Schulmeisters geboren wurde. Die Jugendzeit war nicht ungetrübt. Vater Ambühl, ein bienenfleißiger Mann, schrieb sich an einem historischen Werk die Augen blind, sodaß Ludwig als Ältester mit 12 Jahren schon mithelfen mußte am Unterricht in der Schule. Frühreif und im Besitze ansehnlicher Kenntnisse in der Mathematik, Naturkunde, Geschichte, Literatur und nicht zuletzt der Musik, alles meist durch unablässiges Selbststudium erworben, übernimmt er nach des Vaters Tod, noch nicht zwanzig Jahre alt, die ganze Schule und ist daneben der Mutter Stütze und den Geschwistern Ernährer und Erzieher. In seinem Wesen herb, streng, verschlossen und unnahbar, meidet er die gewöhnliche Geselligkeit und fühlt sich am besten als Einsamer. Die Bücher sind seine Vertrauten und eine Hilfe zur beständigen geistigen Weiterbildung und inneren Ab-

[205]) Im Rheintal, vgl. auch S. 152 ff.

klärung. Darum schließt er sich auch der Moralischen Gesellschaft in Lichtensteig an und pflegt dadurch Umgang mit Gregor Grob und Ulrich Bräker: „Er hatte wenig Umgang, weil er ihn, was sehr begreiflich ist, geflissentlich mied. Nur mit seinem Jugendfreund Hilpertshauser pflegte er öfters eine Abendstunde zuzubringen. Auch stand er in einer freundschaftlichen Bekanntschaft mit Ulrich Bräker, dem Verfasser der Geschichte des armen Mannes im Toggenburg, den er zwar seltener sah, weil er entfernt vom Dorfe wohnte, aber doch an der Entwicklung seines Talentes nicht geringen Anteil haben mochte, wovon auch Bräkers Briefe zeugen, die sich in Ambühls Nachlasse fanden. Sie blieben ungeachtet der Verschiedenheit des Charakters immer gute Freunde, obgleich zwischen dem ernsthaften und zurückhaltenden Ambühl und dem treuherzigen, leichtsinnigen Bräker eine sympathisierende Freundschaft nicht möglich war. Bei soviel Kunst- und Schönheitssinn, als Ambühl besaß, war es natürlich, daß er allem, was ihn umgab, soviel Schönes und Angenehmes zu geben suchte, als ihm bei seiner Armut möglich war. Daher die Ordnung, Reinlichkeit und Nettigkeit in seiner Wohnung, seinem Geräte, seinen Büchern, Schriften und vornehmlich in seiner Kleidung[206])."

Ambühl betätigte sich schon in jungen Jahren schriftstellerisch. Freude an der Schweizergeschichte und ein Interesse für das ganze helvetische Vaterland hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Er gehört vor allem eingereiht unter die Dichter schweizerischer Nationalschauspiele. Nicht für die Bühne sind seine Dramen geschrieben. Es sind moralisierende Stücke, mit der stark aufgetragenen Tendenz der nationalen Erziehung. Ambühl schreibt so bühnenfremd, wie alle diese Dramatiker unserer Nationalgeschichte, wie z. B. auch sein politisch bedeutsamer Mittoggenburger Landvogt Müller-Friedberg in Lichtensteig. Ein wirksames dramatisches Können darf aber Ambühl nicht durchaus abgesprochen werden. Schon im ersten dramatischen Versuch, in „Der Schweizerbund", Zürich 1779 erschienen, gibt es Schilderungen und einzelne Charaktere

[206]) Zitat aus Gregor Grob. Joh. Ludw. Ambühls Gedichte, St. Gallen 1803, S. 27 f. Bräker selbst nennt Ambühl seinen Freund „Bertold". 1783 verliert er ihn zu seinem Bedauern aus der Nähe. Vgl. Voellmy: Der Arme Mann i. T. S. 198 f. 1779, den 23. März, findet sich die Spur eines Briefwechsels zwischen beiden.

von überraschender Realistik, während auch hier bereits eine Schwäche sich zeigt: Eine auffallende Sorglosigkeit, ja Hilflosigkeit im Aufbau des Ganzen und in der Durchführung eines Charakters. Es ist oft nur ein Nebeneinander und Ineinander, als ein folgerichtiges Auseinander, gemäß einer zwingenden inneren Entwicklung der Geschehnisse. Vieles wird nur angedeutet, woraus ein Meister etwas Ganzes gemacht hätte. Es fehlen die Gipfel, die Höhepunkte. Das zeigt sich am besten, wenn man Ambühls „Tell“[207]) neben Schillers Dichtung hält. Aber als Tendenzdichtung gewertet, als eine Äußerung des Zeitgeistes in unseren Zusammenhang hineingestellt, kommt auch Ambühls Sachen Bedeutung zu. Erwähnt seien davon noch die „Neuen Schweizerlieder“, Bern 1776, „Brieftasche aus den Alpen“, Zürich und St. Gallen 1780—1785, und die erst nach seinem Tode 1805 herausgegebene „Geschichte des Rheintals, nebst topographisch-statistischer Beschreibung“. Ferner auch seine Gedichte. Neben viel Gesuchtem und Gemachtem darin, im Stile der Lavaterschen Schweizerlieder, finden sich feine, schlicht und natürlich empfundene. Was Ambühl schreibt, ist immer abgestimmt auf den Grundton: Frei von jeder unnatürlichen Konvenienz und Nachahmerei ausländischer Mode und Sitte soll der Schweizer sein Leben gestalten. Es ist ein Lobpreis auch hier auf das genügsame und unschuldvolle Leben der Älpler, ein Hinweis auf die Zufriedenheit und das anspruchslose Glück des einfachen Mannes. Ambühl kennt und erstrebt ein Ideal von Männlichkeit, die alles eher ist, als eigennütziges Sorgen nur für sich selbst, als Empfindelei und schwärmerische Naturseligkeit.

Sein Charakter hatte eine herbe Seite, die fast rücksichtslos genannt werden muß. Auch er erscheint einem, bei aller Aufgeklärtheit, innerlich eher zerrissen als harmonisch. Er empfindet scharf das Problematische des Lebens und des Menschen. Aber er sucht männlich fertig zu werden mit beiden und weiß für einen Mann keine größere und schönere Aufgabe, als denen zu dienen, welche der Hilfe bedürfen. So wie er seinen Tell reden und handeln läßt, denkt er selbst. Im II. Aufzug, 6. Szene charakterisiert der Dienstmann Wolf seinem Herrn, dem Geßler, den Wilhelm Tell also: „Ihr kennt ihn noch nicht, Herr! Er ist

207) Preisdichtung, zur Aufführung durch die Zürcherische Jugend am Berchtoldstag bestimmt, Zürich bei Orell, Geßner, Füßli & Co., 1792.

kühn und verwegen, wie keiner. Überall, wo es Gefahren gibt, ist er dabei, ist er immer der vorderste. Nichts schreckt ihn ab. Wenn der See tobt und schäumt und Wellen wie Berge wirft und er sieht, daß ein Schiff in Not liegt, gleich nimmt er den ersten, besten Kahn, steuert durch Sturm und Wellen hin und hilft ihm. Brennt es irgendwo, so ist er der Erste, der durch Feuer und Flammen steigt und rettet. Vor einigen Wochen fiel ein Wolkenbruch. Die Bäche schwollen plötzlich an und stürzten wie Ströme von den Bergen herab und rissen Steine, Felsen, Tannen mit sich fort. Die Mühle vor dem Flecken draußen im Tobel stand in großer Gefahr. Eine Hälfte war schon weggerissen, die andere neigte sich zum Sturz, und die Leute darin konnten nicht mehr heraus. Kein Mensch konnte da retten. Er allein sprang von einem Felsenstücke herüber auf ein anderes und von da hinab auf das Dach, riß eine Planke los, lehnte sie an den Felsen hinüber, half ihnen über die Planke hin von einem Felsen zum andern. Kaum waren sie gerettet, so stürzte der Rest der Mühle in die donnernden Fluten. Alles drängte sich um ihn her und staunte ihn an. Und er stand da, als hätte er nichts getan."

1783 nahm Ambühl eine Hauslehrerstelle an, im Hause des Herrn Kuster zum Löwenhof in Rheineck. Hier wurde er gar bald ein geschätzter Freund der Familie und genoß bis an sein Lebensende deren vollstes Vertrauen. Von 1796 an finden wir ihn in Altstätten im Rheintal als Gutsverwalter seines Herrn. Dadurch war er in den Stand gesetzt, ein unabhängiges und sehr gemächliches Leben zu führen, d. h. er fand genügend Zeit für seine historischen und literarischen Arbeiten. 1798, nach der Annahme der neuen Konstitution in der Ostschweiz, wurde er zum Distriktsstatthalter im Rheintal gewählt, welchen Posten er vor allem zum Wohle des einfachen Volkes peinlich gewissenhaft versah. Eine hohe Auffassung von der Verantwortlichkeit eines Staatsbeamten zeichnet ihn aus, und wir können uns nicht versagen, aus einem Schreiben Ambühls an den Regierungsstatthalter einige kernige Stellen zum Beweise anzuführen. Der Brief datiert vom 6. Sept. 1798[208]) und charakterisiert seinen Schreiber vorzüglich: „Die helvetische Regierung fährt nun einmal in ihrer gewöhnlichen Aktivität fort, wie aus all den Weisungen und Aufträgen erhellt. Das heißt

[208]) Siehe bei Gregor Grob „Ambühl, S. 87 f.

doch regiert! Was schon zwei bis dreimal eingegeben worden, wird zum viertenmal gefordert, wie zum Exempel der Nominativetat (Namenverzeichnis) von den Distriktsstatthaltern, Präsidenten, Richtern, Schreibern, Agenten, Weibeln etc. etc. Aber ob diese Leute und Beamte gehörig besoldet, in ihrer Mühe und Arbeit unterstützt und für die baren Auslagen, die sie schon seit mehr als einem Jahre im Dienste des Staates gemacht haben, entschädiget werden, davon ist nur gar keine Rede. Und welche Sorgfalt in Ansehung der Gefangenschaften, ob sie genug Raum, genug Zugluft, Matrazen etc. haben! Aber daß halbe Dörfer, die sonst gut standen, von Einquartierung aufgezehrt, auswandern, mitten im Winter ganze Haushaltungen ihre leeren Wohnungen verlassen und einem kärglichen Almosen nachziehen müssen und sich kaum mehr des Hungertodes erwehren können: Dieses bekümmert sie nicht. Welchem noch so ruhigen Manne muß nicht die Galle überlaufen, wenn er sieht, mit welcher Gleichgültigkeit diese armen Leute ihrem Jammer überlassen werden. Wenn sie um Brot schreien, gibt man ihnen Gesetze ....“

Sein Biograph Gregor Grob bezeugt von ihm, Freiheits- und Vaterlandsliebe sei seine früheste Neigung gewesen. „Seine Liebe zur Freiheit war aber der Achtung für Ordnung und Recht immer untergeordnet. An jedem Kampfe für Freiheit, für Menschen- und Bürgerrechte würde er mit tätigem Eifer teilgenommen, niemals aber in der Anwendung der Mittel wider Ordnung und Recht gehandelt, sondern vielmehr allem Unrechten mit einer unbeweglichen Festigkeit sich widersetzt haben, und darum auch bei dem Übergange eines rechtmäßigen Kampfes in einen tumultuarischen und gewaltsamen Freiheitssturm ohne Fehl ein Opfer des Rechtes geworden sein“[209]).

Ihn ließ der unaufhörliche Kampf, in welchem seine Mitbürger, die Toggenburger, für ihre Rechte gegen die äbtische Regierung begriffen waren, nicht teilnahmslos sein. Noch weniger konnte er sich dem Vaterlande entziehen und seinen Liebhabereien leben, als alle politischen Verhältnisse wankten. Er kannte in den Revolutionstagen eine Bürgerpflicht der Heimat gegenüber. Wenn sie ihn brauchen konnte, stellte er sich zur Verfügung und war bereit, sich für ihr Wohl aufreiben zu lassen. Grob glaubt auch, daß die Strenge seines Amtes als

[209]) Siehe bei Gregor Grob „Ambühl“, S. 41 f.

Distriktsstatthalter seine Lebenskraft vor der Zeit verzehrt habe[210]). Wie ganz anders steht Ambühl da als Girtanner, der sich allem entzog! Es ging ja allerdings in St. Gallen auch nicht so bös her und zu, wie im Rheintal, in den Tagen des Kampfes um die „französische" Verfassung. Die neugewonnene Freiheit liebten die Rheintaler schon, die Konstitution nicht. Sie zogen gegen sie ins Feld. Das Rheintal war als Grenzgebiet allen möglichen Unruhen ausgesetzt. Gregor Grob gesteht, daß er und seine Freunde sich gewundert hätten über Ambühls Bereitwilligkeit, „unter so abschreckenden Umständen eine solche Stelle anzunehmen: Wohlgefallen an der gewaltsamen Umwälzung seines Vaterlandes durch die Franzosen konnte ihn nicht dazu bewegen. Er war zu sehr Schweizer und Patriot, als daß sein Herz durch die Mißhandlungen, welche das Vaterland von den Franzosen erlitt, nicht tief und schmerzlich verwundet werden mußte." Aber Ambühl glaubte eben, „daß vornehmlich der rechtschaffene Mann dem bedrängten Vaterlande hülfreiche Hand bieten und ihm seine Kräfte widmen müsse, wenn er auch auf seinem Amtsposten wenig Gutes tun, wenn er auch bloß das Böse hindern könnte, was durch einen unwissenden oder schlechten Menschen auf eben diesem Posten geschehen würde"[211]).

Ambühls politisches, besser gesagt nationales Ideal ging dahin, alle Teile der Schweiz durch eine möglichst einfache republikanische Verfassung zu einem Ganzen zu verschmelzen, „das durch eine kraftvolle Zentralregierung innere Stärke und durch ein ewiges Bündnis mit Frankreich von außen Achtung und Sicherheit erhalten möchte"[212]).

Über Ambühls religiöse Einstellung liegen keine Zeugnisse von ihm selbst vor, es sei denn, daß man einiges herauszulesen sucht zwischen den Zeilen einer geharnischten Abhandlung, eingereicht auf ein Preisausschreiben der Moralischen Gesellschaft, über das Thema:

„Wäre es nicht nützlicher und besser, sowohl für die evangelischen Gemeinden, als derselben Pfarrherren, wenn mit Festsetzung eines hinlänglichen Pfrundeinkommens die Accidentien und Beneficien aufgehoben würden?"[213]) Ambühl war

210) Siehe bei Gregor Grob „Ambühl", S. 94 f.
211) ebenda, S. 86 f.
212) ebenda, S. 92 f.
213) ebenda, S. 47 ff.

wohl für Aufhebung der letzteren, aber nicht für Erhöhung der Pfarrgehalte! Diese sehr schroffe Abneigung gegen den Pfarrerstand hatte ihre Gründe.

Gregor Grob selbst, der ja Kandidat der Theologie war, bemerkt darüber: „Ambühl kam mir zwar mit seiner Zuneigung entgegen, aber dem zutraulichen, vollen Genusse der Freundschaft stand lange Zeit mein geistlicher Stand im Wege, gegen welchen er damals mit einer Abneigung eingenommen war, welche nahe an Feindschaft grenzte[214])." Früher war das anders. Der Knabe hing z. B. mit großer Liebe an seinem ersten Seelsorger, Pfarrer Seelmatter[215]). Bittere Erfahrungen mit dessen Nachfolgern stimmten den jungen Lehrer kühl gegen Kirche und Geistlichkeit[216]). Doch darf dies nicht als religiöse Indifferenz angesehen werden. Auch Ambühl scheint nach den Spuren in seinen Schriften Anhänger der natürlichen Religion gewesen zu sein. Ergreifend schön und wahr klingt eine tiefe Demut und religiöse Innigkeit z. B. aus dem Gedicht „Wir alle geh'n zum Stillen hin."

1800, am 22. April, starb er, nach einem kurzen, aber reichen Leben. Die Zeugnisse bei Girtanner sind spärlich. Sicher ist, daß Ambühl von Rheineck aus fleißig seinen Freund Grob und die Literarische Gesellschaft in St. Gallen aufsuchte.

Tagebuch 1786, 9. Juni: „Am 9. Juni brachte ich den Mittag und Nachmittag bis gegen 7 Uhr mit Freund Ambühl in freundschaftlichem Gespräch und musikalischer Unterhaltung aus Cora und Amphion[217]) zu. Die Zeit schien mit schnelleren Flügeln als andere Male zu eilen. Es war noch der letzte Genuß vor seiner Abreise nach Straßburg[218]), aber ein süßer Genuß für beide, der Heiterkeit und munteres Wohlbehagen in meine Seele goß."

1786 registriert Girtanner freundschaftliche Briefe von Ambühl.

214) Siehe bei Gregor Grob „Ambühl", S. 44.

215) ebenda, S. 8.

216) ebenda, S. 30.

217) Cora und Amphion, zwei Opern von Joh. Gottl. Naumann 1741—1801.

218) Ambühl begleitet das Töchterlein des Herrn Custer im Sommer 1786 auf einer Bildungsreise nach Straßburg und 2 Jahre darauf nach Genf. Vgl. Grob „Ambühl", S. 63.

1782, 2. März: „Unterredung mit Grob über Ambühls Abschlag meiner Anerbietung zum Hofmeister“[219]). 1789 werden wieder Briefe erwähnt. Am 22. Juli 1793: „Briefe gewechselt wegen Schweizer Blumenlese und wegen Schweizer Liederausgabe.“ 1794, 31. März: „einen Besuch von Ambühl empfangen. Wir sprachen über literarische und paedagogische Gegenstände.“

1786 schreibt er Ambühl folgenden Vers ins Tagebuch:

„Gott segnet den Mann, der immer und gern
Im Gutes verbreiten und selbst tun sich übt,
Der ferne wie nah und nahe wie fern
Natur und Gesang und Vaterland liebt.
Viel Wonne belohnet sein warmes Gefühl —
Sie werden's erfahren, mein lieber Ambühl!“

Die beiden nächsten guten Freunde des Hauses Girtanner sind Katholiken, beide von auswärts häufig in St. Gallen Gäste. Ihren Namen sind wir bereits begegnet, denn sie sind auch befreundet mit Ulrich Bräker: Johann Anton Sulzer, von Kreuzlingen, und Prof. Thaddaeus Müller von Luzern.

c) Johann Anton Sulzer[220]).

Er ist geboren zu Rheinfelden am 18. Sept. 1752. Von 1763 an besuchte er das Gymnasium bei den Jesuiten in Solothurn, studierte von 1772—74 Theologie zu Freiburg in der Schweiz, dann Rechtswissenschaft zu Freiburg im Breisgau, wo er am 13. Mai 1783 Dr. jur. utr. wurde. 1785 wurde er zum Oberamtmann des Stiftes Kreuzlingen gewählt.

Sulzer erscheint in den Tagebuchnotizen Girtanners von zwei Seiten: Einmal als ein lieber Freund, mit dem es sich

[219]) Also wollte Girtanner Ambühl zum Hauslehrer für seine Kinder gewinnen.

[220]) Siehe über ihn D. B. Bd. 37, S. 150, wo weitere Literatur zu finden ist. 1798 wurde er Bibliothekar und Professor des Kirchenrechtes am Lyceum in Konstanz, 1807 Professor der Philosophie und Geschichte, von 1810—1817 bekleidete er das Amt eines Präfekten des Lyceums.

1783 erschienen in Freiburg i. B. seine „Fragmente zur Kultur der Religion und Bildung der Bürger, von einem Österreicher“, 1792 kam ein Bändchen Gedichte heraus. Später veröffentlichte er eine Reihe gut katholischer Schriften populär und unbedeutend. Z. B. „Wahrheit in Liebe, in 14 Briefen über Katholizismus und Protestantismus. 1. An Herrn H. J. Jung, genannt Stilling, wie auch an andere protestantische christliche Brüder und Freunde, 1810, 3. Aufl., 1840.

ganz interessant über moralische, philosophische und ähnliche Fragen plaudern und prächtig musizieren läßt. Dann aber entpuppt sich der Gast aus Kreuzlingen plötzlich von einer konfessionell aufdringlichen, unangenehmen Art, sodaß Girtanner es für besser findet, die Freundschaft abzubrechen. Die zahlreichen Stellen werfen übrigens ein interessantes Licht auf die Annäherung, welche im Zeitalter der Aufklärung zwischen den liberal denkenden Protestanten und Katholiken versucht worden ist. Man glaubte das gemeinsame Dritte vor allem in den Bestrebungen zur Volksbelehrung und Volkserziehung gefunden zu haben, indem man in der christlichen Religion ohne Unterschied des Bekenntnisses „die moralische Religion vernünftiger Wesen erblickt", um einen Ausdruck von Thaddaeus Müller anzuführen.

Die erste Spur einer Bekanntschaft Girtanners mit Sulzer datiert vom 13. Mai 1790: „Spaziergang ins Rheintal zu Fuß, unter Herrn Sulzers Geleit bis Rorschach." Dann 1791, 5. Febr.: „An J. A. Sulzer, Oberamtmann, zum erstenmal geschrieben." Die Besuche häufen sich im Juni. In der Zeit Juni-Dez. werden etwa 20 Briefe gewechselt. 1791, 18. Sept.: „Anmerkungen zu Sulzers Gedichten geschrieben." Am 25.: „Eine Stunde an Sulzer über Ökonomie und Erziehung einen Aufsatz geschrieben als Replik. (Entgegnung.)

1791, 1. Januar: „Unter die erfreulichsten Ereignisse des vergangenen Jahres zähle ich die vertraute Anschließung an Sulzer, sowohl um des Vergnügens, als auch des moralischen Nutzens wegen, den mir der persönliche, wie der schriftliche Umgang mit ihm gewähret hat."

1792, vom 15. Jan.—21. Jan. hält sich Sulzer bei seinem Freunde auf. Am 17. findet in dessen Hause ein Konzert statt. Gegeben wird „Abraham"[221]). Sulzer singt die Titelpartie. „am 21. Febr. begleitete ich Sulzer bis nach Rorschach. Deklamierte ihm unterwegs „Ich lag und schlief" und hatte einen wehmütig angenehmen Vormittag."

1792, 8. März: „Antwort in Jamben auf Sulzers Epistel an mich in der Schreibstube gemacht." — 18.: „Sulzers Anmerkungen über S p a l d i n g s „Predigten von der Einigkeit in der

221) Vermutlich „Abraham auf Moriah" von Rolle.

Religion“[222]) glossiert. 20. 21.: „Diese Arbeit vollendet, wobei ich Grobs und Mendelssohns Erklärungen benützt habe.“

1792, 24. Okt. Aus einem Brief an J. A. Sulzer:

„Zürne nicht, wenn ich dafür halte, das Suchen eines andern Schlüssels zum Verstehen des göttlichen Wortes, als: Liebe zur Wahrheit, ein uneingenommenes Gemüt, gesundes Urteil und so viel Vorkenntnisse, als zum Verstand jedes andern alten Buches erforderlich sind, sei sehr übel angewandte Mühe, wenn schon die Absicht respektabel ist.

Ich stelle mir übrigens die Wahrheit, daß Gott mit den Menschen geredet hat, vielleicht ein wenig anderst vor, als du, Lieber! Ich mache einen Unterschied mehr zwischen dem Kern und der Schale, als vielleicht du. Wir lieben aber beide Gott und sein Wort, werden auch gewiß, wenn schon manchmal auf verschiedenem Wege, zum gleichen Ziel gelangen. Amen.“

1792, 16.—20. August Reise nach Rheineck, dann Konstanz, „von da wir am 20. abends wieder zurückkamen. Am meisten Vergnügen machte mir auf dieser Lustreise Sulzers, Grobs und Ambühls Umgang.“

1792, 26. Okt.: „Heute beim Mittagessen empfing ich Sulzers Geschenk von 6 Exemplaren seiner mir dedizierten Lieder mit wahrem Vergnügen und schenkte eines davon flugs Felix Huber[223]), um wenigstens meine Freude mit jemand teilen zu können. Am 29. Okt.: „An J. A. Sulzer, „Pfennig, Liedersammlung“ geschenkt und Musik für seinen Bruder.“

Interessant ist die Charakteristik, welche Girtanner von seinem Freunde am 27. und 28. Mai 1793 im Tagebuch gibt: „Früh nach 6 Uhr überraschte mich Freund Sulzers ganz unverhoffte Erscheinung. Von drei bis 5 Uhr begleitete ich den Praelaten[224]) in das Kupferstichkabinet von Junker Gonzen-

[222]) Joh. Joachim Spalding, 1714—1804, protest. Theologe und Moralphilosoph, ein Führer der Berliner Aufklärer. Vgl. über ihn und seine zahlreichen Schriften D. B. 35, S. 30 ff., ferner Wernle II. S. 175. Siehe auch Anm. 307.

1788 wurde Spalding durch das sog. Wöllnersche Religionsedikt, Gegenstoß der Orthodoxie und des Pietismus in Preußen gegen die Aufklärer, zum Rücktritt gezwungen. Siehe Anm. 288. Vermutlich polemisierte Sulzer gegen Spaldings These!

[223]) Über Felix Huber siehe S. 184 ff. Es handelt sich um Sulzers Gedichte, erschienen 1792.

[224]) Wahrscheinlich der Abt des Stiftes Kreuzlingen, welchen Sulzer nach St. Gallen begleitet hatte.

bach[225]). Darauf noch eine gute Stunde zur Frau Mutter in den Garten. Sulzer kam nach 7 Uhr zu mir. Wir blieben beisammen in traulich freundschaftlichem Gespräch, bei einem guten Gläschen Alikant[226]) bis 11 Uhr. Von Musik war, wegen der gar kurzen Zeit, diesmal keine Rede. — 28.: 4 Uhr war ich schon auf. Leistete Sulzern beim Frühstück Gesellschaft, begleitete ihn ins Kloster hinauf und gab ihm meinen Segen. Nachher las mir meine Gemahlin ein schönes Lied aus dem Andachtsbuch „Timotheus" vor. Ich spielte ein Viertelstündchen Klavier und las eine halbe Stunde in Steinbart[227]). Ich durfte Sulzern nicht sagen, wie nicht bloß gemein und alltäglich, sondern, welches noch weit ärger ist, wie schief sophistisch gebildet ich seinen Praelaten gefunden und wie ich Sulzern bedauert habe, von einem solchen Manne abhängig sein zu müssen. Es war uns herzlich wohl beisammen. Seine Gespräche sind geistreicher als seine Briefe. In diesen verrät er oft den Katholiken, in jenen den Philosophen. Immer aber bleibt er als moralisch unschuldiger, religiöser, zärtlicher Freund sich gleich." Girtanner findet in diesen ersten Jahren überschwengliche Worte für seinen Freund. Im Juli trifft dieser zu einem längeren Aufenthalt wieder in St. Gallen ein. Vom 8.—13. finden sich Einträge im Tagebuch: „Auch nicht einen moralischen Flecken fand ich bis jetzt an Sulzer." — 9.: „In Sulzers Kammer christliche Gespräche bis nach 11 Uhr. —" 11.: „Wirklich war Sulzer gleich nach 6 Uhr sichtbar. Wir spielten einen Morgengesang, theologisierten und frühstückten im Gartenhaus. Grob speiste mit uns zu Mittag. Wir musizierten und diskurrierten bis gegen abends 7 Uhr. —" 12.: „4½ Uhr und 5—6½ Uhr Spaziergang über die vordere Bernegg. Gespräche über theologisch-moralische Gegenstände wie fast immer. Frühstück im Gartenhause. Zum Mittagessen hatten wir Fastenspeisen, wie Sulzer verlangt hatte, aber keine Gäste. Wir wollten unsere noch unbeantworteten Briefe berichtigen und kamen wirklich bis gegen halb 5 Uhr damit zu Ende. Sulzer predigte in einem fort über das Gefangennehmen der Vernunft unter den Ge-

225) Siehe Anm. 69, S. 72.

226) Alikant, spanischer Wein.

227) Vgl. Wernle II, S. 171. Siehe Anm. 309. Girtanner wird in Steinbarts berühmtem Buche oft gelesen haben „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christentums". Siehe die Rezension der 4. Auflage 1794 in der A. L. Z. 1796 I. 408. Ferner S. 177, Anm. 259.

horsam des Glaubens, über die Unvollständigkeit der Bibel und daraus entspringende Notwendigkeit der Tradition, d. h. des mündlichen Fortpflanzens der Lehre Christi und seiner Apostel, ganz nach uralt römischer Lehre, und ich — schwieg!"

13.: „Sulzers bevorstehende Abreise macht mich wehmütig, und doch würden wir den Wert der Zeit weniger schätzen, wenn wir immer nach eigenem Belieben damit walten und schalten könnten .... Von meinen literarischen Schätzen, von meinen handschriftlichen Machenschaften konnt ihm gar nichts weisen, nicht einmal von meinen musikalischen. Erst diesen Morgen sang er unter meiner Begleitung ein paar Lieder aus „Caecilia und Chloe", von Kozeluch, und etwas aus „Nina" von Paesiello[228]). Die Abreise ging nicht ohne Tränen von meiner Gemahlin von sich. Zu meinem Erstaunen fand ich gleich nachher Sulzers Porträt in meinem Zimmer hängend, ein Geschenk von seiner Hand, auf das ich in der Tat stolz sein darf. Seine delikate, warme und genußreiche Freundschaft beschämt mich vielmehr."

1793, 2. Okt.: „... 5½ Uhr munter und fröhlich den schönen Himmel, die schöne Erde angestaunt, die milde Morgenluft eingesogen. Zufällig las ich einiges in Sulzers religiösen Gedichten, die mir neues großes Vergnügen machten und mich in eine süße religiöse Freundschaftsschwermut versetzten. Ach, wie sehr wünschte ich Sulzern zu sehen, nicht allein, ihn zu sehen, sondern um tausend, eine die andere verdrängende, Empfindungen in seinen Schoß zu schütten. Sulzer und Müller erfüllten mich mit ungewohnter Sehnsucht, machten mir die gemeinen sinnlichen Vergnügungen verächtlich und stimmten mich zum Genusse der reinen geistigen Freude. Ach, was wäre ein beständiger Umgang mit solchen Männern! Von Müllern möchte ich lernen, am liebsten um meine Kinder zu sein, und zweitens, in meiner Haushaltung die Gewohnheit einzuführen, nur soviel, als das Bedürfnis erheischet, zu essen und zu trinken."

1793, 7. Dez.: „Von morgens bis 11 Uhr las ich in Dr. Renggers Abhandlung über die politische Verketzerungssucht[229]), mit Sulzers erzkatholischen Anmerkungen, die ich

228) Caecilia und Chloe, von Leopold Kozeluch, 1748—1818.
„Nina", Oper von G. Paesiello 1740—1816.

229) Dr. Albrecht Rengger aus Brugg hielt im Mai 1793 vor der Helvetischen Gesellschaft in Olten eine Aufsehen erregende Rede über „die politische Verketzerungssucht in unseren Tagen". Er wendet sich gegen das Par-

dann schriftlich erwiderte. Das Polemisieren kommt mich nicht schwer, aber sauer an. Es ist, als wenn ich allemal um 50 Jahre zurückgeschlagen werde, wenn man mir mit den Schulzänkereien hervorkommt. Nach dem Mittagessen fuhr ich fort, gegen Sulzer zu schreiben, ließ mir zwei Predigten über die öffentlichen Lustbarkeiten, von Zollikofer, durch Fritzen vorlesen." Und am 15. Dez.: „18 Seiten von der meisterhaften Vorrede zu der Rezension über das preuß. Religionsedikt mit Vergnügen gelesen. Abends nach dem Nachtessen Einiges in Ewalds Urania, 1. St., mit Nutzen gelesen. Lange mit Vollendung und Überdenkung der schon oben genannten meisterhaften Vorrede von 80 Seiten in dem 114. Band, II. Abtl., der Allg. Deutsch. Bibliothek mich beschäftigt. Sie veranlaßte mich zu einem Anhang an meine vorachttägige Schrift an Sulzer über seine Anmerkungen zu Renggers Vorlesung"[230]).

Es ist Sulzers Intoleranz in religiösen Dingen, welche allmählich das Verhältnis zu Girtanner zu trüben vermochte. Vorerst, etwa bis zum Sommer 1794, hält letzterer noch möglichst unbefangen und treu zu ihm, ohne mit seiner Meinung hinter dem Berg zu bleiben: 1794, 22.—24. April: „Sulzer hinterließ mir eine gewisse Innigkeit des Gefühles. Während dem Gehen beantwortete Sulzer meine Briefe und die „Rechenschaft über Erziehung" (eine Arbeit Girtanners). Meine Gedanken waren

teigezänk der Schweizer für und wider die Revolution und fordert Achtung der ehrlichen Überzeugung eines jeden, ob er für Freiheit und Menschenrechte eintritt oder nicht. Rengger selber erhofft von einem geordneten Verlauf der Revolution viel für die Menschheit, ihre Greuel aber füllen ihn mit Entsetzen und Befürchtungen. Siehe das Nähere ausführlich bei Wernle Bd. III, Seite 505 ff. Vermutlich hat Sulzer die Abhandlung sehr kritisch beurteilt, was Girtanner in Harnisch brachte.

230) Joh. Ludwig Ewald 1747—1822, rationalist. Theologe. Vgl. Anm. 295 u. 330. — Über die Zeitschrift „Urania" findet sich in der A. L. Z. 1794, IV. folgende Notiz: „Ich habe den Verlag der Urania vom 1. Januar 1795 an der Buchhandlung Voß und Komp. in Leipzig übertragen." Am 1. jedes Monates soll ein Stück herauskommen. Als Mitarbeiter werden genannt Dahlberg, Hermes in Breslau, die Jakobis, Jung, Rosegarten, Lavater, Müller in Schaffhausen (Joh. Georg), Schlosser etc., und bemerkt, „der Eifer, die Schrift immer vollkommener zu machen, soll nicht ermüden ... Von Zeit zu Zeit wird ein Blick auf die Welt-Begebenheiten getan werden, wie URANIA darauf sieht und wie er sich für ihr eigentliches Publikum, Menschen von höheren Bedürfnissen, schickt".

Detmold, 17. Dez. 1794. Ewald.

Über das Religionsedikt siehe Anm. 222, 288.

häufig bei Sulzer, der mir ein geheimes, süßes Schmachten zurückgelassen hat."

1794, 23. März: „Sulzer hatte mir die Bemerkung gemacht, ich sei ihm zuweilen als etwas eigensinnig vorgekommen. — Seien wir Kinder, sagte vor ein paar Tagen Sulzer. Jawohl, antwortete ich. Aber so wie diese Ermahnung mir gilt, möchte ich dir zurufen: Seien wir Männer!"

Es zeigte sich bald, daß die verschiedenen religiösen Anschauungen eine unüberwindliche Schranke bildeten. Sulzers Bekehrungseifer widert Girtanner an: 1794, 12. Okt.: „Ich beschäftige mich im Geiste mit Freund Sulzern, jedoch nicht mit ungetrübter Freude, indem dessen siboletische[231]) Theologie seinen von Natur guten Kopf etwas irregeführt zu haben scheint. Allein, die Hauptsache ist doch gewonnen. Sulzer sucht ja nichts anderes, als immer reiner und besser zu werden. Dies will ich ihm immer mehr ablernen. Hierin harmonieren wir ganz, und darum liebe ich sein edles Herz mit brüderlicher Wärme. Aber schade ist's dennoch, daß seine Religiosität so grelles Überbleibsel der Schultheologie an sich trägt."

1794, 25. Okt.: „... nach 6 Uhr auf. In Weishaupts Apologie[232]) was weniges gelesen und mit meiner Gemahlin über

---

231) Der Ausdruck „Schibboleth" wird im Buch der Richter 12,6 von den Gileaditern ihren am andern Ufer des Flusses lagernden Feinden, den Ephratitern, gegenüber als Erkennungs- oder Paßwort gebraucht. Ein Ephrathiter wird an der schlechten Aussprache des Wortes erkannt, indem er statt Schibboleth „Sibboleth" ausspricht. Sibbolethische Theologie wird hier bedeuten: intolerante, parteiische Theologie, die an der gegnerischen nichts gelten läßt.

232) Adam Weishaupt, herzogl. Gothaischer Hofrat, geb. 1748 zu Ingolstadt, 1768 Doktor der Rechte, 1775 Professor des Natur- u. kanonischen Rechtes. Ursprünglich ein Zögling der Jesuiten, wird er ihr scharfer Gegner. Als Aufklärer tritt er für kosmopolitische Ideen ein, stiftet den Illuminatenorden 1776, zur Verbreitung des Deismus. Von den Freimaurern übernahm er die Form des Geheimbundes und verschiedene mysteriöse Ceremonien. (Vgl. Anm. 283.) Von den Jesuiten verfolgt, legt er sein Amt 1785 nieder. Als philosophischer Schriftsteller fruchtbar.

Über die Apologie siehe A. L. Z. 1788 III, S. 281. „Des Verfassers Apologie des Mißvergnügens und Übels" beruhet auf dem Gedanken, daß alles Übel in dem Widerstreiten der menschlichen Neigungen mit dem Laufe der Natur gegründet sei" etc. 2. Aufl. Frankf. u. Leipzig 1790, angezeigt in der A. L. Z. 1793 III, 537. Vgl. Anm. 322. Über andere Schriften siehe Anm. 305.

Schwärmerei gesprochen. Abschrift einer Stelle aus einem Brief an Müller[233]) in Luzern:

„Irre ich, denke ich unchristlich, oder wo fehlt's, daß Sulzers ewige Litanei mit dem Willen des Herrn mir, so fromm sie auch immer klingen mag, mehr widerlich als angenehm ist? Ich verehre in allem die Wege der Vorsehung, aber niemand sagt mir in Dingen, wie z. B. Ihre Reise war: Es ist Wille des Herrn, daß du sie machst oder daß du sie nicht machst. Sein Wille ist, ich soll nach Vernunft und Überlegung zu Gottes Ehre tun, was ich tue, und in Kollisionsfällen das Notwendige dem Entbehrlichen, die Pflicht der Sinnlichkeit, das Wichtigere dem Gleichgültigen u. s. w. vorziehen. Aber drüber hinaus weiß ich nichts Bestimmtes. Sie können mir am besten sagen, ob Sulzers Begriffe von den meinigen sehr verschieden sind, oder ob ich mich nur an seinen Ausdrücken stoße."

Wir werden Thaddaeus Müller im nächsten Abschnitt begegnen. Auch er ist aufgeklärter Katholik. Am 28. Okt. finden wir ihn als Gast bei Girtanner: „... Unterhielt mich mit Müllern bis 8 Uhr, wo ich an meine Geschäfte ging. Müller fühlt es gar wohl, daß Sulzer ein Kind ist, das man anleiten und führen muß. Aber das scheint er noch nicht zu ahnden, daß Sulzer im Begriffe ist, ein förmlicher Quietist zu werden und sich von jedem Vorfall beherrschen zu lassen, gleich einer Rose, die vom Winde getrieben wird."

Auch Sulzer war damals von Kreuzlingen herübergekommen. Das Tagebuch fügt noch bei: „Da Sulzer wieder zu Bette gegangen war, konnte ich bis 8 Uhr für mich und die Meinigen leben. Den übrigen Vormittag blieb ich, wie gestern auch, auf der Schreibstube und widmete den Rest des Tages desto ruhiger der heiligen Freundschaft.

Sulzer war freilich neuvermählt. Aber um deswillen entging weder ihm noch uns nicht ein einziger, nicht einmal gemeiner, geschweige zweideutiger oder roher Scherz. Immer und unausgesetzt wurden nützliche Gespräche, solche wenigstens, die wir für moralisch gut hielten, geführt. Übers Mittagessen las ich aus Lavaters Monatsblatt mehrere Stellen vor. Darauf zeigte ich Sulzern meinen Musikalienvorrat, gleich wie gestern meine Bibliothek Müllern, redete lange mit ihm über seine Neigung zum passiven Quietismus und zu einem weibi-

233) Stadtpfarrer Thaddaeus Müller von Luzern, siehe S. 166 ff.

schen Christentum .... Von 6½—11 Uhr wurde, die Essensstunde ausgenommen, immer Musik gemacht. Sulzer spielte und deklamierte „Ariadne auf Naxos", von Benda[234]). Auch hatte er besondere Freude mit Kunzens[235]) Liedern ..."

Das Verhältnis trübt sich aus uns schon bekannten Gründen.

Am 14. Nov. schreibt Girtanner einen sehr freimütigen Brief an Sulzer:

„Deine Schwachheit und Unvollkommenheit kommen, wie es mir scheint, meistens aus Unkunde eines Besseren her. Dein Herz ringt unablässig nach Vollkommenheit, aber diese suchst du in der Klosterfrömmigkeit. Auch beurteilst du die Welt nach Klostergrundsätzen. Kurz, deine religiösen Vorstellungen, deine ehemaligen Lehrer, dein täglicher Umgang, deine Erbauungsschriften machen dich mehr zu einem Klostergenossen, als zu einem praktischen Weltbürger. Dein Blick scheint mir weder helle noch frei genug. Und wenn es so fort geht, so bist du wirklich in Gefahr, statt mit zunehmenden Jahren reifer und männlicher zu werden, in diesem Stück eher zu verlieren. Wirklich scheinst du mir gegenwärtig z. B. in Absicht des Wertes vom äußeren Gottesdienst dunklere Begriffe zu haben, als vor ein paar Jahren.

Zur Intoleranz bist du meines Erachtens nicht bloß in Glaubenssachen, sondern auch in aesthetischen und andern Beziehungen sehr geneigt, und diese Härte sticht mit deinem übrigens so sanften Charakter gewaltig ab."

Am 23. Okt. 1795 finden wir Sulzer wieder bei seinem Freunde: „5½ Uhr auf. Mit Sulzern eine Stunde diskurriert.

Nach Tisch beantwortete ich bis gegen 4 Uhr Sulzers Briefe, meist über religiöse Gegenstände, spielte dann ein paar Vanhallsche Sonaten[236]) mit ihm und empfing nach 5 Uhr Besuch von unseren Konzertfreunden, welche die neu getaufte „Harmonie"[237]) zum erstenmal unter Sulzers glücklichem Einfluß und Beistand aufs allerbeste einweihten. Die Zauberflöte, nebst „Romeo und Julia"[238]) mußten vornehmlich herhalten."

234) „Ariadne auf Naxos", ein Melodrama von Georg Benda, 1722—1795.

235) Vermutlich Fr. L. A. Kunzen, 1761—1813 oder sein Vater Karl-Adolf 1720—1781.

236) Joh. Bapt. Vanhall, 1739—1813. Wahrscheinlich Klavier- oder Violinsonaten.

237) Siehe S. 34, vgl. Anm. 29.

238) „Zauberflöte" von Mozart, „Romeo u. Julia", Singspiel von Georg Benda.

Zum Nachtessen behielt ich von ihnen Felix Hubern zurück. Ich las übers Essen den 9. Gesang von der Odyssee vor. Wir blieben bis nach 11 Uhr beisammen." — 28. Okt.: „Gespräche mit Sulzern bis 8 Uhr. Dann ging ich bis nach 11 Uhr auf die Schreibstube. Wir blieben nachher traulich beisammen, verschwatzten Stunden wie Minuten und sangen aus „Erwin und Elmire", Keisers Weihnachtskantate, die Chöre aus „Athalia", nach Schulzens Komposition. Die Abende vorher galt's die eingebildeten Philosophen, die Zauberflöte etc. Auch hatten wir eine vierhändige Sonate von Haydn gespielt"[239]).

Sulzer ist es, der in einem Brief vom 3. April das Verhältnis zu Girtanner löst: Tagebuch, 6. April 1796: „Statt des Nachtessens beschäftigte mich in stiller Einsamkeit mit Sulzers Brief vom 3. April, in welchem er mir seine Freundschaft aufkündet und alle meine Mängel con amore vorzählt. Gottlob, ich kann alles ruhig ertragen. Mein Herz verdammt mich nicht und heißt mich, seinen heiligen Eifer mit aller Seelenruhe und Gelassenheit dulden. Es ist aber wirklich Zeit, daß wir abbrechen, denn wir stehen im Punkte der Religiosität gar zu weit von einander ab. Seine Andächtelei kann mir ebensowenig behagen, als seine Unfehlbarkeit in Glaubenssachen. Wer schwach ist, der esse Kraut. Ändert er seine Meinung von mir, wohl und gut. Wo nicht, so gehe ich meinen Gang ohne ihn, fest und gerade, aber demütig und immer vorsichtiger fort."

1796, 1. Okt.: „... Nach 8 Uhr ging ich erst an die Arbeit, bis 12 Uhr. Der Nachmittag und Abend floß in freundschaftlichen Gesprächen (Müller ist gekommen), und mit etwas Gesang untermischt, hin.

Müllern gab ich den Auftrag, einen von Sulzern heute empfangenen Brief statt meiner zu beantworten. Denn ich meinerseits mag mich nicht mehr mit Sulzern in theologische Diskussionen einlassen. Wir würden in Ewigkeit nicht zusammenkommen. Es fehlt Sulzern ganz an Kühnheit, Energie des Geistes, desto weniger aber an der feurigsten Proselytenmacherei (Bekehrungssucht). Er hat Müllern, in blindem Eifer, bei allem, was heilig ist, aufgefordert und bestürmt, mich zu bekehren. NB. nicht etwa von moralischen Fehlern zurückzubringen,

239) „Erwin u. Elmire", vermutlich v. Reichardt, Joh. Fr. 1752—1814.

Reinhardt Keiser, 1674—1739.

„Athalia", v. Joh. A. Schulz, 1747—1800, zu Racine's Tragödie.

denn er wirft mir deren gar keine vor, sondern mich zum Glauben an das römisch-katholische Christentum zu bewegen. Wirklich deckt dieser Brief an Müllern Sulzers ganze Blöße auf. Er erscheint darin als ein so blinder Proselytenjäger, daß meine Achtung gegen ihn wahrscheinlich einen Stoß erhält."

Der Bruch war da. Wir hören nichts mehr von Beziehungen. Rückblickend fragen wir nach dem besonderen Wert und Sinn dieser Freundschaft. Es ist wohl in erster Linie der Musikfreund und Kenner, den Girtanner in Sulzer schätzte[240]). Auch war sein Bestreben aufrichtig, mit diesen Angehörigen der andern Konfession in wichtigen Lebensfragen übereinzustimmen. Dieser redliche Versuch auf beiden Seiten kann einem, trotz des offenbaren Mißerfolges, nicht unsympathisch sein. Es war doch etwas Schönes, Ideales in diesem geistigen Verkehr, den man Jahre lang pflegte, durch den sie sich gegenseitig auf einer moralischen Höhe zu halten verstehen, um sich damit vor Verflachung zu bewahren. Diese fast schon vierzigjährigen Männer arbeiten noch beständig mit rührendem Gewissensernst an ihrer Vervollkommnung und decken sich offen und schonungslos ihre Fehler auf. In den Mitteln, dieses Ziel zu erreichen, gehen sie schließlich auseinander, ja trennen sie sich ganz, wohl zu gegenseitigem Schmerz. Denn es waren doch Jahre frohen Zusammenseins gewesen, da man Geist und Gemüt im Gedankenaustausch und in der Pflege edler Unterhaltung erfrischen konnte.

d) Thaddaeus Müller[241]).

Dieser Luzerner war eine bekannte und geachtete Persönlichkeit, nicht nur in seiner Heimat. Müller besuchte die Schinznacher Versammlungen der Helvetischen Gesellschaft aus

[240]) Sulzer gab eine Sammlung von Klavierstücken heraus, rezensiert in der A. L. Z. 1790 I, S. 412, unter dem Titel: Joh. A. Sulzer, Sammlung von Klavierstücken, Konstanz beim Verfasser, und Winterthur bei Steiner u. Comp. nach stufenmäßiger Schwierigkeit geordnet, samt einem Anhang kurzer Vorspiele aus den gewöhnlichen Tonarten, mit Begleitung einer Violine, 36 S. ohne Vorrede.

[241]) Über Thaddaeus Müller vgl. D. B. Bd. XXII, S. 675.

Ferner Bischof Eduard Herzog „Thaddaeus Müller", Bern 1886.

Dr. Kasimir Pfyffer, Geschichte des Kantons Luzern, Zürich 1852, II. Bd.

Ferner den Nekrolog auf Müller von Staatsrat Eduard Pfyffer von Luzern, gelesen in der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft zu Langen-

Sympathie für ihre idealen Bestrebungen. Er ist ein geistvoller Kopf und hat besonders seiner Vaterstadt in manchen Stellungen hervorragend gedient. Man gewinnt nicht nur aus seinen Schriften, sondern auch aus den Zeugnissen über ihn den Eindruck eines charaktervollen Mannes.

Müller wurde am 2. Okt. 1763 in Luzern geboren, als Sohn eines Schiffmachers von Weggis. Der begabte Knabe besuchte das Gymnasium. Seine Lehrer waren Franz Regis Krauer und der Dramatiker Joh. Zimmermann. „Diese beiden edeln Männer bemühten sich, einen besseren Geschmack zu verbreiten, Liebe zu den Wissenschaften zu wecken und die ausgezeichnetsten Jünglinge zum Studieren anzufeuern. Müller war fleißig, ernst und ausschließlich mit seinen Studien beschäftigt, welche er, auch die theologischen, an der heimatlichen Lehranstalt absolvierte. Er wurde dann Hauslehrer bei Staatsschreiber Keller, für dessen Sohn, den späteren Schultheißen Keller[242])". „Er gab dem Charakter seines Schülers jene schöne Richtung, die er zeitlebens verfolgte"[243]). Erzieher und Zögling liebten sich und wurden treueste Freunde. Müller wurde 1786 Pfarrhelfer in Luzern, 1789 Lehrer am Gymnasium und führte als solcher bessere Lehrmethoden ein. Er versuchte sich auch in der Dichtkunst und gab während zwei Jahren ein Monatblatt heraus, „das vorzüglich für die Jugend manch Schönes und Anziehendes enthält"[244]). 1796 wurde er zum Stadtpfarrer gewählt, eine Auszeichnung für ihn, „da seit Jahrhunderten nur Patriziern oder doch wenigstens Stadtbürgern dieses Amt zuteil wurde"[245]). Er rechtfertigte vollständig das Vertrauen. Rednertalent, vielseitige Bildung und nicht zuletzt seelsorgerliche Pflichttreue zeichneten ihn aus. 1798 wurde ihm

thal, den 26. April 1826. Ein gutes Bild seiner Gedankenwelt bieten auch die von ihm zur Sempacher Schlachtfeier gehaltenen Reden der Jahre 1797, 1801, 1819, 1825. Ebenso die Rede als Präsident der Helvetischen Gesellschaft, 1821 in Schinznach gehalten. Ferner die von Pater A. Walker auf ihn gehaltene Trauerrede, Luzern bei Xaver Meier, 1826 erschienen. Ehrend ist auch der Nachruf auf ihn in den „Verhandlungen der schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft, XVI. Bericht 1826", welchen Staatsrat Usteri von Zürich in seine Eröffnungsrede einflocht.

242) Siehe Nekrolog in den Verhandlungen der Helvet. Gesellsch. in Langenthal 1826.

243) Ebenda.

244) Ebenda.

245) Ebenda.

vom Bischof von Konstanz die Stelle eines bischöflichen Kommissars für Luzern und Unterwalden übertragen. Als Stadtpfarrer hatte er sich nur durch dringende Bitten vorschlagen lassen. Aber „er schien allen der Mann zu sein, an dem sich die Parteien und Grundsätze der Zeit vergebens versuchen würden. Ihn erwählten sie mit einer Stimme und mit einem Herzen zu ihrem Vorsteher und Lehrer“[246]). „Von nun an war sein Leben ein unausgesetzter Kampf gegen den Andrang des verdorbenen Zeitgeistes für Reinheit und Aufrechterhaltung der Religion ... Er verlor nie die große Aufgabe seines Lebens aus dem Auge, rein von menschlichen Zusätzen die Lehre vom Reich Gottes seinem Volke zu erhalten und zu fördern. Wie er früher den Kampf mit dem Unglauben kräftig bestund, so stellte er sich in späteren Zeiten dem in andächtigen Gefühlen daherschleichenden Pharisäismus entgegen.“ Vaterlandsliebe, religiöse Toleranz, Gemeinsinn werden als Grundzüge seines Charakters gerühmt.

Als Minister Stapfer zur Zeit der Helvetik die Neuregelung des Volksschulwesens an die Hand nahm, wurde Müller zugezogen und machte sich besonders verdient um die Reform der höheren Schulen. Er kämpfte aber auch sehr energisch für die Schulen auf dem Lande und „wußte dabei seinen eigenen Vorteil dem allgemeinen Nutzen hintanzusetzen“. 1791 wurde er Mitglied der Helvetischen Gesellschaft. Er war ein vertrauter Freund Hirzels. Auch die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft zählte ihn unter ihre geschätzten Mitglieder. Er war einer der Gründer, 1825 zweites Vorstandsmitglied. „Wo irgend eine Anstalt zur Ausbreitung der Wissenschaft und Künste oder zur Belebung gegenseitiger Eintracht blühte, da hörte man den Namen Thaddaeus Müller unter den Namen ihrer Begründer und Vorsteher“[249]). Er rief einer Verpflegungsanstalt der wandernden Handwerker. Er sorgte für die öffentliche Waisenanstalt. Er war einer der eifrigsten Begründer jenes Vereines in seiner Vaterstadt, der wohltätige Gaben und Zuschüsse, Einlagen und Ersparnisse für Witwen und Waisen sammelte. Ihm vertraute die Gesellschaft der Musikfreunde den Ertrag ihrer großmütigen Anstrengungen. Er

246) Aus der „Trauerrede“, Seite 14.
247) Ebenda, Seite 17.
248) Aus dem Nekrolog der Helv. Ges. 1826, S. 22.
249) Trauerrede, S. 22 f.

gründete die neue Armenschule, hatte die Fürsorge für die Kinder der Landstreicher unter sich, leitete den Luzerner Hülfsverein für die Griechen. Und wenn er auch oft Undank erntete, nie verlor er den Glauben an die Menschheit. Der Vorwurf, er sei schroff, barsch und zurückstoßend bei dem ersten Anblick, findet seine Erklärung darin, daß allerdings sein freier, selbständiger und gerader Charakter in keine Formen sich einzwängen ließ. Seine Uneigennützigkeit ließ ihn oft über Vermögen geben, sodaß er arm starb.

Als 1806 die Luzerner Regierung mit dem Bischof von Konstanz, unter dem Generalvikariat Wessenbergs, ein Konkordat abschloß, war Müller dabei die Seele. In der Stadt Luzern wurde ein bischöfliches Seminar gegründet und von Müller geleitet. Ein schweres Jahr war für ihn 1815, als der schweizerische Teil vom Bistum Konstanz getrennt wurde. Da entzog Göldlin, der neue Generalvikar, Müller das Kommissariat. Er verlor die Aufsicht über die geistlichen Seminarien und wurde nicht mehr in den Erziehungsrat gewählt. So hatte er auch keinen Einfluß mehr auf das Landschulwesen. 1820 hätte er Generalvikar werden können, wenn er seine bisherigen Ansichten widerrufen hätte. Er blieb sich selbst treu. Am 10. April 1826 starb er, als ein Biedermann von tadellosem Wandel, erhaben über das leidenschaftliche Treiben der Parteien, vorbildlich in Berufstreue und Uneigennützigkeit.

Für sein Verhältnis zu Girtanner, das ja auf einer zum Teil starken geistigen Übereinstimmung beruhte, ist ein Blick auf Müllers Stellung zu Fragen der Religion und Moral, der Volksbildung und nationalen Sammlung des Volkes wertvoll.

Müller ist ein Vertreter der Aufklärung innerhalb des Katholizismus: „einer der bedeutendsten Vertreter der Wessenbergschen Richtung, deren Ideal das geistliche Wirken für die Zwecke der Volksaufklärung war“[250]). „Es sind alle vernünftigen Katholiken darüber einverstanden, daß der katholische Kultus des Lichtes einer bescheidenen Aufklärung bedürfe. Es sollte mancher Mißbrauch gehoben, es sollte manche zweckmäßige Einrichtung sowohl in dem öffentlichen Unterricht, als in der äußeren Gottesverehrung getroffen werden, damit der katholische Kultus, was er so leicht sein könnte, eine edlere

250) P. Meyer von Schauensee in D. B. 22. S. 675.

Form der Religion und ein geschickteres, gewisseres Mittel würde, die Sittlichkeit des Volkes zu fördern“[251]).

Mit leidenschaftlicher Bitterkeit hatte im Jahre 1810 anonym einer seiner Kollegen ihm einige Schriften, besonders eine Erntepredigt, aufs schmählichste öffentlich verunglimpft und sie eines unkatholischen, antichristlichen Sinnes beschuldigt. Müller gab sehr vornehm heraus, u. a.: „Vom Grundwesen einer katholischen Predigt, wie mein Rezensent es darstellt, habe ich nur gar keine Ahnung. Der katholische Kultus, der, wie mein Gegner sich ausdrückt, gleich einem wunderreichen, nicht auszugießenden Gemälde dasteht und wie eine süße himmlische Musik die Herzen durchklingt und sie in die tiefsten Tiefen der Himmel einziehen möchte, und die katholische Predigt, die ebenso wie ein mildes Licht aus undurchdringlicher Tiefe aufgeht und das Mysterium sichtbar in ihrem Schoße trägt, — sind für mich rätselhafte Dinge. ... Die Sprache der Mystiker gehört der Predigtkanzel nicht an, wo das Volk, von den Wahrheiten der Religion überzeugt, in den Pflichten unterrichtet, für die Tugend erwärmt und die tägliche Beschwerde des Lebens mit ausharrendem christlichem Mut zu tragen gestärkt werden soll“[252]).

Müller ist überzeugt, daß in religiösen Dingen jeder den andern und dessen ehrliche Glaubensansicht achten muß. Er tritt mannhaft, wo er kann, für religiöse Toleranz ein. Warnend erhebt er immer wieder seine Stimme, wenn der Fanatismus kirchlicher Parteien die Einheit seines Volkes zu zerreißen droht. 1821 hielt er, als Vorsteher der Helvetischen Gesellschaft, in Schinznach eine Rede über das Thema: „Die Vorteile der religiösen Toleranz“, ein für einen katholischen Geistlichen mutiges Unterfangen! Gerne ergriff er als Festredner zu der Sempacher Schlachtfeier die Gelegenheit, in diesem Sinne ein gutes patriotisches Wort in die Gaue hinauszusenden, in den Jahren 1797, 1801, 1819, 1925. Z. B. 1801: Müller empfand die fremde Unterjochung[253]) als Schmach und deutet Mittel an, sich davon zu befreien. „Wir haben es leider fast als eine Wohltat und als unser Heil ansehen müssen, uns ergeben

[251]) Zitat aus einer Schrift Müllers „Soll man die Pfarrwahlen der Gemeinde überlassen?“ Luzern bei Anich 1799. 8.

[252]) „Gegen eine Rezension in der neuen oberdeutschen Literaturzeitung 1810.“

[253]) Die Abhängigkeit von Frankreich.

zu können, weil wir kein Volk mehr waren ... weil wir zu kleingeistig und zu selbstsüchtig waren, um die hohe Würde eines freien Volkes mit dem edelsten Vaterlandsgefühl zu empfinden. ... Wie gar viel Widerrechtliches hat sich leider ungemäßigter Übermut, bitterer Parteihaß, stolze, empfindliche Rachbegierde, die Religionseifersucht und vor allem der raubsüchtige Eigennutz zu Schulden kommen lassen? ... O teure Brüder, laßt uns edlere Freiheit lieben! Gleiche Achtung für Menschenrechte für jeden, der sie verdient, gleiche Achtung für seine Person, für seine Freiheit, für seine Religion, für alles, was ihm teuer ist, und besonders für sein Eigentum. Überall Gerechtigkeit!"[254]).

Die Erregung über die napoleonische Knechtung zittert in diesen Äußerungen und zugleich ein Wille, dem Volke zu seinen politischen Freiheiten und Rechten, einem jeden zu dem Genusse der allgemeinen Menschenrechte zu verhelfen. 1825 sprach er noch sein letztes kräftiges Wort für religiöse Eintracht an die Herzen der ganzen eidgenössischen Nation, zu mahnen vor jenem der christlichen Religion fremden Geiste der Unduldsamkeit! „Ehret die Religion, welches Glaubensbekenntnis ihr habet. Lassen wir doch die Religion niemals zur Rechtfertigung, zum Vorwand des Unfriedens im Vaterlande werden. Sie ist zu göttlich, als daß sie dazu mißbraucht werden sollte. Haltet eure vaterländischen Kirchen, die der Staat aufgenommen hat, aufrecht, und gebt sie nicht den Schwärmern preis, denen das Vaterland nicht selten etwas Kleines oder Fremdes ist, denen ihre Eigenmeinung allein alles ist." Dulden, lieben, verzeihen sei das unsichtbare Band, und ein Bruderherz haben, so schloß Müller diese seine letzte Sempacherrede.

Fügen wir noch ein paar seiner Gedanken über die Revolution und über die Volksaufklärung hinzu, wie sie von Staatsrat Usteri aus Zürich in dem Nachruf, gehalten in der Gemeinnützigen Gesellschaft, zusammengefaßt wurden: „Müller erwartete von der Revolution manches Gute und teilte hierin die Hoffnungen vieler der Besseren und Aufgeklärteren unserer Nation. Das Zeugnis ist wahr. Aber es muß hinzugesetzt werden: Seine Hoffnungen waren bedingt durch die Anwendung der Mittel, welche die wahre Freiheit und ihre Herrschaft in der neuen Ordnung der Dinge gewährleisten sollte, und seine

254) Sempacherrede 1801.

Erwartungen waren keine untätigen, sondern diejenigen des Mannes, der mit kluger Einsicht, mit regsamem Eifer und mit entschlossenem Mute selbst Hand ans Werk legte, um nach besten Kräften die Lösung befördern zu helfen. Ein Kämpfer für Recht und Wahrheit gegen Unrecht und Lüge, für die zu Tugend und Sittlichkeit führende Erleuchtung des Verstandes, gegen die aus Verfinsterung und Täuschung hervorgehende Verdorbenheit und Verkehrtheit."

Nach all dem Angeführten wundern wir uns nicht, daß Girtanner diesen Mann gern unter seine Vertrauten zählte. Sind auch die Einträge im Tagebuch verhältnismäßig spärlich, so zeigen sie doch einen lebhaften Gedankenaustausch über Fragen, die beide bewegten:

Tagebuch, 1793, 29. Sept.: „... Nach dem Essen kam Thaddaeus Müller, von Felix Huber aufgeführt, zum erstenmal zu mir. An interessanten Gesprächen über Literatur, Kinder-Erziehung, Bildung, Unterricht usw. fehlte es nicht. Wir waren schon, ehe wir uns kannten, vertraut ..."

1. Okt.: „Müller scheint mir ein gesunder Kopf und wohlunterrichteter Mann, ein bescheidener, liebenswürdiger, fein moralischer Mensch zu sein, dessen hervorstechende Neigung und Fertigkeit ist, mit Kindern umzugehen. Mit Kindern weiß er vortrefflich zu sprechen. In ihrer Gesellschaft lebt alles an ihm. Ganz fühlt er das Edle in dem Beruf eines Kinderlehrers, als wozu er eigentlich gemacht ist. Innig freut mich die Neigung, welche er äußert, mich zum Freunde zu haben, und ich werde mich auch bestreben, seinem Zutrauen zu entsprechen. ..." „Beim Frühstück mit Müllern ging's wieder an ein Geplauder, aber ein nützliches und lehrreiches über sehr viele humane Gegenstände, sowie auch beim Mittagessen. Nach Tische fuhren wir nach Rorschach, wohin ich, nebst meiner Gemahlin, ihn begleiteten, und mit wehmütigen Empfindungen uns verließen ... So einen Hauslehrer zu besitzen, würde ich für ein großes Glück halten ... Freundschaft mit so ausgezeichnet guten Menschen ist wahrlich ein fertiger Gewinn."

1793, 30. Dez.: „Vor Schlafengehen einen zwanzigseitigen Brief von Prof. Müller nochmals gelesen und drüber nachgedacht."

Schon am 25. Januar 1793 wird ein Privatbrief erwähnt, mit welchem Girtanner mehrere seiner Arbeiten dem Freunde vorlegt, u. a. einen Statutenentwurf für die literarische Gesell-

schaft, einen Aufsatz „Rechenschaft im Fache der Erziehung", 12 Seiten etc. Am 4. Febr. „ein Gedicht und das Jugendschriftenverzeichnis gesandt, und am 18. Dez. Silhouette und Anmerkungen zu Renggers Rede gegen die politische Verketzerungssucht"[255]).

Girtanner und Müller verstanden sich gut. Bei jeder Begegnung führten diese beiden Männer eifrige und befruchtende Gespräche über ernste Gegenstände. Kam dann noch Sulzer von Kreuzlingen herüber, der in vielem anders, d. h. enger dachte, fühlte man sich nicht allein angeregt, sondern setzte sich gar oft auseinander, um nachher doch wieder die allen wertvolle Freundschaft so lange als möglich aufrecht zu halten. Am 28. Okt. 1794, wir haben diesen Besuch schon bei Sulzer erwähnt, berichtet das Tagebuch weiter: „Das Mittagessen war ganz pädagogisch. Dr. Wetter wurde zu dem Ende eingeladen. Den Nachmittag besprach ich mich meistens mit Müllern über Erziehungsgegenstände und Lebensweisheit. Wir lasen dann einige schöne Geßnersche Idyllen. Beim Nachtessen waren wir allein. Müller lobte Kant ungemein als einen Mann, auf dessen Grundsätze man den Unterricht der Jugend aufbauen müsse, sagte aber, er halte ihn nicht für einen Christen. ... 29. Okt.: 5½ Uhr auf. Müller schied um 6 Uhr von uns. Sichtbar griff ihn die Trennungsstunde an. Wir alle verloren ihn zwar aus dem Gesicht, aber unseren Herzen bleibt er gegenwärtig."

1794, 12. Dez.: Aus einem Brief an Müller:

„Jawohl sind die Ideale unseres Geistes und Herzens hienieden nur Ideale! Schön ist's aber immer, wenn viele Menschen dieser Art es gibt, desto gewisser steigt unser Geschlecht zu höherer Vollkommenheit fort. Allein, es ist freilich noch lange nicht erschienen, was wir sein werden. Noch muß ich oft genug seufzen: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen!

Wer wollte sich jedoch beim Gefühl höherer Bedürfnisse und im Bewußtsein eines künftigen besseren Lebens nicht aufraffen, alle seine Kräfte zusammenzunehmen und Gott herzinniglich danken, daß er uns so und nicht anders, das ist durch Leiden zur Freude, durch Fehltritte zum Wachstum im Guten und mit einem Wort durch die Welt zum Himmel führt?

255) Vgl. Anm. 229.

Weh tut es freilich immer, wenn man in sich den brennenden Eifer und die erforderliche Kraft, Gutes zu tun, fühlt, sich auf seinem einsamen Zimmerchen die schönsten Pläne macht, aber dann gleich dem auf unbekanntem Meere herumsegelnden Schiffer auf Klippen und Sandbänke geworfen wird, oder ohne Bild zu reden, durch Launen, Leidenschaft und Schiefheit solcher, die mitwirken sollten, sich genötigt sieht, auf halbem Wege stehen zu bleiben, und noch froh sein muß, wenn nur etwas, manchmal gerade das Unbedeutendste, getan wird."

1796: 28. Sept. „Nach Tisch machten wir, meine Gemahlin, Anette und ich, uns auf den Weg nach Vögelinsegg, Müllern und Fritz entgegen. Beide waren schon dort, als wir ankamen. Müller findet das Appenzellerland weit anziehender, als das Rheintal, welch letzteres ihm bei weitem nicht anderen Schweizertälern an Schönheit gleichzukommen scheint. Er findet in demselben zu wenig Schweizerisches. Ambühl ging ihm sehr gut ein. Sie trafen, sagte er, in ihren Urteilen über Literatur und Schriftstellerei meistens zusammen. Mit Fritz ist Müller zufrieden. Ich soll ihn lehren, das Allgemeine von dem Besonderen scheiden und ihn in der Kunst des mündlichen und schriftlichen Vortrages üben. Er rät mir, Fritz gute Schriften analysieren zu lassen und eine gute Logik mit ihm durchzumachen. So plauderten wir über manche praktische Gegenstände, bis Schläfrigkeit nach 10 Uhr uns abrief. — Den jüngsten Tag erwartet Müller noch lange nicht. Vielmehr glaubt er, die Welt werde noch länger stehen, als sie bisher gestanden ist. — Müller reiste mit Hubern nach Bischofszell. ..."

Damit nehmen wir Abschied von Thaddaeus Müller. Die Angaben über St. Galler Besuche versiegen mit 1796. Aber offenbar haben die Beziehungen noch fortgedauert. Von einem Zerwürfnis verlautet nichts, wie es bei Sulzer kam. Bei der weitherzigen Toleranz, die Müller eigen war, mußte sich Girtanner im Umgange mit diesem geistvollen Manne wohl fühlen.

Diese fünf Männer: Ulrich Bräker, Gregor Grob, Joh. Ludwig Ambühl, Joh. Anton Sulzer und Thaddaeus Müller dürfen wir füglich zu den intimen Freunden und Bekannten des Girtanner Hauses rechnen. Daß daneben, bei der herzlichen Gastfreundschaft der Familie, viele Besuche empfangen wurden von nah und fern, ist zu erwarten. Wir begegnen da auch dem berühmten

e) Johann Caspar Lavater[256]).

Aus Lavaters Beziehungen zu St. Gallern hebt Wernle hervor, daß „sie mit den Namen der berühmtesten Aufklärungstheologen anfangen und mit dem kleinen, aber innigen Laienkreis schließen, der eine Lavatergemeinde bis tief ins 19. Jahrhundert hinein bildete“[257]). Jakob Wegelin und Johann Georg Zollikofer, die beiden im Ausland berühmt gewordenen St. Galler, gehörten zu Lavaters frühesten Freunden. Das waren Aufklärer. Zu Anfang der siebziger Jahre schien sich eine Freundschaft mit einzelnen biblisch gerichteten St. Galler Pfarrern anzubahnen: Mit Christoph Zollikofer, Dekan David Fels, der es nicht begreifen konnte, daß Lavater so enthusiastisch für den Philanthropinismus Basedows Propaganda machte durch Empfehlung seiner Bücher und durch das Eintreten für die Anstalt von Ulysses von Salis in Marschlins, die eben damals in ein Philanthropinum umgewandelt wurde. In den neunziger Jahren trat er auch mit Peter Stähelin in Verbindung, „nachdem er im Jahre zuvor sich an der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung seines Vaters, des altkalvinischen Dekans, erlabt hatte“.

Einen weit günstigeren Boden für sein Christentum fand Lavater in der St. Galler Laienschaft, freilich nur in kleinen Familienkreisen. Johann Jakob Rietmann stand seit 1774 mit ihm in regem Briefwechsel „und herzlicher Intimität“. Nächst den Rietmanns war die Familie Bernet in St. Gallen ein Mittelpunkt Lavaterischen Christentums. „Auf der Reise nach Kopenhagen verbrachte Lavater, in Begleitung seiner Nette, wunderbar reiche und unvergeßliche Stunden in der Bernetschen Familie und wußte sich hier mit allen seinen liebsten und intimsten Gedanken so sonderlich gut verstanden. Da sprach man zusammen von der erstaunlichen Glaubenskraft des Menschen und von der Liebe als dem Grund und Wesen aller Moralität, von der Ergebung in Gottes Willen, vom Ideal der Vollkommenheit, von der Freiheit des Christen, von der wunderbaren Ruhe

256) Die Zitate über Lavaters religiöse Einstellung und Wandlung fußen auf der Darstellung Wernles Bd. III, S. 221 ff. Vgl. auch das schöne Büchlein von Pfarrer W. Schlatter „Was Gott den Vätern war“, 5 St. Galler Biographien, St. Gallen 1918. Es sind darin charaktervolle Pietisten aus diesem Kreise in würdigster Form gezeichnet.

257) Siehe Wernle Bd. III, S. 340 ff.

Jesu, von der Menschlichkeit unseres Herrn, vom Sinn der Bitte: Dein Name werde geheiligt, ferner, warum es so schwer sei, an Christus zu glauben, aber auch von ganz einfachen Dingen, vom Essen und Trinken und der Dankbarkeit, vom Genuß als dem letzten Zweck von allem usw."

Wohl erwähnt Lavater nun in seiner Schilderung „Reise nach Kopenhagen"[258]) auch Girtanner. Am 21. Mai 1793 kam Lavater, nachdem man eben in Zürich für lange Zeit bewegten Abschied genommen, über Elgg nach St. Gallen. In Bruggen wurde der Ankömmling von Pfarrer Peter Stähelin begrüßt. Übernacht war Lavater bei der Familie Bernet. Damals besuchte er Daniel Girtanner und schreibt davon: „Wir besuchten ferner Daniel Girtanner, dessen geraden Sinn für Wahrheit und Bibel ich schon lange verehrte. Er hatte die Güte, mich auf sein Landhaus zu führen. Man kennt die angenehmen, von Wohlstand und Reinlichkeit zeugenden Umliegenheiten der Stadt St. Gallen, die man besonders in diesem einfachen und frohmütigen, prachtlosen und doch geschmackvollen Hause schon sieht. Es waren liebliche Ruheminuten, die dort zugebracht wurden. Ich bedaure nur, die würdige, geistreiche Gemahlin Herrn Girtanners verfehlt zu haben." Lavater schenkte später auch Girtanner ein Exemplar des Büchleins.

Diese Beziehungen werden durch das Tagebuch bezeugt. Die Frage ist nur, in welchem Verhältnis die beiden Männer zu einander standen. Wir wissen, daß Lavater schon 1768 den Bruch mit dem Aufklärungschristentum vollzogen hatte. „Unmittelbare Gemeinschaft Gottes durch Christus braucht er. Aber unverkennbar ist doch ein doppelseitiges Streben da: Optimistischer Menschheitsglaube und Erlösungsglaube! Darum kann dieser Mann mit Goethe, Herder und Basedow verkehren, aber auch zugleich mit pietistisch-altchristlich Gesinnten."

Girtanners Notizen über Lavaters Verkehr in seinem Hause beginnen mit dem Jahre 1784 und hören auf mit 1795. Er lernt denjenigen Lavater kennen, der damals sich in seinem Zürich einsam fühlte und der dort wegen seinem fast massiven Wunderglauben und seinem Hang zu allem, was mit Theosophie, Spiritismus und Magnetismus etc. sich abgab, als Sonderling

258) Joh. Caspar Lavater „Reise nach Kopenhagen" 1793, mit der Bemerkung gedruckt „durchaus bloß für Freunde". Girtanner wird auf S. 106 erwähnt.

gelten mußte. Denn Zürich war die Hochburg der Aufklärertheologie und Predigt, wie uns ein Zeugnis Lavaters selber bei Girtanner bestätigt. 1779 hatte er in der Zürcher Frühjahrsynode mutig den Deismus, wie er auf den Kanzeln allmählich sich breit machte, angegriffen, beide Formen desselben, den rohen, gewalttätigeren Deismus, wie er in Lessing-Reimarus Schrift „vom Zweck Jesu und seiner Jünger für ihn" zu Tage trat, und den feinen, versteckten, einheimischen, den er in den Schriften Steinbarts, Semlers, Tellers[259]) zu finden glaubte.

Und gerade solche Schriften las auch Daniel Girtanner! Er las aber auch Lavaters Bücher und Predigten fleißig. Wenigstens werden einige davon erwähnt. Er vertiefte sich auch regelmäßig in Lavaters „Handbibliothek"[260]). Aber von einer intimen Freundschaft darf man wohl zwischen ihnen nicht reden. Es läßt sich eher vermuten, daß Lavater bei seinen St. Galler Aufenthalten durch seine pietistischen Freunde auch in anderen Kreisen Eingang fand, wo man auf ernste Behandlung ernster Fragen rechnen durfte und wo man, und das war Lavater nicht das Unangenehmste, in einem Kreise geistig lebendiger Menschen sich auch an einer fröhlichen Geselligkeit und vornehm anregenden Unterhaltung beteiligen konnte. Auf Girtanners Seite wird der engere Anschluß nicht in einer religiösen Übereinstimmung mit Lavaters Art gesucht werden dürfen, sondern eher ist anzunehmen, daß der gastfreundliche Bankherr schon rein äußerlich sich eine Ehre daraus machte, den in aller Welt berühmten Lavater in seinem Hause zu haben. Daß er dann auch geistig sich gern von ihm anregen und unterhalten ließ, versteht sich bei seinem Hunger nach

259) Siehe Wernle III, S. 246 ff., wo es heißt: „Es erschienen ungefähr gleichzeitig Steinbarts Glückseligkeitslehre, die Verdünnung des Evangeliums zu einer eudämonistischen Glückseligkeitssauce und Lessing-Reimarus Angriff auf die Bibel, auf die Auferstehung Christi, auf Jesu Charakterbild. Das Buch Steinbarts fand in Zürich reißenden Absatz, es galt bei den Gelehrten als Krone." Seite 243: „Und nun brachte gerade der Anfang der 70er Jahre in rascher Folge ein radikaleres Aufklärungsbuch nach dem andern. Semler unterwühlte mit seiner Kritik des Kanons die Grundlagen des Bibelglaubens, Abraham Teller goß in seinem Wörterbuch alle biblischen Kernbegriffe in neumodische Plattheiten um." Vgl. Anm. 227, 309.

260) Lavaters „Handbibliothek für Freunde", 1790—1793 erschienen, gehört zu den periodischen Publikationen, um Lavaters Privatkorrespondenz zu entlasten.

Fortbildung und Vervollkommnung von selbst. Gerade in letzterem Punkte stimmte er doch nicht schlecht zu Lavaters eigenen Zielen für die ganze Menschheit, wenngleich er vollständig dann wieder von ihm abrückte, sobald die Gespräche ins Phantastische umschlagen wollten. Es darf auch zur Erklärung dieses Verhältnisses hinzugefügt werden, daß für Lavater die Ausschließlichkeit seiner Christusreligion durchaus sich mit einer weitherzigen Toleranz für andere religiöse Standpunkte vertrug. „Es lebte in ihm eben ein wahrer Menschenhunger und auch Freundschaftshunger, und er vermochte bei hundert Gegensätzlichkeiten so gern das Verbindende hervorzuheben. ... Mit Orthodoxen konnte er nicht gehen. Ihre Versöhnungslehre stieß ihn ab, die er mit der Liebe und mit der menschlichen Verpflichtung nicht zu vereinigen vermochte. ... In fast allen pietistischen Exemplaren aber, mit denen sein Weg ihn zusammenführte, fand er verkürzte Menschlichkeit, ein einseitiges, schrullenhaftes Wesen, mehr Dunkel als Licht“[261]).

Aus Girtanners Aufzeichnungen spricht immer eine Freude über die zuteilgewordene Ehre des Besuches.

Tagebuch 1784, August: „Unter die vergnügtesten Stunden meines Lebens rechne ich diejenigen, so ich in diesem Monat in Lavaters Gesellschaft allhier zugebracht habe. ... Herr Lavater besuchte mich in meinem Hause, von Herrn J. Rietmann und Reutinegger begleitet. Nachher kamen wir auf den Abend bei Onkel Prof. Zollikofer in dem „Acker“ zusammen und speisten zunacht in der größten Herzensvertraulichkeit, die sich nur denken läßt. — Am 9. August war die letzte Mittagsmahlzeit bei Herrn Prof. Schobinger[262]). Denn auf den Abend verabschiedeten wir uns von dem Beleber und Erfreuer unser aller, gastierten aber noch beim „Tannenberg“ in bona caritate, wie sich der weißbekappte Lavater in dem „schwarzbetorten“ St. Gallen ausdrückte. Unsere vertrauliche Gesellschaft bestand aus Herrn Stadtammann Gsell, Herrn Prof. Schobinger, Herrn Prof. Zollikofer, drei Herren Gebrüder

[261]) Siehe Wernle III, S. 249, 250.

[262]) Über ihn bringt die Zeitschrift: Monatliche Nachrichten (Schweizerische Neuheiten), Zürich bei Joh. Casp. Ziegler, aus St. Gallen folgende Notiz: 1792 starb im August David Christoph Schobinger, med. Dr. und Ratsherr, 66 Jahre alt, geb. 1726, 1765 Professor Philosophiae et Latinitatis, 1783 Ratsherr, 1785 Inspektor Bibliothecae, ein geschickter und berühmter Arzt.

Hartmann, Herrn Jakob Rietmann, Dr. Girtanner und mir. Herr Pfarrer Peter Stäheli (außer Lavater)."

1789, 3. Juni: „brachte ich mit Herrn Vikar Vögeli zu. Aus einem Briefe Lavaters an ihn las er mir folgende Stelle: „Girtanner wird immer reifer, tiefer und männlicher ... Stähelis und Girtanners Briefe sind voll Weisheit und Billigkeit. Girtanners Beurteilung ein komplettes Meisterstück von Menschenkenntnis."

1790, 13. Juli, unter „gegebene Besuche": „Prof. Peter Stähelin, um Lavaters willen, welcher dort den Abend zubrachte mit drei Freunden." 1793, 3. Dez.: „Statt des Nachtessens las ich bis 9½ Uhr in Lavaters „Handbibliothek" viel Gutes und aber auch sehr viel Verwirrendes, Gewagtes, Mißverstehbares, von dem ich mich nicht überzeugen kann." 1794, 3. Februar: „Den gleichen Tag empfing ich ein Manuskript von Lavater, mit dem ehrenhaften Auftrage, Anmerkungen zu dessen Vervollkommnung hinzuschreiben. — Den 4. März empfing ich Lavaters „Reise nach Kopenhagen", wo meiner mit allen Ehren gedacht ist." 1795, 17. April: „5 Uhr auf. Militärisches Studium. Billet an Lavater. Diesen erwarte ich um 11 Uhr. Er kam aber nicht, und ich korrigierte dafür Fritzens Arbeit. Von 4—5½ Uhr verschiedene Gänge in die Stadt. Dann ging ich mit Ferd. Huber Lavatern entgegen. Er speiste bei mir zunacht und unterhielt uns bis 10 Uhr, immer mit angenehmen Gesprächen und lebhaften Erzählungen. Unter anderem von Klopstocks Mißverständnissen mit ihm. Klopstock muß entsetzlich heftig und rechthaberisch sein. Über seine Reise nach Deutschland. Er findet alle Berliner, die er noch zu kennen Gelegenheit gehabt hat, in irgend einem Stück falsch, die Deutschen überhaupt entsetzlich schwerfällig, steif und etikettensüchtig.

Wegen Komplotten der Deisten zur Ausrottung des Christentums antwortete er mir: Ich habe noch nicht genug dato (bis dahin), so etwas zu glauben. Aber die deistischen Prediger hält er zur Proselytenmacherei (Abfall von der Kirche) geneigt. In Zürich sollen lauter deistische Prediger vorhanden sein, deren einige ihre Sätze laut in öffentlichen Versammlungen auskramen. Die vornehme Welt in Dänemark gefällt ihm weit besser als die deutsche. Zu den besten zählt er die Bernstorfische und Schimmelmannische Familie. Sie leben ganz ohne Zwang, mieten im Sommer Bauernhäuser, rufen einander bei ihrem Taufnamen. In Hamburg scheint Julie Revent-

low eine Hauptunterhändlerin zwischen ihm und Klopstock gewesen zu sein. Dann auch Katharina Stolberg[263]), Christians Frau, hält eine Töchtererziehungsanstalt. Klopstock ist schon über 70 Jahre alt. Das Reisen durch Deutschland schien ihm entsetzlich einförmig.

Man kann sich an Lavater nicht mehr versündigen, sagte er mehr als einmal. Die Wohltätigkeit nimmt in Zürich nicht ab, und das Kirchengehen fast nicht. Von mystischem Zeug, von Geisterseherei, Wundergeschichten und dergl. kam keine Silbe unter uns vor[264]).

Während daß wir ein Dalbergisches Abendlied[265]) sangen, verfertigte Lavater ein Trostgedicht für Ulrich Bräker, auf mein ausdrückliches Verlangen. Meine „Magdalena", Ölgemälde, hielt er für kein Original, wohl aber für eine gute Kopie. Oberamtmann Sulzers Porträt ums Aug herum nicht gut. „Es werden sich einst noch alle meine Freunde an mir ärgern", sagte er." — Am 19. April: „Lavatern hörte ich mit Vergnügen predigen über den Text „Jesus Christus gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit". Vortrag, Auswahl der Phrasen, Deklamation, Akzentuation, Eingang und Applikation gefielen mir ungemein wohl. Die Predigt war überhaupt sehr methodisch, aber die Beweise kamen mir unbefriedigend vor. Dem denkenden Zweifler oder Ungläubigen hat er gewiß nichts bewiesen, und der Gläubige bedarf keiner Beweise. Wie will man aber einen Satz, wie den des Textes, beweisen können? Lavater sagte, was da gesagt werden konnte, was aber der philosophische Hörer nicht Beweis nennen wird[266]).

Ob das Verhältnis zu Lavater andauerte, geht aus den Tagebüchern nicht hervor. Wenigstens hören bis zum Jahre 1798 die Bemerkungen darüber auf.

263) Christian, Graf zu Stolberg, der ältere der beiden Brüder, geb. 1748, gest. 1821, bekannt als Freunde Goethes, Dichter erst des „Sturm und Drang", dann Romantiker.

264) Über diese Seite bei Lavater siehe Wernle III, S. 267 ff.

265) Komponist Friedr. von Dalberg 1760—1812.

266) Girtanner fügt noch die allgemeine Bemerkung hinzu: „Meistens rührt mich der Gesang vor der Predigt und das alte deutsche Morgenpredigtgebet zu Tränen. Auch diesmal geschah's. Ich verliere mich dann in wehmütig angenehme Empfindungen, die ihre eigene Süßigkeit für mich haben." Vgl. auch S. 189 ff.

f) Andere Freunde.

Noch einige Männer, deren Namen in den Aufzeichnungen Girtanners häufig wiederkehren, seien erwähnt:

Dr. Wetter, Pfarrer Peter Stähelin, Dr. Sulzer z. Adler in Winterthur, auch Obervogt Müller-Friedberg von Lichtensteig und Felix Huber.

Dr. Wetter kennen wir bereits als Präsidenten der Gesellschaft der „Freunde des Guten".

Der frühe Tod des edlen Mannes ging Girtanner sehr nahe, wie der ergreifende Abschied am Sterbebett zeigt.

1797, 4. Juni: „... Während dem Mittagessen holte man mich zu dem Sterbebette meines Freundes Dr. Wetter, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Ich gratulierte ihm, daß er bei so guter Besinnung dem Tod entgegensehe und sein Ziel so früh erreichen könne. „Danken Sie Gott dafür! Ich wünsche auch meine Bestimmung zu erfüllen, ehe die Beschwerden und Mühseligkeiten des Alters mich langsam töten. Ich freue mich, daß wir mit einander bekannt wurden, und ich werde mir Ihr Beispiel oft vergegenwärtigen. O wir sehen uns nie zum letztenmal! Sie wissen, daß wir immer für andere, nie für uns selbst gearbeitet haben. Finden Sie, daß ich nicht rechtschaffen denke, so sagen Sie mir's. Ich will Ihnen Dank dafür wissen!"

„Fahren Sie fort", rief der Sterbende aus, „zu handeln, wie Sie bisher gehandelt haben, wohin auch immer die Vorsehung Sie rufen wird!" Tränen flossen reichlich die Wangen herab. Auch die Stimme meines Freundes alterierte sich. Es war Zeit, den rührenden Auftritt abzukürzen. Ich wünschte ihm, lebend oder sterbend, den Segen Gottes, küßte ihm die Hand und Mund, empfing von ihm den Abschiedskuß, tröstete seine gebeugte Gattin und ging von dannen mit gerührtem, aber ruhigem Herzen."

Eine Erklärung für die geistige Art und das humane Streben des verewigten Freundes birgt eine Notiz vom 25. Juni 1797: „Es scheint mir, Zollikofers Predigten haben etwas von republikanischem Gepräge. Ich will sagen: Predigten von andern Theologen, unter der Regierung deutscher Fürsten, lassen sich nicht so ganz in kleinen Republiken brauchen, wie jene. Denn welcher moralische Grundsatz von Zollikofer dürfte wohl in St. Gallen nicht befolgt werden? Und welche deutsche Predigt

dringt mehr als Zollikofer, oder nur so sehr als er, auf republikanische Aufopferung fürs gemeine Beste? Auch haben Zollikofers Predigten hauptsächlich den guten Dr. Wetter bewogen, sich ohne Rücksicht auf eigenen Nachteil und Schaden dem gemeinen Wesen, namentlich dem Erziehungsfache, mit dem uneigennützigsten Eifer zu widmen“[267]).

Von Pfarrer Peter Stähelin, dem Sohne des kirchlichen Pietistenführers Heinrich Stähelin, wissen wir, daß er der Biograph und rückhaltlose Bewunderer seines Vaters war. Wernle schreibt von ihm:

„Da wird auch vom Sohn keine Änderung in der Grundrichtung erwartet werden dürfen. Er hatte freilich seinen freien Lehrer Jakob Wegelin bewundert, hatte in Frankfurt am Main und in Genf Luft des Auslandes und der feineren Kultur kennen gelernt, aber innerlich war er kein anderer geworden. Als er 1795 in der Vaterstadt Dekan wurde, betonte er in seiner Antrittsrede wohl aufs kräftigste die moralische Seite des Christentums, die wahre Tugend und Heiligkeit des Lebens, aber nur, um auf die Wurzel hinzuweisen, aus der allein solche Früchte erwachsen können: Das Evangelium von der unendlichen Liebe Gottes in Christus, von der Gnade und Barmherzigkeit gegen die Sünder, von Buße und Glauben. Den Übereifrigen in St. Gallen tat er damit nicht genug. Sie scheinen an ihm doch etwas von der Herbe und ausschließlichen Bibelsprache des Vaters vermißt zu haben. Sicher ist aber, daß unter seiner Leitung die St. Galler Kirche zunächst ihren altkalvinischen konservativen Charakter behielt“[268]).

Peter Stähelin muß eine Zeit lang freieren Ansichten gehuldigt haben. Wenigstens glaubt Girtanner, der oft mit ihm zusammenkam und in der Gesellschaft der „Freunde des Guten“ mit ihm zusammen arbeitete, bei ihm eine Wandlung von der Weite in die Enge festzustellen, wenn er im Tagebuch 1794, 15. Januar, notiert: „Es kömmt mir vor, die Bearbeitung der Lebensgeschichte seines Vaters habe vielleicht den ersten Grund zu dem Rückschritt des Herrn Peter Stähelin gelegt. Durch sie ist er in die vorige Zeit zurückgeschlagen und mit mystischen Schriften wieder aufs neue genährt worden. Ein-

[267]) Der Aufklärer Georg Joachim Zollikofer, siehe S. 13. Vgl. S. 198, Anm. 275.

[268]) Siehe Wernle I, S. 561 f. Vgl. über Peter Stähelin auch S. 196.

mal ich finde, daß er seit 10 Jahren die Bahn der hellen, freien Vernunft und der Moralphilosophie in seinen öffentlichen Vorträgen sichtbar verlassen und sich mehr zur Mystik hingeneigt hat. Vorliebe für seinen Vater mag viel beigetragen haben."

Ein Freund, dessen Geistesart gut zu Girtanner paßte, war Dr. med. Sulzer[269]) von Winterthur. Die kurze Erwähnung im Tagebuch 1794, 13. Juni, hinterläßt einen sympathischen Eindruck:

„In Islikon hatte ich zum erstenmal das Vergnügen, Dr. Sulzern zum Adler von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Wir trafen auf die gleiche Sekunde, ich von Frauenfeld, er von Winterthur, beim Wirt Peter in Islikon ein und sagten zusammen, Lavater würde dieses für absonderliche Leitung der Vorsehung, abergläubische Leute für ein sehr glückliches Omen halten.

Sulzers Äußeres gefiel mir noch besser, als ich erwartet hatte. Einen sechzigjährigen Mann so stets lieblich, sogar galant, gefällig, fruchtbar an immer abwechselnden Erzählungen, wie Sulzer ist, habe ich noch keinen gesehen. Tätig ohne Unruh, fein höflich ohne Affektation, viel redend und doch nie ermüdend, viel mehr je länger, je anziehender, erregte er meine Bewunderung. Hätte nicht meine Gemahlin mich von ihm losgerissen, ich säße, glaube ich, heute noch auf der hölzernen Bank zu seiner Linken.

An ihm glaube ich gleichsam einen Enzyklopeden (vollendeten Vertreter) der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit gefunden zu haben, und fühle es tief, wie weit ich unter ihm stehe. Denn im Fache gesellschaftlicher Ausbildung, Erzählungsgabe, fröhlicher Unterhaltungslust bin ich nicht wert, ihm die Schuhriemen aufzulösen."

Der als Staatsmann und nationalpolitischer Dichter bekannte Katholik Landvogt Müller-Friedberg[270]) erhält von Girtanner Briefe und wird auch einmal unter den Besuchern erwähnt, am 18. Dez. 1795: „... Besuch von Obervogt Müller-Friedberg von Lichtensteig und seinem Töchterchen Anette, welches schon hübsch Klavier spielt."

269) Dr. med. Heinrich Sulzer z. Adler in Winterthur, Mitglied des großen Rates 1770, zweiter Stadtphysikus (nach Leu, Schweiz. Lexikon, Suppl. Bd. 5, S. 687.

270) Siehe Dierauer Müller-Friedberg, St. Gallen 1884.

Regeren Verkehr pflegt Girtanner auch mit einem Vikar Vögeli, z. B. Tagebuch 1789: „Den 11. und 12. Juli machte ich mit Herrn Vögeli eine angenehme Bergreise ins Wildkirchlein, auf Ebenalp, über den Zysler, in die Klus, auf den Schäfler, von da wieder zurück nach Brüllisau, auf den hohen Kasten, Kamor, laut meiner kurzen Reisebeschreibung bei meinen anderen kleinen Aufsätzen.“ Ferner aus einem Brief an Vögeli, 1792, 14. Sept.: „Doch nicht das Neue als solches, sondern das Gute frommt und nützt. Laßt uns diesem immer nachstreben, Gottes und seiner wunderbaren Welt froh werden, auf nichts Vergängliches unsere Hoffnung bauen, in Freude mäßig, in Traurigkeit weise und stets mit Gottes Fügung zufrieden sein.“

Unter den Freunden verdient noch ausführlicher dargestellt zu werden Felix Huber von St. Gallen[271]). Wenn es nur auf diesen selbst ankäme, so wüßten wir wohl kaum etwas Näheres über ihn. Seine bescheidene Art erlaubte es ihm nie, von sich ein Wesen zu machen. Erst nach dessen im Jahre 1811 erfolgten Tode hat Professor P. Scheitlin ein Bändchen Gedichte von ihm gesammelt und herausgegeben und dazu in einem kurzen Lebensbild das Wertvolle an Hubers Persönlichkeit der Nachwelt erhalten. Es tritt einem darin ein so feinsinniger, edler Geist entgegen, daß man bei ihm gerne länger verweilt. Die folgenden Züge sind diesem Lebensbild entnommen.

Felix Huber wurde als Sohn von Joh. Kasp. Huber und der Frau Maria Elisabetha geb. Schobinger 1765 in St. Gallen geboren. Der Vater betrieb ein Handlungsgeschäft. „Sein Gemüt war für alles Wissenswürdige offen, fürs Schöne zumal und fürs Große und Erhabene. Der Gang der Welt, Religion und Dichtkunst waren und blieben die Lieblingsgegenstände seiner Unterhaltung. Früh schon ward auch dem Knaben alles eine Quelle der Freude. Denn sein ganzes Wesen, voll zarter Empfindsamkeit, atmete nur Güte und Herzlichkeit.“ Felix Huber lernte als Schüler im Gymnasium Lesen, Schreiben, Rechnen und Latein, nebst dem Katechismus. Dann studierte er Erdbeschreibung und Geschichte und vervollkommnete sich im Latein unter der Anleitung seines Oheims Schobinger, Professor der Philosophie und Humaniora, welcher sich durch seine ärztlichen Kenntnisse und seine gründliche Einsicht in die Ge-

[271]) S. Gedichte von Felix Huber, nebst Schilderung seines Lebens und Charakters, St. Gallen, bei Huber 1811.

schichte und Philosophie rühmlich auszeichnete. Eine schwere Nervenkrankheit des Vaters trübt die Jugendzeit des Sohnes. Felix muß die Handlung übernehmen, ohne Lust zu einem solchen Berufe zu haben. Zwanzig Jahre lang leidet der Vater entsetzlich. „Huber sank, gebeugt von seines Vaters Schmerzen und Leiden, in dunkle Glaubenskämpfe. Der Kampf betraf die große Frage: Ob und wie diese Leiden eines edlen Vaters mit der Liebe des ewigen Vaters in den Himmeln sich vereinigen lasse?" Doch arbeitet er sich seelisch aus dieser furchtbaren Zerrissenheit wieder heraus und empor. „Die Ruhe kehrte in sein Herz zurück. Religiöse Studien machten seinen Blick heiterer, seine Ansichten allgemeiner, und die Hoffnung auf ein künftiges Licht erhob ihn vollends." Mit rührender Sohnesliebe suchte Felix seinem Vater die Qual der Leiden zu lindern. Er las ihm unzählige Stunden vor und gab „ein Beispiel der ausharrendsten, kindlichsten Frömmigkeit. Alles Leiden wurde für ihn in der Folge eine Quelle der Kraft und der Freude. Seine Vorlesungen bereicherten ihn mit den nützlichsten und schönsten Kenntnissen, und seine Unterredungen über Religion mußten sein gerade für das Erhabene empfängliche Gemüt religiöser machen und sein Dichtertalent für diesen Gegenstand anregen."

1797 trat er aus der Handlung und bewarb sich um eine Hospitalschreiberstelle. Er erhielt sie und versah sie mit musterhafter Pflichttreue. Nachdem 1798 der Vater gestorben war, hielt er eben so treu bei der alternden, halbgelähmten Mutter aus. Bald war ihm auch das Glück einer eigenen Familie vergönnt. Seine Gattin Anna Magdalena Vonwiller, eine wahrhaft gebildete, tief empfindende Frau, schenkte ihm zwei Knaben. Felix Huber war besonders empfänglich für die Schönheiten der Natur. Dichtung und Tonkunst, jede Harmonie tat es ihm an. Er dichtete selbst mit größter Leichtigkeit. Vor allem Gelegenheitssachen. Er verfügt über einen natürlichen, schwungvollen Rhythmus und weiß erhabene Gedanken in edler Sprache auszudrücken. Die meisten Gedichte beziehen sich auf die Gattin und auf Freunde. Einige gehen Girtanner an, wie wir noch sehen werden. „Huber atmete vorzüglich leicht in kleinen Kreisen. Er liebte die Stille. Sein Denken und Handeln war einfach, prunklos. Er suchte keine Vorzüge, keinen Ruhm. Er ließ nicht leicht ein Gedicht unter seinem Namen drucken. Er suchte, von Grundsätzen und von seinem eigenen

Herzen geleitet, an allen Menschen das Gute auf. Alles an ihm sprach Wahrheit, Milde und Wohlwollen aus. Seinen reinen Frohsinn verkünden uns viele seiner Gedichte. Denn, wo er Sinn für wahre Freude fand, stimmte er sogleich und gern mit ein. Aber um Lieder im Welttone zu singen, ergriff er die Harfe nie. Das Anschauen schöner Kunsterzeugnisse, das Lesen schöner Stellen netzte sein Auge schon, Musik begeisterte und entzückte ihn mit allmächtiger Kraft. Die Größe und Tiefe seines Gefühls sprach sich auch in seiner kräftigen, alles hinreißenden Deklamation aus, die in ihm nicht eigentlich Kunst, sondern reine Natur war. Er war in allem religiös. Ein erleuchteter und treuer Verehrer, ein aufrichtiger, innig dankbarer Freund Gottes und Jesu. Diese religiöse Gesinnung gab allem seinem Denken, Fühlen und Handeln eine bestimmte Richtung, seinem ganzen Sein mehr Liebe, Kraft und Würde."

Felix Huber war fast immer kränklich. 1807 erlitt er auf einer Fahrt über Land einen schweren Unfall, wobei er sein Leben für das seines Knaben einsetzte. Sie kamen beide mit dem Schrecken davon. Der Vater erholte sich nicht mehr recht. Am 20. Februar 1810 starb er.

Daniel Girtanner sah Felix Huber gern in seinem Familienkreise. Diese beiden Männer mußten sich verstehen und schätzen. Ihre Ideale führten sie zusammen. Es finden sich dem Freunde Girtanner gewidmete Gedichte, ins Stammbuch und zum Geburtstag. So das kleine

„An D. G."

Den 15. Mai 1795.

Wie sich die Freunde des Tages freuen, der dich uns schenkte,
Du von allen Guten, die sich dir nahen, geliebter,
So deine Freude*), wann er dir oft noch lächelnd zurückkehrt,
Licht und Liebe verbreitend auf Gattin, Kinder und Freunde!

Einem anderen, längeren Gedicht auf Girtanners fünfzigsten Geburtstag entnehmen wir folgende Stellen:

Schön ist der Zeitstrom des Weisen und Guten,
Blickt er ein halbes Jahrhundert zurück.
Schimmernde Wellen durchkräuseln die Fluten,
Tränken die Ufer mit Wonne und Glück.

*) Sinn: So ist dieser Tag auch für dich eine Freude.

So blickst du heut auf verflossene Jahre,
Freund alles Schönen, mit Wohllust hinab,
Siehst dann hinauf, wo im silbernen Haare
Dich zu dem Ziel führt dein sicherer Stab.

Gattin und Kinder, wie schmiegen sie heute
Näher an Gatten und Vater sich hin!
Dem, der sie täglich mit Liebe erfreute,
Streuen sie Blumen, die nimmer verblühn.

Selbst die Unsterblichen schweben zur Feier
Ihres begünstigten Lieblings herab,
Musen und Grazien stimmen die Leier,
Die dem Geweihten Apollo einst gab.

Die letzten Zeilen weisen hin auf die Pflege der edlen Künste im Girtannerkreise, vor allem der Musik. Wie oft erbaute man sich gemeinsam an den schönsten Werken der Tonkunst! Man stößt beim Durchblättern der Gedichte auf vertraute Namen. Felix Huber widmet auch dem Oberamtmann Sulzer, wohl in Erinnerung eines feinen musikalischen Genusses, einen dithyrambischen Dank und Preis. Wir wissen von früher (s. S. 164), daß am 28. Oktober 1794 der genannte als Gast bei Girtanner die „Ariadne auf Naxos“ von Benda spielte und deklamierte. Huber war dabei und hielt nachher den tiefen Eindruck in einem Sulzer zugeeigneten Gedicht fest:

„Sonnenaufgang in Bendas ‚Ariadne auf Naxos‘“
a. S(ulzer)
Den 30. Oktober 1794.

Polyhymniens Liebling! Mein Ohr hört nicht bloß,
  Es sieht auch!
Sahe die Sonne hervorgehn in ihrer Herrlichkeit Fülle,
Sah ihr geflügeltes Zögern an des Gesichtskreises Rande,
Sahe wie Rosen in Purpur und Purpur in Gold
  Sich verwandelt.
Wie der Goldkranz erblaßte im Schimmer der flammenden Wellen,
Die den glühenden Duft bei ihrem Hervorgehn durchwallen —
Endlich erschien sie selbst, — die Wogen des flammenden Äthers,
Erd und Himmel verschwanden dem strahlenden
  Quell des Lichts —
Alles dies sah mein geblendetes Ohr, als
  Von B e n d a geleitet,
Du in die Saiten des Flügels dein himmlisches Zauberbild maltest!

Girtanner gedenkt seines Freundes einige Male im Tagebuch. Beim Rückblick auf das Jahr 1792 heißt es unter dem Titel „Geschriebene Briefe 1792“ an I. A. Sulzer: „14. IX. an Felix Huber Sulzers und meine Silhouette, nebst einem Lied „Über dir, Jakob“ gesandt von meiner Komposition. — Am 17. IX. an Felix Huber „Über alte und modische Freiheit“ gesandt.“ Noch etwa 10 Briefe werden erwähnt, bald an Sulzer, bald an Felix Huber. Am 26. X. „das 30. Lied von Sulzer an Felix Huber geschenkt“.

1793, 21. Januar: „Von 9—11 mit dem mich besuchenden Felix Huber diskuriert. Wir sprachen von I. A. Sulzer, dessen Gedichten, seinem Praelaten, von der Schrift „Für Gott, Menschheit und Vaterland“, wovon ich glaubte, Huber wäre Teilnehmer gewesen, von der Harmonie mit sich selbst und ihrer buchstäblichen Unmöglichkeit, so lange wir aus zwei so ungleichen Substanzen zusammengesetzt bleiben.“

Am 13. Mai 1796 richtet Girtanner folgenden Brief an Felix Huber:

„Sie haben mir mit Ihrem Billet und mit den zwei gütigst mitgeteilten Sulzerschen Briefen große Freude gemacht. Ihr und Sulzers so edler Sinn, Ihre schnellzarte Empfindung alles dessen, was schön ist und ewiglich bleibet, Ihr gemeinschaftliches Streben, immer mehr Schätze zu sammeln, die weder Motten noch Rost verzehren, sei mir zur Nachahmung aufgestellt!

Unschuld im Herzen, Liebe im Umgang mit anderen, Tätigkeit in unserem Berufe, mit Weisheit, die Gott gibt, gewürzt, sei unser stetes Bestreben, unterscheide uns vor vielen anderen!“ — —

Genug der einzelnen Gestalten des St. Galler Freundeskreises! Jede trägt bei, das gesellschaftliche, oder besser gesagt, das geistig-gesellige Milieu zu schaffen, in dem sich Girtanner wohl fühlte. Das folgende Kapitel versucht nun, seiner geistigen Persönlichkeit näher zu kommen. Es soll uns kundgeben, was an seelischen und geistigen Werten sein inneres Wesen aufbauen half.

III.

Daniel Girtanners geistige und seelische Lage.

Eine auffallende und für unsere Zwecke höchst wertvolle Erscheinung der Tagebuchführung Girtanners ist deren Hauptteil: Eine stete Auseinandersetzung mit wichtigen Fragen des geistigen Lebens. Mag es sich um Religiöses, Politisches, Literarisches, um Gegenstände der Musik oder um das Verhältnis des Menschen zur Gesellschaft und zur Natur handeln, — sein Geist und sein Gefühl arbeiten und schwingen mit und ringen um einen Ausdruck für das Erlebnis. Man kann dem Manne, von seiner beruflich-sozialen Stellung aus beurteilt, eine Vielseitigkeit der Interessen nicht absprechen. Darum ist es wohl möglich, allein aus diesen Aufzeichnungen, die eine Fülle charakterisierender Gedanken, Bekenntnisse und Urteile bieten, sein geistiges und seelisches Wesen zu dem geschlossenen Bilde einer eigenartigen, für die Aufklärung typischen Persönlichkeit herauswachsen zu lassen.

A. Glaubens-, Erziehungs- und allgemeine Lebensfragen.

a) Religiosität.

Im Elternhause und Religionsunterricht scheint Girtanner in altkirchlicher Frömmigkeit beeinflußt worden zu sein, ohne sich dabei wohl zu fühlen. Wenigstens deutet dies folgende Tagebuchnotiz an, die der reife Mann am 23. Sept. 1793 einträgt: „Zu Hause, in der herrlich warmen, angeheizten Stube mit vieler Behaglichkeit P a r a c e l s i Hand- und Denkbibel[272])

272) Aureoli Theophrasti Paracelsi (Philippus Bombastus von Hohenheim, gest. 1541) kleine Hand- und Denkbibel oder Einführung zu der geheimden Weisheit und verborgenen Wahrheit des Geistes Gottes und un-

durchgepeitscht. Es ist aber dieses Büchlein ein solch betrübtes Gemisch von dummem Zeug und guten Lehren, daß ich's nicht ohne Achselzucken lesen konnte. Lauter Sprüche der Bibel unter Rubriken gebracht, vermöge welchen alles in der Welt aus der Bibel zu beweisen möglich wäre. Gott bewahre uns vor solch unverdauter Religiosität! Es war mir, als läs' ich die geistlichen Bücher wieder, womit man mich in der Jugend ausschließlich gefüttert hatte."

Wir wissen auch, daß seine Gattin unter einem Gemütsdruck litt. Girtanner glaubt, daß sie religiös zu ängstliche Begriffe habe, und macht einmal die auffallende Bemerkung, 1793, 26. Januar: „In Lavaters „Handbibliothek" gelesen und mit meiner Gemahlin derb und lange über die Verirrung ihrer Vorstellungen von Gott und Glückseligkeit warnend gesprochen."

Oder am 11. August 1794: „Meiner Gattin haben die Ärzte (Dr. Wartmann) Gesundheit des Leibes und die Theologen Gesundheit der Seele geraubt."

Es darf hier wieder daran erinnert werden, daß auch Ulrich Bräker und seine Frau Salome religiös auseinandergingen, was den Armen Mann nie ein ganzes eheliches Glück erleben ließ.

Am 11. April 1793 seufzt Girtanner wieder über „die armselige, trübsinnige Orthodoxie der Frau und ihre knechtische Furcht vor Gott".

Ebenso am 8. Juni 1794: „Endlich machte ich vor Schlafengehen meiner Gemahlin Vorstellungen über ihre unaufgeklärten Jugendbegriffe, die sie, all meine Bemühungen, ihr seit manchen Jahren die besten theologischen Bücher in die Hände zu geben, ohngeachtet, nicht fahren lassen will oder vielmehr kann!" —

Offenbar hat Girtanner eine religiöse Wandlung durchgemacht. Doch darf wohl nicht angenommen werden, daß er, wie es z. B. bei Bräker der Fall war, in seiner Kindheit oder im reifenden Mannesalter, von einer religiösen Art, wie etwa

seres Herrn Jesu Christi, woraus zugleich des gottseligen Autoris Glaube, Hoffnung und Liebe wider das Vorgeben seiner Verleumder und Lästerer klärlich kann ersehen werden ... zusamb Hauptschlüssel der Paracelsischen Arcanen, vor die Liebhaber zum Druck gefördert bei Diericks Betky Erben, Amsterdam 1715. [Exemplar auf der Stadtbibliothek St. Gallen, Ed. 7305.] Vgl. S. 208 f.

dem Pietismus, wirklich ergriffen gewesen ist. St. Gallen galt zwar noch als eine fromme Stadt in seinen Jugendjahren, aber der Zug zur Aufklärung war doch schon stark spürbar. Ein Besucher der Stadt weiß im Jahre 1782 zu berichten, St. Gallen habe 6 Kirchen und 30 Prediger! „Predigten werden so viel gehalten, daß man meinen sollte, es wohnten lauter müßige, unbeschäftigte Leute hier. Allein, sie werden so wenig benutzt, daß der Prediger mit seiner Familie oft den größten Teil des Auditoriums ausmacht.“ Zwar seien viele von den Geistlichen zugleich Lehrer und Professoren am Gymnasium, welches aber weder der Kirche noch der Schule frommt. „Und es wundert mich sehr, daß dieser alte Mißbrauch hier, wo so viele aufgeklärte Männer sind, noch stattfindet“[273]).

Dieser Rückgang im Kirchenbesuch war nur eine natürliche Folge des Verfalles der alten Gottesdienstlichkeit, welche eben die Leute mit Predigtgelegenheiten derart übersättigte, daß viele einen Überdruß davon bekamen und schließlich fast ganz wegblieben. Die St. Galler Synode mußte sich in den Jahren 1796—99 wiederholt mit dieser bedenklichen Erscheinung befassen.

Auch von einer allmählichen, durch die Aufklärung geförderten sittlichen Emanzipation, die St. Gallen in den letzten Jahren des Jahrhunderts erlebte, muß gesprochen werden. Es handelt sich um die Befreiung vom Zwange einer straffen, polizeilich geregelten äußeren Sitten- und Formenzucht, wie sie besonders in den peinlich vorgeschriebenen Kleiderverordnungen zum Ausdruck kam. Der schon einmal zitierte Gewährsmann schreibt darüber: „Wenn man weiß, daß die St. Galler hauptsächlich mit Frankreich Verkehr haben, daß viele von ihnen in Lyon und Marseille Häuser haben und einen Teil, wo nicht die ganze Jugend in diesen Städten zubringen, und wenn man in ihren Gesellschaften mehr Französisch als Deutsch hört, so muß man sich wundern, daß sich die St. Galler Schönen nicht französisch kleiden, sondern eine etwas steife Kleidertracht haben, deren Form aus den traurigen Zeiten des Faustrechtes zu sein scheint, wo selbst das sanftmütigste Wesen, das Weib, sich in eine Art von Brustharnisch zu stecken für nötig hielt. Damit Sie aber nicht meinen, das hiesige Frauen-

273) Vgl. für diese und die unten folgenden Stellen Joh. Michael Afsprung „Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft,“ 1784, S. 28 ff. St. Gallen berührte der Verfasser am 26. April 1782.

zimmer sei gleichgültig gegen die schönere Form der französischen Kleidertracht, so muß ich Ihnen sagen, daß dies bloß die Sache der unerbittlich strengen Polizei- und Kleiderordnung ist und daß es vielen Frauenzimmern herzlich leid tut, daß die Polizei nicht mehr Geschmack oder Gefälligkeit für sie hat. Die auch polizeimäßige Kirchentracht ist noch gothischer und macht die guten Kinder völlig unkenntlich. ... Auch die Männer dürfen keine goldbordierten Kleider tragen, versteht sich's in St. Gallen. Denn wenn sie außer der Gerichtsbarkeit des Staates sind, tragen sie, was sie wollen ... Es neigt sich hier aber alles zur Aufklärung, daß ich nicht zweifle, ich werde, wenn ich nach einem halben dutzend Jahren wieder das Vergnügen haben sollte, hieher zu kommen, alles, was schön und artig ist, umgekleidet zu finden. Der Grundzug im Charakter der St. Galler ist, wie schon gesagt, Industrie und Gewerbsamkeit. Die Verzierung desselben, Geselligkeit, Gastfreundlichkeit und ein gewisses fröhliches, joviales Wesen, welches ihren Umgang sehr angenehm und reizend macht. ... Es gibt mehr aufgeklärte Leute unter ihnen, als in andern Städten von gleicher Größe."

Aus diesem Urteil tritt ein Zug freudiger Lebensbejahung hervor, der den St. Gallern eigen war und dem nun gerade die Religion und Philosophie der Aufklärung mit ihrer Moral-, Tugend- und Glückseligkeitslehre entgegenkam.

Auch Girtanner begrüßte den neuen Zeitgeist, wo er nur in die Erscheinung trat, warm, ohne aber die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens zu verkennen. Darum sind seine Zeugnisse für sein Glaubensleben, bei aller Entschiedenheit für das Vernunftmäßige in der Religion, doch immer wieder durchzogen von einem resignierten, fast wehmütigen Einschlag: Mit unserer Macht ist nichts getan!

Auffallen muß, wie bitter er über die alte Orthodoxie urteilt und wie gründlich er bei sich aufräumt mit den alten religiösen Begriffen von Gott und der Bedeutung der Bibel:

1793, 17. Januar: „Von 6—10 Uhr Besuch bei Gebr. Hartmann. Wir besprachen uns über den Tod, über Lavatern, über die Ungereimtheit der Praedestinationslehre und ähnlicher Orthodoxien, über die Ruhe, welche Christen haben können und sollen. Ich sagte: Ein recht orthodoxer Christ, wenn er konsequent sei, könne unmöglich seiner Seligkeit wegen ohne Un-

ruhe sein. Sprach über französische Revolution und den Mißbrauch des Wortes Freiheit ..."

Erwägung beim Lesen des Alten Testamentes: 1794, 16. April: „Zu wem mochte Gott gesprochen haben, als noch keine Menschen waren? Und warum in der Mehrzahl: Lasset u n s Menschen machen, ein Bild, das u n s gleich sei? Überhaupt scheint mir die Schöpfungs- und Fallsgeschichte pure Allegorie. Die Beweise von Gott sind ganz dem Kindheitsalter der Menschheit angemessen. 20. April: „Ostertag 5½ Uhr auf. In der Kirche las ich im alten Testament und kam bis zum 25. Kapitel der Genesis. Wie unvollkommene und eingeschränkte Begriffe hatten die Menschen doch in der ältesten Zeit von Gott! Beinahe machten sie ihren Gott so unmündig, als sie selbst waren. Und wie entsetzlich tief in Lastern versunken war die Menschheit zu Abrahams Zeit! Es ist schrecklich und wahrlich nicht erbaulich, diese Geschichten zu lesen. Keine bis jetzt rührte mich angenehm, als die Geschichte der Brautwerbung Fliesers um Rebekka und das Betragen dieser unbefangenen gutmütigen Dirne. Eine recht liebliche, antik-homerähnliche Geschichte ist das. Bei Abrahams Bereitwilligkeit, seinen Sohn zu schlachten, dachte ich: Das, was bei Abraham Glaube an Gott war, würde bei uns sträfliche Schwärmerei sein. Denn, da Gott uns nicht erscheint, so dürfen wir keinem, der sich für seinen Gesandten ausgibt, glauben oder trauen, sobald er uns im Namen Gottes etwas zumuten wollte, das so unmenschlich und Gottes unwürdig wäre, wie die Schlachtung eines Kindes. Damals wurde, wie es scheint, noch alles durch Erscheinung bewirkt. Heutzutage bedient sich Gott anderer Mittel." 1794, 3. Mai: Die Geschichte Josephs scheint mir durchaus das Schönste im ganzen ersten Buch Moses zu sein. Indessen kann ich doch nicht Lavaters und Pfenningers sich determinieren lassenden Bibelgott so buchstäblich annehmen, wie sie.

Wenn etwas in der Welt wahr ist, so ist es der Satz: Daß jeder Mensch sich seinen Gott nach der ihm eigenen Denkungsart formuliert. Nicht zwei Personen machen sich von dem höchsten Wesen ganz gleiche Vorstellungen. In der Zeit der Patriarchen wurde Gott als ein schwachmütiges, auffahrendes Wesen vorgestellt, weil die damaligen Menschen nicht fähig waren, sich edlere Begriffe zu bilden. Uns aber macht es, glaube ich, keine Ehre, wenn wir mit Gewalt auf dem gleichen

Punkte stehen bleiben wollen und es für Sünde halten, ein paar Schritte weiter zu gehen."

Eine neue Bibel! Tagebuch 1794, 23. Nov.: „Wäre es nicht gut, wenn wir gelegentlich eine neue Bibel bekommen könnten? Ich meine in einer solchen Sprache abgefaßt, daß der gesunde Menschenverstand sie fassen und verstehen könnte, ohne gelehrter und willkürlicher Erklärungen zu bedürfen. Die nichts anderes enthielte, als was der Mench nach seinen jetzigen Bedürfnissen zu wissen braucht, um glücklich zu leben und selig zu sterben. Die für den gemeinen Mann nicht zu hoch und für den Gebildeten nicht zu gemein wäre? Aber wie und durch wen soll sie uns gegeben werden, um Credit zu finden? Hic nodus! (Das ist der Knoten, die Schwierigkeit!)

Die Existenz der Geister zu leugnen, scheint mir deswegen zu gewagt, weil wir einen Geist in uns tragen, dessen Existenz wir fühlen und seine Verschiedenheit von unserem Körper ebenso deutlich empfinden, als es uns unmöglich ist, ihn zu sehen."

1793, 25. Juli: „Wenn ich mit Fritzen, (ältester Sohn, geb. 1782), das zweite Buch Mosis lese, so bemerke ich, daß er sich über das Naive der Erzählung freut und nicht leicht müde wird. Mir hingegen sind die Zaubermanipulationen und das arglistige Wesen der Akteurs sehr zuwider. Dieser Bibelgott ist nicht mein Gott. So wie hier geschrieben steht, handelt der meinige niemals."

Girtanner ist eine tolerante Natur und versteht es nicht, wenn man gerade auch evangelischerseits unduldsam konfessionell Dinge auseinanderreißt, welche nach seiner Ansicht gut gemeinsam gemacht werden könnten.

Tagebuch 1795, 11. März: „... Von 4—5 den Plan der evangelischen Bibliothek in Glarus gelesen. Wie sonderbar muß es einem über religiöse Streitigkeiten erhaben denkenden Kopfe vorkommen, daß die Menschen immer in kleinliche Parteien geteilt sind und daß sogar die Wissenschaften gleichsam sich zu einer Sekte bekennen müssen! Evangelische Bibliothek!!"

Typisch aufklärerisch ist folgender Vergleich über das Abendmahl: 1794, 21. Juni: „Nach dem Mittagessen fiel mir bei Anlaß des Gesundheitstrinkens ein, daß Christus, wie mir scheint, mit dem Abendmahl und seiner Vorschrift „Tut das zu meinem Gedächtnis" nichts anderes haben wollte, als daß

wir sein Andenken gerade so ungezwungen und frohmütig in uns erneuern sollten, wie wir das Andenken an abwesende Freunde begehen, wenn wir mit unseren Tischgenossen auf ihre Gesundheit trinken. Und doch haben die Menschen solange daran gezerrt und gedreht, bis etwas beinahe Unsinniges draus geworden ist."

Das Kirchengehen ist nicht seine Sache. Er besucht den Gottesdienst nicht oft, manchmal nur seiner Gattin zuliebe, und findet an der Predigt selten das, was er braucht. Der Prediger muß ihm auch rhetorisch genügen und ihm einen ästhetischen Genuß verschaffen:

Tagebuch 1794, 8. Juni: „Am Pfingstkommunionstag der Gattin zulieb in die Kirche. Mich peinigte die Langeweile, bei den, wie es mir vorkam, einfältigen Kirchengebeten und theologischen Schnörkeln, besonders bei Erklärung des Abendmahls." Das wird uns nicht wundern nach der obigen Auslegung!

Eine andere Stelle, als er auf seine Rechnung kam: 1794, 16. März: „Eine schöne Mittagspredigt von Pfarrer Scherrer über 5. B. Moses, 7. 6—7 angehört. Mein Herz brannte in mir, wie allemal, wenn schöne Reden gehalten werden. Ein paarmal stand mein Auge voll Wasser. Ich merkte mir aus Scherrers Methode ein paar Punkte, die der Volksredner zu beobachten hat."

Über das G e b e t spricht er sich voll ehrfürchtiger Zurückhaltung aus. Ihm ist es nicht eine Form- und Gewohnheitssache, sondern innerstes Anliegen. Darum ist er empfindlich und mißtrauisch gegenüber dem Beten bei jeder Gelegenheit.

1794, 5. März: „Stilling führt als Beweis für die Gebetserhörung eine Anekdote von sich an, da er (v. Urania 4. St. p. 303) um Stärke in der Versuchung, dem Wohllusttriebe zu widerstehen, bat. Ganz recht. Wer um moralische Besserung bittet und fest in seinen Vorsätzen beharret, darf allemal der Erhörung gewiß sein. Es geht aber damit ganz natürlich zu, und man muß dergleichen Bitten nicht mit solchen, die physische Zwecke haben, verwechseln, noch deswegen, weil jene erhört werden, auf die Erhörung von diesen unbedingte Schlüsse ziehen."

1796, 13. Dez.: „Abends Hochzeitsmahl von Ursula beim „Tannenberg" mit Hartmann, von 6—10½ Uhr. Obschon ein Pfarrer dabei war und es übrigens nach der alten Etikette zu-

ging, wurde gleichwohl weder über Tisch noch ab Tisch gebetet. Ich bin dieser Verrichtung, welche in eine leere Zeremonie ausgeartet ist, nicht mehr hold, sondern unterlasse sie gern, wo es immer, ohne Ärgernis zu geben, geschehen kann. Auch hieraus sieht man, wie wichtig den Alten das Essen und Trinken war, da sie deshalb so feierliche Gebete hielten und hingegen hundert andere Dinge ungebetet verrichteten."

1797, 21. Februar, will er am Morgen wieder Andachtsübungen halten! „... Heute machte meinen Kindern, nachdem ich diese Übungen mehrere Jahre hatte ruhen lassen, bekannt, daß wir von nun an Andachtsübungen am Morgen halten würden." Am 19. Juli eine feine Bemerkung über das echte Gebet: „... Ich sehe es nie gerne, wenn in Gebeten mehr Rücksicht auf Menschen als auf Gott genommen wird. Selbst das schönste Gebet, sobald es Menschen zu gefallen bestimmt ist, verliert seinen Hauptwert. O wie schade, dachte ich, daß dieses Gebet nicht in Form einer gewöhnlichen Rede zu Menschen gesprochen wurde! Als Rede hätte der ganze schöne Inhalt allgemeinen Beifall gefunden. Als Gebet konnte ich kein Wohlgefallen daran finden, weil es zuviel Ziererei hatte."

Energisch nimmt er gegen die Auffassung Stellung, daß Beten allein genüge und alles der göttlichen Gnade überlassen werden dürfe. Nein, der Mensch soll wohl beten um die Gnade und um die Kraft. Aber Gott will, daß er arbeitet, daß etwas getan wird. Ora et labora! So übt er schneidende Kritik an einer Predigt des Dekan Stähelin:

1797, 19. Nov.: „Heute wird in allen Kirchen planmäßig über Erziehung gepredigt. Ich ging deswegen nach St. Laurenzen, um Dekan Peter Stähelin zu hören. Aber wie wenig wurde ich befriediget! Wie wässerig und gemein kam mir seine Rede vor! Er entblödete sich nicht zu sagen, das beste Mittel, und das war das einzige, das er vorschlug, zur guten Erziehung sei das Gebet. Wer morgens und abends ernstlich bete, werde zu oft an das, was seine Kinder erfordern, erinnert, als daß er sie schlecht erziehen werde. Aber wie verkehrt kömmt mir dieser Ausspruch vor! Ist denn nicht Tatsache, daß gerade solche Väter, die gewiß sehr fleißig beteten, ihre Kinder vernachlässigten? Denn das Gebet oder die Gnade, wie Herr Dekan sich auch ausdrückte, gibt fürwahr nicht die zur guten Erziehung notwendigen Kenntnisse. Es braucht wahrlich noch was mehr dazu. Und haben wir nicht ebenfalls

wahrgenommen, daß Tausende, eben weil sie fleißig beteten, damit alles getan zu haben glaubten und in dem Gedanken stunden, sie seien noch weit besser dran, als andere, die sich dabei um Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten bewarben?"

Auch am herkömmlichen Religionsunterricht übt er Kritik:

1797, 21. Mai: „Ist es nicht eine Versündigung gegen das Volk, seinen Unterricht über die wichtigsten Dinge einem Manne wie H., der wenigstens alle 14 Tage in meiner Nachbarschaft predigt, anzuvertrauen! Wann wird man einmal einsehen, daß das Lehramt keinem unaufgeklärten, unwissenden Manne anvertraut werden darf, wann aufhören, Geplapper für Gottes Wort und Unsinn für Religion anzusehen? Ich fürchte nie!"

Nur kein Phrasenchristentum! 2. Sept. 1797: „Ich versah Gevatterstelle bei dem ersten Kinde des Schusters Näf. Dergleichen Leute fangen ihren Vortrag meistens sehr hoch an. „Gott hat meine Frau entbunden", heißt es gewöhnlich. Und es wäre gewiß gut, wenn der Glaube an Gott nicht bloß in fromm klingenden Phrasen, sondern in dem Herzen und Leben der Menschen bestünde."

Ein Wort über Katholiken, den Protestanten ins Stammbuch:

1797, 15. Sept.: „Eine zweite unerwartete und schon lange gewünschte Freude war mir der Besuch Pfarrer Stalders von Escholzmatt[274]). In der Größe, der Lebhaftigkeit und der Art zu reden wie Ambühl, von aufgeklärter Denkungsart wie Thaddaeus Müller, aber noch franker und offenherziger in diesem Punkte als er. Müller z. B. hätte mir nie frei herauszusagen gewagt, daß die Religion eines Menschen nach seiner Moralität zu beurteilen sei und daß unerklärbare Glaubenswahrheiten unentschieden bleiben können, ohne derselben zu schaden. Item, daß er die Unfehlbarkeit seiner Kirche nicht anerkennen könne.

Stalder wohnte dem Konzerte auch bei und speiste bei mir zunacht. Die Katholischen, welche ich kenne, haben einen Grad von Geschmeidigkeit und Bescheidenheit mehr, als die Prote-

[274]) Pfarrer Stalder v. Escholzmatt, Katholik, 1757—1821, 1792 Pfarrer in Escholzmatt. 1806 erschien von seiner Hand der I. Bd. „Versuch eines schweizerischen Idiotikons", mit etymologischen Anmerkungen, Basel u. Aarau, bei Flick. Der II. Bd. erschien 1812.

Stalder präsidierte dreimal die Helvetische Gesellschaft. — Vgl. über ihn D. B. 35, S. 416.

stanten, welche gleich ihnen meine Freundschaft genießen. Es gibt eine katholische Höflichkeit, welche dem Reformierten unbekannt ist."

Bei allem Drang zur Kritik und Ablehnung alter dogmatischer Sätze muß man diesem Menschen doch wieder eine echte, tiefe Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und eine Bereitschaft zur Hingabe an den göttlichen Willen zuerkennen. Girtanner möchte etwas tun für Gott, er möchte Ernst machen mit seinem Christentum. Er hat Augenblicke, da er sich niederwirft, getroffen von der Majestät des Höchsten, vor dem er sich demütig als ein Nichtswürdiger bekennt und von dem er nur Eins erwartet: Die Gnade des barmherzigen, verzeihenden, gütigen Gottes!

1793, 10. Aug.: „... Nach dem Nachtessen bei herrlichem Sternenglanz zum Fenster hinaus mit meinen Gedanken herumgeschwärmt. Ich dachte hauptsächlich an Gott, künftiges Leben, auch Harmonie der Seelen, an Ulrich Bräker, Sulzer, an mich, seufzte, daß ich mich doch von der Fessel der sinnlichen Begierde frei zu machen vermöchte! Ach, und bat Gott inbrünstig, daß er mich auch ferner vor jeder Anwandlung der Eitelkeit bewahre und das Gefühl meiner unaussprechlichen, von niemandem wie von mir selbst gekannten Fehlbarkeit stets lebhaft in mir erhalte."

1791, 26. Okt.: „Freilich ist nichts tröstend als Religion, als Glauben an Gottes weise Vorsehung, als geduldige Erwartung besserer Jahre und dankbar froher Genuß des gegenwärtigen."

1795, 6. Mai: „Eine Wonnestunde im Grünen auf des Holzschopfes Türschwelle. Ich machte in Gedanken eine Predigt über den Text: Groß sind die Werke des Herrn. Wer ihn achtet, der hat eitel Lust daran."

Gewiß, es könnten nur Stimmungen sein. Aber diese Gefühle der Ehrfurcht vor dem Schöpfer kehren immer wieder und sind, vom ganzen seelischen Ringen und Kämpfen des Mannes aus gesehen, echte Regungen eines tiefreligiösen Gemütes. Ging er auch nicht viel in die Kirche, er kam nicht weg vom Wort Gottes und den Auslegungen seiner Verkündiger, unter denen er sich an diejenigen hielt, welche seiner inneren Einstellung entgegenkamen. Er läßt sich regelmäßig Joh. Georg Zollikofers Predigten[275]) von seinem Sohne Fritz vorlesen oder

[275]) Georg Joachim Zollikofer (vgl. S. 13) war 1784 gestorben. Nach seinem Tode kamen bei Weidmann in Leipzig Predigten heraus. Siehe

erbaut sich selbst lesend daran. Er liest auch mit den Augen eines Gottsuchers Rousseaus Schriften, z. B. die Confessions: 1798, 15. August: „Nebst einer sehr schönen Erntepredigt von Marc. Zollikofer las ich heute hauptsächlich in Rousseaus Confessions, woraus es sich ganz gut erklären läßt, daß Rousseaus linkisches Wesen, sein Argwohn, seine bitteren, stolzen Launen und Gelüste u. a. m. ihm notwendigerweise Unfälle über Unfälle zuziehen mußten. Ich greife, wenn ich dieses Buch, das mich an vielen Orten gar sehr anzieht, lese, in meinen eigenen Busen und bitte Gott, daß er mich vor Egoismus, Gemütskrankheit, heftigen Gelüsten, Argwohn und Religionsvergessenheit bewahren möchte. Derjenige wird gewiß der ruhige, mit sich selbst harmonierende Mensch sein, welcher gleichsam unter den Augen Gottes hinwandelt. Ein Gedanke dieser Art, wenn er habituell ist, stärkt, erhebt und veredelt unaussprechlich."

Der Christ soll sein Christentum durch die T a t erweisen. Die Hingabe im Dienste der Brüder ist Girtanners Ideal, dem er ernstlich nachstrebt. Und im Nachstreben zu diesem Lebensziel wird er voll Schmerz inne, wie aufdringlich der Mensch sich dabei selbst im Wege steht. Er weiß, wie sehr wir uns hüten müssen, Guttaten als Ausfluß unserer reinsten Nächstenliebe zu halten. Auch da noch könnte uns unser Egoismus um den Segen der Wohltat, die wir erwiesen haben, bringen!

So ringt und kämpft er ehrlich, wirklich um des Nächsten willen im Dienste der Mitmenschen zu stehen. Darum hat er sich auch der Gesellschaft der „Freunde des Guten angeschlossen". Ein ernster sozialer Sinn heißt diesen Mann helfen, wo es nottut.

Es ist ergreifend, wie er, nach außen wohl den meisten verborgen, in der Einsamkeit sich selbst prüft, an sich arbeitet, seine Läuterung in fast asketischer Lebensführung gewinnen möchte, und immer und immer wieder zu unterliegen meint, um sich von neuem aufzuschwingen, ein unaufhörlicher Rhythmus von hoch und tief, ein endloser Lauf nach einem fast zu hoch

A. L. Z. 1789, Mai, S. 371 ff. „Ein angenehmes Vermächtnis für alle aufgeklärten Freunde der Religion und einer wahren christlichen Erbauung." Weitere Bände werden auch im folgenden Jahre angezeigt. Siehe A. L. Z. 1790 I. 65 u. IV. 5 f. 1796 werden in der A. L. Z. I. S. 335 auch Zollikofers „Andachtsübungen und Gebete für nachdenkende und gutgesinnte Christen" rezensiert. „Es herrscht in ihnen der Geist einer vernünftigen und wahren Religion." Vgl. S. 181 f.

gesteckten Ziel, ein Leben voll tiefem Sinn, aber auch voll peinigender Tragik! Es ist der Weg, den der Mensch von sich aus zu Gott glaubt kommen zu können, ohne daran zu denken, daß Gott nur auf s e i n e n Wegen zu uns kommen kann.

1790, 25. August: „Das Lernen und noch mehr die Selbstverbesserung gehen allemal langsam und gleichsam unmerklich vor sich. Doch wenn man nur nicht stille steht. In der Musik übe ich mich immer fort. Meine Hauptlektüre ist solche, die mich richtiger denken und tugendhafter leben lehren soll. Journal und Zeitungslektüre ist Nebensache. Ob ich in Verbesserung der moralischen Fehler meines Charakters wirklich weiter komme, weiß Gott. Ich weiß meinerseits nur so viel, daß David recht hatte zu sagen: Herr, wer merkt, wie oft er fehlet! Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler."

12. Sept.: „Ich sehe es als eine wohltätige Fügung der Vorsehung an, daß ich so unerwarteter und ungesuchter Weise, gerade in einem überaus lehrreichen und interessanten Zeitpunkte eine Reise nach Paris machen soll. Immer soll ich weiter kommen, mich immer mehr vervollkommnen und mich von den Schlacken reinigen. Wie gut ist's, daß ich mich für die französische Revolution von Anfang an interessiert habe[276]). Und wie wunderbar hat es sich gefügt, daß ich instand gesetzt worden bin, über die Finanzen mit einiger Gründlichkeit zu plaudern. — 3. Dez.: Ich hoffe doch, meine vierwöchige Reise nach Paris habe mich stärker, männlicher und beherzter, aufmerksamer auf kaufmännischen Nutzen, vielleicht beredter, gewiß aber auch achtender gegen Kleinigkeiten, mehr aufs Große sehend gemacht. Ich fragte mich selbst, ob ich nicht ein Moralitätsschwärmer zu werden Anlage habe."

1791, 19. Okt.: Aus der Kolonne „Gelernt — an mir verbessert":

„Diese Kolonne, wie schwer geht's zu, wenn man sie auf eine befriedigende Weise ausfüllen soll! Nicht was ich wissenschaftlich lerne, sondern was ich praktisch lerne, d. i. ausübe und gleichsam in Saft und Blut verwandle, das gehört hierher. Und von dieser Seite betrachtet, sind mir meine Fortschritte unbekannt. Ich bin mir selbst ein Rätsel! Das Fleisch gelüstet immer noch gegen den Geist. Ich kann mir das lüsterne Auge nicht ausreißen, es nicht ganz von mir werfen. Zuweilen bin

[276]) Vgl. den Abschnitt S. 261 ff. G. Girtanners Stellung zur Zeitgeschichte.

ganz Geist. Dann aber gibt's wieder Stunden, wo der sinnliche Mensch die Oberhand gewinnt. Es hängt diese Veränderlichkeit nicht von meinem Willen, sondern von meiner Stimmung ab. Möchte es mir nur gelingen, die Siege über böse Begierden zu vervielfältigen und die Rückfälle immer weniger zu machen! Mich immer mehr zu erheben über sinnliche Bedürfnisse, vollständiger zu machen die Harmonie mit mir selbst, welche ist Harmonie mit dem Himmel. Dein Geist, o Gott, belebe mich ohn' Unterlaß! Wann wird Jesu Sinn mein Sinn werden?"

1793, 7. Juli: „Die glückseligsten Momente meines Lebens entspringen weniger aus gesellschaftlicher Vergnügung, als aus Freude der Einsamkeit. Sie wird meistens zwischen den vier Wänden meines Zimmers und Gartenhäuschens genossen, wenn ich ganz ruhig für mich nachdenken, ungestört lesen und mich meiner Empfindung überlassen kann. Im Gegenteil, wenn mich etwas quält, so sind es eigentlich und hauptsächlich die Menschen. Trübsinn, Ängstlichkeit, Zudringlichkeit, Launen, Unmut, Schiefheit, Melancholie, Heftigkeit. Diese, wenn sie mich berühren, meine liebsten Neigungen hindern, mir die Flügel lähmen, mich nicht das sein lassen, was ich sein sollte, machen mich oft tief aufseufzen. Gottlob, daß ich doch nicht sinnreich im Selbstquälen bin! Man dürfte mich nur in Ruhe lassen, so wäre kein Mensch glücklicher als ich." —

1785, 5. August: „Unter die rührendsten Wohltaten Gottes rechne ich die Bewahrung vor Anlässen und Gelegenheiten zur Sünde, gerade wenn die Begierde am stärksten ist und mich zur schnellen Tat hinreißen würde. Freilich geschieht's in Gedanken dennoch. Aber durch Gottes Bewahrung doch nicht durch Tat."

1788, 16. April: „Nun werde ich mich immer mehr reinigen von aller Befleckung des Fleisches und Geistes."

1789, 1. Sept.: „Darum muß ich doppelt auf meiner Hut sein. Auch kann ein einziger kleiner Vorfall, eine Anekdote, ein Blick, eine Tirade in einem Buch, ein Kupferstich usw. meine Einbildungskraft für etliche Tage verunreinigen."

1790, 25. August: „Es ist fatal, daß ich fürchten muß, immer weniger jovialisch im Umgange zu werden, welches doch ein Hauptpunkt wäre, mir bei meinen Nebenmenschen Verzeihung meines Hanges zu wissenschaftlichen Dingen zu verschaffen ... Sinnlichkeit, Hochmut, Eitelkeit und Selbstsucht bemühe ich mich zu überwinden. Geizig bin ich nicht, aber habsüchtig."

1793, 13. Okt.: „Ach, vollkommene Selbstbeherrschung, wo bist du zu treffen? Ich finde dich nirgends, am wenigsten bei mir!“

Sein Ideal: 1796, 7. Februar: „6½ Uhr auf. Zum zweitenmal Buffons Charakterschilderungen, den Hauptstellen nach, durchgelesen. Dieses veranlaßte mich zu folgender Betrachtung: Was ist es eigentlich, das ich werde und sein will? Was ist meine Ambition? Ich glaube nichts anderes, als ein von Weisen geschätzter und mit allgemeinem Zutrauen beehrter Mann. Einnehmendes habe ich eigentlich nichts an mir, weder Körperliches, noch Intellektuelles. Im Gegenteil, man traut mir auf den ersten Blick weniger zu, als ich hernach wirklich leiste. So wie mein Körper zwar gesund und regelmäßig gebaut, aber weder majestätisch noch einnehmend ist, so hat auch mein übrigens gesunder Geist nichts Schimmerndes noch Glänzendes. Ich muß daher meinen Ruhm auf dem langsamen, aber sicheren Pfade der Rechtschaffenheit, Menschenliebe und Herzensgüte suchen, und dieses ist auch wirklich meine Sache. Geduld und Selbstüberwindung können und sollen mich später gewiß dahin führen. Aufs neue freue ich mich der Ruhe, die in meinem Gemüt herrscht, der Ordnung in meinem Geschäft und meines Hanges für einsames Studieren oder Lesen ...“

Girtanner nimmt sich gern der Armen an. Bei Werken der Fürsorge ist er mit offener Hand dabei. Er gibt nicht nur von seinem Überfluß, er versagt sich manchen Wunsch, um mehr tun zu können:

1795, 28. Febr.: „... Von 3½—4½ ging ich mit Dr. Wetter in mein Haus, um seine Bauratschläge anzuhören. Auch wollte er mich bereden, mein Porträt von Diog[277]) malen zu lassen. Ich antwortete ihm aber: „So sehr ich Kunst und Schönheit liebe, muß ich dennoch, solang es noch so viel Bedürftige um mich herum gibt, meine Phantasien und Gelüste einschränken, damit aus dem ersparten Gelde die Armut erquickt werden könne ....“

1793, 30. Dez.: „In den Verhandlungen der Hamburger Gesellschaft gelesen[278]). Es gingen mir zwischen gestern und

[277]) Diog, Maler, 1764—1834, von Goethe erwähnt in der Schweizerreise 1797. „In der Schweiz ist Diog der gesuchteste und fruchtbarste Porträtist seiner Zeit gewesen. St. Gallen gehört zu den Hauptstationen seiner Tätigkeit. Er starb in Rapperswil.“ (Schweiz. Künstler Lex.)

[278]) Vgl. S. 203.

heute verschiedene Gedanken durch den Kopf, die ich, so weit ich mich ihrer noch erinnere, aufzeichnen will: Laßt uns arbeiten und schaffen mit den Händen etwas Gutes, damit wir haben zu geben dem Dürftigen. Wir sollten also für die Armen arbeiten, um ihnen mitteilen zu können. Wirklich tue ich es und gäbe noch weit öfter und reichlicher, wenn ich mehr gewönne. Nicht im mindesten Kargheit, sondern einzig und allein die nötige Vorsichtigkeit und vernünftige Überlegung hält mich davon ab. Sonst würde ich allenthalben Wohlsein und Freude durch Geschenke um mich her verbreiten, indem meine bloßen Worte und Bemühungen doch nicht so kräftig wirken als Geschenke."

In den Schriften der Hamburger Gemeinnützigen Gesellschaft blätterte Girtanner oft und ließ sich davon anregen:

1793, im Dez.: „Lektüre nach Tische aus den Schriften der Hamburger Gemeinnützigen Gesellschaft ... Ich fühle, daß sie mich ungemein anspornen, gemeinnützig, großmütig, tätig zu leben und, fern von der elenden Einbildung, jemals genug oder mehr als nötig wäre getan zu haben, keine Mühe, noch Arbeit, noch Unkost zu scheuen."

1796, 2. Mai: „... Ich las ein schönes Kapitel in den „Briefen über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit". Dem gesunkenen Ansehen des Predigerstandes, glaubt der Verfasser, könne nicht die Obrigkeit aufhelfen. Die Prediger selbst müßten es tun, und zwar dadurch tun, daß sie wissenschaftlicher, zum gemeinen Nutzen tätiger und unbescholtener werden."

Girtanners Religion mündet ein in ein Christentum der sozialen Tat! Dieser Wille, dem Nächsten zu helfen, ist unverkennbar. Alle Einschränkungen entspringen der harten Selbstkritik, die dem Kampf mit der natürlichen Selbstsucht ruft und immer wieder das soziale Gewissen weckt. Girtanner hat vielen und in feiner, taktvoller Art geholfen. Lassen wir noch einmal Ulrich Bräker für alle sprechen, die ihm für Hilfe Dank schulden. Aus dem letzten Tagebuch, 1798, den 2. August, erfahren wir, daß der „Arme Mann" nur noch einem einzigen Menschen schreibt, „einem einzigen, den meine Seele bis zur Anbetung liebt, an den werde schreiben, solange meine Hand regen kann", und am 9. August ist es wieder Girtanner, der ihn in seiner Krankheit mit leiblicher und seelischer Nahrung versorgt: „Eben erhalte ich von meinem Einzigen, von meinem Besten unter allen Guten ein trostreiches, Leib und Seel er-

quickendes Schreiben, wo ich über dem Lesen aller Beschwerden vergesse. So voll Aufmunterung, so voll Trost und Seelenlabung, dergleichen mir alle Pastoren in der Welt nicht imstande zu verschaffen. So ganz in meinem Sinn, aus meiner Seele geschrieben und auf meinen Umstand passend, wie ich's nur wünscht. Nicht nur das. Allemal muß noch eine milde Gabe beigelegt werden." — Girtanner tat, was er Gutes erwies, aus Drang, aus natürlichem Mitgefühl und Nächstenliebe, einer Frucht seiner warmen Religiosität.

Er ließ sich, wie er bekennt, gern auch durch Bücher zum Guten anregen. Wir stoßen in seinen Aufzeichnungen auf zahlreiche Literaturangaben und können uns so heute noch ein klares Bild von dem machen, was dieser Mann als Lektüre vorzog.

b) Bevorzugte Bücher.

Im folgenden sind chronologisch alle jene Bücher zusammengestellt, welche etwa unter die Gruppe der

religiösen, philosophischen, pädagogischen Aufklärungsliteratur

fallen.

Eine strenge Scheidung kann nicht durchgeführt werden. Manches vielleicht hier vermißte Buch wird im nächsten Abschnitt aufgeführt, der von Girtanners Vertiefung in schöngeistige Werke handelt. Wir werden nicht unterlassen, dort, wo er selber sich über den Eindruck davon äußert, sei es in kritischem oder in zustimmendem Sinne, seine Bemerkungen auch zu übernehmen.

1785, 11. Sept.: „Diese Zeit über las ich drei Stücke von Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde[279]) und fand in allen dreien sehr wichtige Geschichten. ... Heloise von Rousseau[280]).

1785, 3. Okt. Jerusalem „Betrachtungen"[281]).

[279]) Vgl. Anm. 148, S. 124.

[280]) Über den Einfluß dieses Buches auf die deutsche Dichtung und besonders auf die Weckung des Naturgefühls siehe Erich Schmidt: Richardson, Rousseau u. Goethe, S. 83 ff.

[281]) „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion", 1770—1779, Braunschweig. Jerusalem Joh. Friedr. Wilhelm, Theologe, gest. 1789, huldigte bis auf einen gewissen Grad der Aufklärung des Jahrh. Vgl Anm. 126.

1786, 10. April: Villaume „Von dem Ursprunge und den Absichten des Übels“[282]).

1789, 20. April: Knigge „Über den Umgang mit Menschen“[283]).

1788, Juni und Sept.: Zollikofers Andachtsübungen und Predigten[284]). Döderleins Religionsunterricht[285]).

1789, 20. Juni: Hufnagel „Über Christentum und Aufklärung[286]). Zollikofers Predigten[287]). Grynaeus „Das Religionsedikt“[288]). Nikolai „Anmerkungen über Lavater“, Taschenbüchlein für Weise“. Stillings „Häusliches Leben“[289]).

1787, 13. Juni: Zimmermanns Werk „Über die Einsamkeit“ lese ich mit vielem Vergnügen[290]).

282) Villaume „Von dem Ursprung und den Absichten des Übels“, 3 Bde. Karlsruhe 1786—87.

283) Adolf Knigge, Freiherr v., geb. 1752, gest. 1796, ein Jurist, stand lange an deutschen Fürstenhöfen in Staatsdiensten, bekannt als Verfasser des aus kluger Lebensbeobachtung geschöpften Buches „Über den Umgang mit Menschen“, ersch. Hannover 1788, bei Hahn.

1780 trat er dem Orden der sog. Illuminaten bei, welche Gesellschaft 1776 von dem kathol. Theologen Adam Weißhaupt gegründet und dann in der Folge mit Freimaurergesellschaften verschmolzen wurde. Durch Knigges Anschluß erlangte der Orden, welcher die Ideale der Aufklärer anerkannte, besonders in protestantischen Ländern Ausbreitung.

284) Vgl. Anm. 275.

285) Verfasser Joh. Christ. Döderlein, rationalistischer Theologe. „Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit“ (1785—89, Nürnberg und Altorf).

286) Wilh. Fr. Hufnagel, 1754—1830, rationalistischer Theologe. „Für Christentum, Aufklärung und Menschenwohl“, seit 1787 beliebte Zeitschrift.

287) Vgl. Anm. 275, S. 198.

288) Siehe Anmerkungen 230 u. 222. — 1788 erließ Preußen ein Religionsedikt, gerichtet gegen die Aufklärung. Sein Urheber war Minister von Woellner, ein ehemaliger Pfarrer. Die aufgeklärten Pfarrer sollten sich in ihren Predigten aller mit der Kirchenlehre nicht übereinstimmenden Lehren enthalten, auch bei gegenteiliger Überzeugung. Diese aufklärungsfeindliche Politik rief einen Sturm der Entrüstung hervor. 1798 wurde das Religionsedikt außer Kraft gesetzt. — In der A. L. Z. 1790 IV., S. 41 werden „Freimütige Betrachtungen über das Religionsedikt“ angezeigt und dazu bemerkt: Der Verfasser denkt, daß durch das Gesetz die Beförderung der Erkenntnis unter dem großen Haufen der Lehrer und dem Volke würde gehemmt werden.

289) Vgl. S. 211 f.

290) Joh. Georg Zimmermann, berühmter Arzt und Schriftsteller, 1728 geb. in Brugg i. Aargau, zuletzt Leibarzt Friedrichs des Großen. Gest. 1795.

1789: De Stael „Briefe über J. J. Rousseau“ las ich diese Tage nicht ohne Vergnügen. Schubarts „Deutsche Chronik“ von 1774.

1790: Schnepfentaler Zeitung[291]). Montesquieu „L'esprit des lois“[292]).

1791: Lavaters Evangelienbuch. Meisters „Theokratische Sittengemälde“[293]). Zollikofers Predigten, Lavaters Betrachtungen über Johannes. Salzmann „Über die Erlösung vom Elend durch Jesum“[294]). Ewalds „Predigten über Naturtexte“[295]). Metzgers Anthropologie. Bode „Abhandlung über das Weltgebäude“[296]).

1792: Mendelsohns Philosophische Schriften[297]). Locke „Über Erziehung“[298]). Ewald „Über Aufklärung, ihre Grenzen und Vorteile“[299]). Voltaire „Sur les moeurs des nations“. Rousseaus „Emile“ und die „Physiognomischen Fragmente“ (Lavater). Allgemeine deutsche Bibliothek[300]). Schweizermuseum[301]). Jenaer Zeitung[302]).

Die „Betrachtungen über die Einsamkeit“ erschienen 1756 bei Füßli in Zürich, der IV. Teil 1784/85 in Leipzig. Vgl. Anm. 147, 403.

291) Mit dem Philanthropinum, bzw. dessen Leiter, Prof. Salzmann, in Schnepfental stand Girtanner in regelmäßigem Briefverkehr. Vgl. Anm. 312.

292) Das berühmte Werk erschien im Jahre 1748.

293) Leonhard Meisters „Theokratische Sittengemälde“, aus dem Heiligtum morgenländischer Vorwelt, St. Gallen, bei Huber 1791. Über den Verfasser siehe Wernle II, 193.

294) Verfasser Christian Gotthilf Salzmann, vgl. Anm. 291, 308, 321. — In der A. L. Z. 1790 I. S. 412 schreibt der Rezensent zu diesem Buche: „Aber groß und lange noch nicht erkannt genug ist die Wahrheit, auf die Herr Salzmann überall dringt, der Mensch müsse sich selber helfen und seine eigenen Kräfte brauchen lernen, wenn es besser mit ihm werden solle. Fruchtbar und äußerst wichtig ist der Gesichtspunkt, aus welchem er die Lehre Jesu betrachtet, daß sie nämlich in all ihren Vorschriften darauf hinarbeitet, die Fähigkeiten und Kräfte des Menschen aufzuwecken, zu üben und zu bilden.“

295) Von Joh. Ludwig Ewald, ration. Theologe, siehe D. B. 6, S. 444 f., Anm. 330.

296) Siehe S. 117, Anm. 133.

297) Moses Mendelssohn, geb. 1729 zu Dessau, Freund Lessings. Siehe D. B. 21, S. 316 ff.

298) John Locke „Über die Erziehung der Jugend in den gesitteten Ständen“, ein Handbuch für Eltern u. Erzieher.

299) Vgl. Anm. 295.

300) Herausgeber Nicolai u. a.

301) Vgl. Anm. 337.

302) Allgemeine Literaturzeitung, Jena u. Halle, A. L. Z.

1792, 13. August: An Steiner, Buchhandlung, Kants „Kritik“[303]) bestellt. — In dem St. Galler Kalender gelesen[304]). Weißhaupt „Geschichte der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft[305]). Ephemeriden der Menschheit[306]). Spalding „Über die Einigkeit in der Religion“.

1793: Spalding „Bestimmung des Menschen“ gelesen[307]). Salzmann „Über die christliche Unerschrockenheit“. Salzmann Predigten[308]). Viel gelesen in Steinbart „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christen“[309]).

303) Aus dem Zusammenhang ist nicht ersichtlich, welche der drei „Kritiken“ bestellt wurde.

304) Vgl. S. 67.

305) Vgl. Anm. 232. „Geschichte der Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts, I. Teil 1788, Frankfurt u. Leipzig“, s. A. L. Z. III, S. 281—85. Der Rezensent bemerkt: „Der Verfasser lehrt, daß alle Weltbegebenheiten in dem genauesten Zusammenhang stehen, daß es keinen Zufall gebe. Alles ist Ursache und Folge. Hieraus leitet er das Ideal einer Weltgeschichte ab.“

306) Von Isaac Iselin (1728—1782). Nach allem, was bis jetzt über Girtanners geistige Bedürfnisse und humane Bestrebungen vorgebracht worden ist, wird man erwarten, daß die Bücher eines Isaac Iselin aus Basel sich bei ihm finden lassen. Der Geist der Ephemeriden entsprach ganz seiner Lebensauffassung. Diese „Bibliothek der Sittenlehre und der Politik“, wie sie auch im Titel genannt wird, erschien in mehreren Bänden jedes Jahr, von 1776—1782. Besonders wertvoll, ja bahnbrechend wirkten die darin geäußerten Gedanken über Erziehung und über das Armenwesen. Ihnen verdankt auch Pestalozzi die ersten Anregungen für sein pädagogisch-soziales Wirken. S. Mörikofer, die Schweiz. Literatur des 18. Jahrh., Leipzig 1861, S. 319 ff.

307) Vgl. Anm. 222.

308) Vgl. Anm. 294.

309) Steinbart „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christentums“, ersch. 1778, zwei Jahre vor Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Iselin empfahl es als „eines der vortrefflichsten und nützlichsten Bücher, die seit Jahren erschienen sind“ (Ephemeriden der Menschheit 1781). Der 82jährige Bodmer schreibt in einem Brief an Meister, 16. Dez. 1780 (gedruckt bei L. Meister „Über Bodmer“ 1783) „Es war doch der Mühe wert, daß wir solange gelebt haben, damit wir noch das System der Christentumsphilosophie sähen. ... Mit welcher Evidenz, welcher Energie, welcher logikalischen Schärfe schreibt dieser späte Reformator der Glückseligkeitsreligion. ... Mit welcher Kühnheit hat er zwecklose, änigmatische (rätselhafte), finstere Sätze bestritten, die ihrer Natur

1793, 27. August: Vor dem Schlafengehen las ich ein Stück in Luthers Paedagogik, von Gedicke herausgegeben“[310]).

28.: Ebenfalls der Gattin und Fritz daraus vorgelesen. — Las in Reinhards „Geist des Christentums für Leidende“[311]).

12. September: Kinder lesen mir wechselweise eine Predigt aus Salzmanns Hauspostille[312]).

14. Sept.: Von 7—8 ließ ich mir durch Fritz eine Predigt über den Aberglauben, von Salzmann, vorlesen. Lavaters Handbibliothek. Bahrdts „System der moralischen Religion“ angefangen[313]). Ich las viel, viel in Rousseaus Emil, schmeckte mir eben besser als Paracelsus, wenngleich

nach Gemütsunruhen, Furcht vor Gott und Schläfrigkeit und Untätigkeit erzeugen mußten!“ S. Wernle II, S. 171.

In der A.L.Z. 1796 I. S. 408 wird die 4. Auflage vom Jahre 1794 rezensiert „Ein Buch, für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute und anderer, die nach Wahrheit fragen, eingerichtet.“ Über den Verfasser siehe D.B., vgl. Anm. 227.

310) Vgl. in der A.L.Z. 1796 III. S. 375 die Anzeige und Rezension dieser Sammlung „Luthers Paedagogik oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen, aus Luthers Schriften gesammelt von D. Friedr. Gedike, königl. preuß. Oberkonsistorial- und Schulrat, 1792“ Gedike war ein hervorragender Schulmann (1754—1803).

311) Franz Volkmar Reinhard, rational. Theologe und Philosophieprofessor in Wittenberg, 1753—1812. S. D. B. 28, S. 32. Vgl. Anm. 320.

Siehe auch A.L.Z. 1797 I, S. 257. Es handelt sich um die Übersetzung eines lateinisch abgefaßten Wittenberger Programmes: Religionem Christianam esse optimum adversorum consolatium demonstratur ex ipsa consulationis natura. „Die Absicht ist, die Beruhigung in Leiden auf psychologische Grundsätze zurückzuführen und in eine Art von System zu bringen.“

312) Alle oben erwähnten oder noch zu erwähnenden Predigten von Christian Gotthilf Salzmann finden sich wohl in der Sammlung „Hauspostille“.

Dieses Buch wird in A.L.Z. 1796 I, S. 331 angezeigt und rezensiert „diese Predigten zeichnen sich durch einen hohen Grad von Simplizität und Popularität aus, Eigenschaften, die man an den Salzmannschen Schriften schon gewohnt ist.“ Verlag der Erziehungsanstalt Schnepfental. Girtanners Bruder Julius wirkte hier als Lehrer!

313) Vgl. Anm. 161. Über dieses Buch vgl. die Rezension in A.L.Z. 1788, 15. April, II., S. 97: „System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. Allen Christen und Nichtchristen lesbar, von D. C. Fr. Bahrdt 1787.“ Rezensent: „das nämliche Buch, welches Nr. 187 des Jahres 1787 in dieser Literaturzeitung rezensiert worden ist und den Titel führt „Ausführliches Lehrgebäude der Religion“. Erbaut auf der reinen und unvermischten Lehre Jesu, von dem Verfasser des „Sittenbuch für Gesunde.“

letzterer über die Weltweisen schmält. Blätterte in Meiners' Philosophischen Schriften[314]) und las seine Abhandlung über die griechische Liebe. In Hißmann „Literatur der Philosophie"[315]) und in Trenk gelesen. (Schubarth „Panduren-oberst Trenk".)

1793, 18. Okt: „... Abschnitte aus „Über Erziehung" von Bahrdt gelesen[316]). In den Confessions von Rousseau ein gutes Stück du vicaire savoyard gelesen. ..."

1793, 29. Sept.: „Auch mit meiner Gattin mehrere schöne Lieder gesungen, u. a. ein paar von Gellert, die ihr einen wohltätigen Eindruck machten, sodaß ich mich entschloß, ihr aufs neue die Gellert'schen Lieder sowohl als seine Moral zu lesen zu geben. Herders „Zerstreute Blätter" eine Stunde durchgelesen[317]).

1794: Las eine Predigt von Salzmann „Über die Sparsamkeit", ferner in Salzmann „Versuch zur Verbesserung des Gottesdienstes"[318]). Las in Büels „Bemerkungen für Landschullehrer"[319]). Reinhard „Von dem Werte der Kleinigkeiten in der Moral"[320]) ganz vom Anfang bis zum Ende durchgelesen. Ich bewunderte Salzmanns seltene Gabe der Popularität. Er ist gewiß einzig in seiner Art[321]). Weißhaupts „Apologie des Mißvergnügens und Übels", wahrlich

314) S. Anm. 324.

315) Wohl das in A.L.Z. 1794 II, S. 615 rezensierte „Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte, aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt, von weil. Michael Hißmann, fortgesetzt von Joh. Herm. Pfingsten, Doktor und Prof. der Philosophie in Erfurt, VII. Bd. 1789.

316) Vgl. Anm. 161.

317) Von Joh. Gottfr. Herder, erschienen in den Jahren 1785, 1786, 1787, 1792, 1793 in Gotha bei Ettinger.

318) Vgl. Anm. 312.

319) Von dem Hemmishofer Schulmeister Johannes Büel. Vgl. Wernle II, 392.

320) Verfasser Franz Volkmar Reinhard. Vgl. Anm. 311. Es handelt sich um das Buch „de vi, qua res parvae afficiunt animum in doctrina de moribus diligentius explicanda liber", 1789, Wittenberg bei Dürr, vgl. A.L.Z. 1792 II, 401 f. Rezensent: Diese Schrift macht den Liebhaber der Seelenkunde auf viele merkwürdige, ihm zwar nicht unbekannte und neue, aber doch oft übersehene Erscheinungen des menschlichen Geistes und Herzens aufmerksam. Im ersten Teil wird erklärt, was unter sogenannten Kleinigkeiten verstanden wird, die einen so großen Einfluß auf Menschenkenntnis, Moralität und Glückseligkeit der Menschen haben. ..."

321) Vgl. Anm. 294.

ein helles, gutes Buch[322])! In Jerusalems nachgelassenen Betrachtungen gelesen[323]). In Meiners schätzbarem Werke „Über wahre, unzeitige und falsche Aufklärung“ gelesen[324]). In Freiers „Leben und Charakter Friedrichs II.“ gelesen[325]). Dialogues de Platon. Platons Republik.

1796, 22. Juli: „In Jacobis Schriften gelesen[326]). Ein lieblicher, netter Dichter, dieser Jacobi. Kleinigkeiten weiß er mit Grazie zu behandeln und ihnen einen nützlichen Gedanken zu entlocken. Ob er auch der Mann dazu wäre, einen Gegenstand gründlich zu behandeln, denselben zu erschöpfen, lasse ich dahingestellt sein. Sulzers Schilderung zufolge muß er sehr Hypochonder sein[327]).“

„Der zweite Teil von den Dialogen de Platon wollte mir nicht so gut gefallen wie der erste. Es kann aber noch kommen. Ich muß allemal lachen, wenn der französische Übersetzer in seinen Noten den Sokrates oder Platon zurechtweisen will. Es ist, als wenn ein Erzzwerg sich hinter einen Riesen machte.“

1795, 15. Februar: Sailer „Sprüche des Weisen“[328]). 15. März: „Heute ist eidgenössischer Bettag, aber nur protestantischerseits. Ich las ein großes Stück in Vierthalers schönem Buche „Geist der Sokratik“[329]).

---

322) Vgl. Anm. 232.

323) Vgl. Anm. 281.

324) „Über wahre, unzeitige und falsche Aufklärung und deren Wirkungen“. Christoph Meiners war Professor in Göttingen. S. über dieses Buch A. L. Z. 1795, II., S. 456. Rezensent: „Der Verfasser zeigt, daß die Geschichte für die Aufklärung entscheide und daß die Sittlichkeit und bürgerliche Ordnung überall gleichen Schritt mit der wahren Aufklärung halte.“

325) F. C. Freier „Leben und Charakter Friedrichs II. nebst einem zweckmäßigen Auszuge aus dessen Werken, mit Zusätzen und eigenen Anmerkungen“. Vgl. die Rezension in A. L. Z. 1796, I., 589: „Dieses Buch gehört zu den besten, die wir bisher über das Leben des großen Königs erhalten haben.“

326) Vermutlich handelt es sich auch an dieser Stelle um Johann Friedrich Jacobi (siehe Anm. 345). Die Charakterisierung in Schlichtegrolls Lebensbeschreibung deckt sich mit der hier angeführten Bemerkung von Sulzer. Es könnte aber auch der Dichter Friedrich Heinrich Jacobi sein, 1743—1819, der Beziehungen zu Wieland, Lavater und Goethe hatte und als Philosoph Gegner Spinozas, Kants und Fichtes war. „Als Dichter fehlte ihm Gestaltungskraft.“ (Vgl. Krüger, deutsches Literaturlexikon, S. 209.)

327) Über den Theologen Johann Friedrich Jacobi vgl. Anm. 345.

328) Vgl. Anm. 150.

1795, 24. Mai: Vollendete das Buch „Über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion", ein mit deutscher, schulgerechter, weiter Ausholung etikettenmäßig geschriebenes Werk, dessen Inhalt aller Ehren wert ist. Ewald „Über den Mißbrauch der Bibelvorschriften"[330]).

2. Dez.: „Stillings „Heimweh" angefangen. Allein der mysteriöse, helldunkle, nach Gespenstern riechende Vortrag wollte mir nicht behagen. Ich werde das Buch wohl für andere Zeiten versparen."

5. Dez.: „... Endlich blätterte ich aus Neugierde in dem Vorbericht zum „Schlüssel" von Stillings „Heimweh", fand aber soviel mystisch kauderwelsches Zeug, daß es mir nicht möglich war, fortzufahren. Stillings „Häusliches Leben" hatte mir vor ein paar Jahren recht gut gefallen, und es schien mir, als sei der Verfasser von manchem überspannten Begriffe zur ruhigen Besonnenheit zurückgekommen. Das „Heimweh" übertrifft aber selbst seine jugendlichsten Schriften an Sonderbarkeit und an wilden Ausbrüchen einer erhitzten, nach Mysterien lüsternen Imagination"[331]).

[329]) Friedrich Michael Vierthaler „Geist der Sokratik, ein Versuch, den Freunden des Sokrates und der Sokratik geweiht". Vgl. A. L. Z. 1794, IV., S. 326. Aus dem Inhalt: § 2 Über die Kunst des Sokrates, das Gespräch einzuleiten und zu heben. § 3 Kunst, die Menschen gesprächig zu machen. § 4 Seine Art, das Gespräch zu unterhalten.

[330]) Joh. Ludwig Ewald „Über den Mißbrauch reiner Bibellehren, ein Lesebuch für Christusverehrer, nach den Bedürfnissen unserer Zeit", erschienen Hannover 1791. Rezensent: „Die reinen Bibellehren recht zu kennen und recht zu gebrauchen, darin besteht das Wesen der christlich religiösen Aufklärung." S. A. L. Z. 1792, II., S. 225. Vgl. auch Anm. 230 und 295.

[331]) In der Schweiz gab es eine große Stilling-Gemeinde. Über die Bedeutung dieser Bücher handelt ausführlich Wernle III, 444.

Wir schieben hier aus einem Tagebuch Girtanners aus späterer Zeit, nämlich vom Oktober 1802, eine Notiz ein über den

Besuch von Jung-Stilling bei Daniel Girtanner.

„Was ich nie erwartet hatte, was ich in alle Wege nicht hoffen durfte, geschah: Hofrat Jung kam, ohne Empfehlungsschreiben, ohne mich je gesehen zu haben, zu mir. Zweimal, den 4. Oktober auf zwei Stunden und den 26. wieder zwei Stunden zum Essen, am Abend vor seiner Abreise. Eine so treuherzige Physiognomie sah ich noch nie. Es muß kein unredlicher Funke in ihm sein. Wir sangen Kompositionen von Schulz und I. A. Sulzer. Es ist ihm herzlich wohl, wenn er singen kann, und mir, wenn ich ihn bei mir habe. Nicht ohne Tränen nahm er von uns Abschied. Herr Dekan Peter Stehelin und Bruder Friedrichs Frau waren auch beim Nachtessen. Stilling gab ich Lavaters „Worte Jesu", 10 Bändchen, Brentanos Übersetzung

1797, 11. März: „... In der Literarischen Gesellschaft wurde über den Befehl, den sich der Dekan Peter Stähelin erlaubt hatte, die Zirkulation von „Fortsetzung von Kants Schrift „Über den ewigen Frieden“ zu verbieten, viel gesprochen....“ Am 13. Juli: „... las das Meiste in dem sonderbaren Buche „Immanuel Kant, Vom ewigen Frieden“, fortgesetzt von Hermann H.....ch, welches in der Literarischen Gesellschaft so viel Unannehmlichkeiten veranlaßt hatte. Viel Gutes und Wahres steht da, neben einem Haufen frecher, unbewiesener

des neuen Testamentes und Zweipfennig-Chokolade und Diablotins als Arzenei für seinen schwachen Magen. Er gab mir hingegen, was ich hier in großen und kleinen Gesellschaften so selten finde, Nachrichten und Aufschluß und Gedanken über nicht alltägliche Gegenstände, über Religion, Literatur, Wissenschaft, Künste, Gelehrte, Naturmerkwürdigkeiten, kurz über Dinge, die des Redens wert sind. Auch muß man bei ihm nicht, wie bei manchem sonst guten Menschen, alle Wörter durch Fragen aus ihm herauspressen und dann noch obendrein mit Monosyllaben zufrieden sein. Nein, seine Worte sind Geist und Leben. Vielleicht spreche ich nur zuviel und lebe gleichsam neu auf.

Stollbergs Übertritt zur katholischen Konfession schreibt er großenteils seiner warmen Phantasie, stillschweigend aber auch dem Weibereinfluß zu. Von Johann Heinrich Voß sagte er bei dieser Gelegenheit: O wäre er nur katholisch! Goethen bedauert er wegen seines Rückganges in der Moralität. Er überlasse sich den Lüsten und Wohllüsten usw. Von Homer sagt Stilling: Ja, den versteht jeder griechische Bauer. Wahr ist's in der Tat, daß man über den Sinn seiner Worte, selbst in den Übersetzungen, nicht leicht in Zweifel gerät.

Stilling trägt wieder sein eigenes Haar, einen schwarzbraunen Rock, schwarze Beinkleider, schöne Wäsche, einen Ring am Finger. Seine von Nervenzügen schiefgeköpfte Gattin hat Geist und Welt, trägt sich modern und spricht wie eine Professorsfrau. Er, wenn er dozieren, vorlesen oder vorsprechen kann, ist dann in seinem Elemente. Zur Gesellschaft hatte er bei sich den Sohn von Konrektor Kirchhofer aus Schaffhausen, der Pfarrer zu Schlatt ist, einen verständigen, edlen jungen Mann. Ob seine Hoffnung, zu dem Markgrafen nach Baden gerufen zu werden, in Erfüllung geht, muß sich bald zeigen. In Marburg ist ihm, wie mich dünkt, nicht mehr recht wohl. Überhaupt sieht man aus seiner Lebensgeschichte, daß er an keinem Orte mit Vergnügen lange bleiben kann. Durch diesen Zug in seinem Charakter hat er sich gewiß manches Kreuz zugezogen und dann auch durch seine nicht genug überlegte, meistens sehr willkürliche Erklärung von dem, was Willen der Vorsehung sei und nicht. Wäre er bei seinem Spanier z. B. geblieben, so hätte er wahrscheinlich um vieles früher ein angenehmeres Schicksal gehabt. In seinem häuslichen Leben zieht er über die Pietisten stark los. Allein, es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß er seither schon wieder auf ihre Seite sich geneigt habe.“

Behauptungen und Schimpfwörter, welche nur ein exzentrischer Kopf hat drucken lassen können“[332]).

16. Nov.: Mit Entzücken „Salzmann, Himmel auf Erden“ gelesen[333]).

17. Dez.: „Lange habe ich nichts so Gutes für die Glaubwürdigkeit der göttlichen Würde Jesu gelesen, als eine Predigt von A. Stapfer, Bern, 1797[334]). Man findet aber leider selten einen Mann, mit dem man hierüber recht von Herzen sprechen kann und mag. — Mit Vergnügen las ich in Heusingers Schriften über Erziehung[335]) und mit noch größerem eine Abhandlung von Kant über Aufklärung, in den Berliner Monatsheften 1784, Dez.“

1798, 23. Juli: „Ich fange an J. J. Rousseaus Schriften etwan wieder zur Hand zu nehmen. Seine Schreibart ist doch wahrlich hinreißend. Die préface von Narcisse, vielleicht sehr wenig gelesen, verdient viel Aufmerksamkeit. Seine Confessions, wenn ich Zeit dazu finde, lese ich zur Warnung für mich, um nicht gleich ihm mit zunehmenden Jahren die Menschen zu verachten und ihnen dann auszuweichen. Ich fühle, daß dieses nicht gut wäre. Auch wenn man noch so sehr die Blöße menschlicher Tugend einsehen lernt, soll man sein Herz warm, wenn möglich glühend für ihr Wohl zu erhalten suchen.“

Man kann bei diesem Überblick über die am meisten bevorzugten Bücher deutlich erkennen, wie stark Girtanner im Banne der Aufklärung steht. Gerade ihre markantesten Vertreter unter den Theologen und Philosophen sucht er sich aus. Der beständige Umgang mit ihnen ist ihm Bedürfnis, eine Quelle

332) Meine Bemühungen, diese Schrift zu identifizieren, blieben erfolglos. Es handelt sich um eine gedruckte Abhandlung. Das Protokoll der Literarischen Gesellschaft sagt nichts darüber aus, als daß deswegen ein heftiger Streit ausgebrochen sei.

333) Von Christian Gotthilf Salzmann, 1744—1811, bedeutender pädagogischer Schriftsteller der Aufklärung. Vgl. Anm. 291 und 312.

334) Vielleicht von Pfarrer A. Stapfer, bekannt als sehr tätiges Mitglied der Berner ökonomischen Gesellschaft. S. Wernle II, S. 370.

335) „Beitrag zur Berichtigung einiger Begriffe über Erziehung und Erziehungskunst“, von Joh. Heinr. Gottl. Heusinger, 1794, Halle. S. A. L. Z. 1794, IV, S. 337 ff. Rezensent: „Herr Heusinger hatte schon vorher mehrere neue Ideen über die ... Erziehung niedergelegt, auf welchen er in diesem Beitrag weiter aufbaut. Sein Begriff: Erziehung ist Beförderung der Entwicklung der menschlichen Kräfte in den Jahren der notwendigen moralischen Unmündigkeit.“

geistiger Anregung und Freude. Doch liest er mit Wahl und kritisch. Wie fein ist z. B. die Bemerkung am Schlusse über Rousseaus Geständnisse! Da regt sich in ihm der Menschenfreund, welcher für die Menschheit etwas tun möchte! Girtanner war sehr belesen. Es sind doch erstaunlich viel Bücher dieser ersten Kategorie, wenn man bedenkt, daß sich unsere Auslese nur auf die Jahre 1785—1798 erstreckt und daß es sich nicht um leichte, unterhaltende Lektüre handelt. Seine Angaben spiegeln ein schönes Stück Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts wieder. —

B. Girtanners Freude an der allgemein bildenden und schönen Literatur.

Nach dem, was wir bisher über Daniel Girtanners geistige Lebendigkeit erfahren haben, wird man erwarten, daß er an der schönen Literatur nicht achtlos vorbeigegangen ist. Seine Freude am Lesen kommt in den folgenden Zitaten zum Ausdruck: 1787, 5. August: „Jetzt, da ich wieder mehr Muße habe, muß ich doch wieder ein paar Zeilen in dieses Tagebuch schreiben. Gottlob, daß ich's mit Freuden tun kann! ... Ich habe fortan einen schönen Wohnsitz vor der Stadt, herrlich gute Bücher, Musik und Freude zu meiner Erholung." 1790: „Gelesen „Frankfurter gelehrte Nachrichten, Abhandlung der Basler Literarischen Gesellschaft, deutsche Chronik von Schubarth 1777[336]), Schweizermuseum[337]) und Jenaer Literaturzeitung[338]). Meine Hauptlektüre ist solche, die mich richtiger denken und tugendhafter leben lehren soll. Journal und Zeitungslektüre ist Nebensache. Jene Lektüre aber mit beständiger Berufs- und häuslicher Geschäftsverbindung macht ernsthaft."

Manchmal schreibt er sich aus einem Gedichtband etwas, das ihm sehr gefallen hat, ins Tagebuch ab. So z. B. aus Voss' Blumenlese 1776 das Gedichtlein „Wenn vom Zauber des Ge-

336) Verfasser Christian Friedr. Daniel Schubarth, eine Zeitschrift, welche auch Ulrich Bräker sehr gern las. S. S. 126.

337) Das von H. H. Füßli seit 1783 herausgegebene „Schweizermuseum" hatte in den Jahren 1787/88 den größten Teil von Bräkers Selbstbiographie veröffentlicht. Auch Thaddäus Müller schreibt Beiträge, z. B. 1784, S. 1055 ein Gedicht „Ermunterung an die Musik". Ebenso Joh. Ludw. Ambühl. Im Jahrgang 1789 findet sich aus der Feder des uns als Präsident der Freunde des Guten bekannten Dr. Wetter ein prächtiges, geistvolles Lebensbild seines verstorbenen Mitbürgers in St. Gallen, des Herrn Friedrich Bernet, welcher auch Mitglied der Literarischen Gesellschaft gewesen war. S. S. 48 ff. dieser Arbeit!

338) Die häufig zitierte A. L. Z. = Allgemeine Literaturzeitung.

sanges". Einmal findet sich die Abschrift eines Gedichtes von Städtler „Öffne dich, o meine Brust, öffne dich der Freude! Sieh, dir winket süße Lust an der Freundschaft Seite! Mut und Freude, Kraft und Lust kann uns Freundschaft geben. O, ich möchte immer nicht ohne Freundschaft leben!" Noch eines, aus dem Göttinger Musenalmanach stammend, von Gisecke, 1791:

„Ich weiß nicht, sprach ein junger Theolog,
Welch ein System ich mir erwähle.
Soll ich mit Streit und Kampf als Neolog
Erscheinen, oder bleib ich innerhalb der Pfähle
Des Symbolums, womit die Kirche mich umzog?"
Der Lehrer, der des Jünglings Glück erwog,
Sprach: „Willst du nicht den rechten Weg verfehlen,
So mußt du dir gar kein System erwählen ..."

1794 schildert er ein Abendweilchen, am 16. August: ..... In der Literarischen Gesellschaft von 4½—6½ Uhr durchlief ich zwei Sammlungen von Herders Briefen über Humanität. Nach 8 Uhr rauchte ich noch ein angenehmes Ruhepfeifgen im Garten. Es ist doch was schönes um Ruhe im Halbdunkel! Gedanken häufen sich auf Gedanken wie gerufen. Vielleicht am meisten dann, wenn man sie am wenigsten sucht. Vor Schlafengehen etwas in Weißhaupt gelesen „Über Wahrheit und sittliche Vollkommenheit[339])." 1795: „Ich habe nun doch zu meinem Vergnügen erfahren, daß alles Lesen zu Hause und Studieren mir nicht halb so viel Vergnügen machen würde, wenn ich die Zeit dazu nicht gleichsam erstehlen müßte. Denn gerade das, daß ich zu bestimmter Zeit wieder fort und an meine Berufsgeschäfte muß, würzt meine Lektüre und macht die dazu gewünschte Zeit köstlich. Nur Zwang und Not entwickelt unsere Kräfte, welche sonst nur gar zu leicht in Untätigkeit verfallen."

Als der politische Himmel schon schwarz bewölkt war und auch in Girtanners schöngeistigem Kreise Ebbe eintrat, dauerte die Freude an den Büchern unvermindert an. 1798, 5. Januar: „Von 9½—12 Uhr Großer Rat. Abends sehr schönes Konzert. Dieser Tage her gab's in den Mußestunden viel Journale und a. m. zu durchlaufen, z. B. die allgemeine literarische Zeitung von Jena, oberdeutsche Literaturzeitung von Salzburg, Journal für Handlung und Fabrik, allgemeine deutsche Bibliothek etc. Mit diesen allen bin ich à jour. Denn noch immer sind litera-

rische Leckerbissen meine Liebhaberei, und wissenschaftliche Nachrichten, Unterhaltungen und Betrachtungen gehen mir allen andern vor."

Auslese.

1782: „Morgengesang" von J. Wagner aus dem Göttinger Musenalmanach „Vorüber jauchzten schon die Morgensterne". Aus dem „Magazin für Frauenzimmer" Januar 1783[340]) „Ihr Menschenherzen fest und gut, sucht nicht ein Erdenglück!" 1786, 7. März: „Sehr vergnügter Abend bei Gebr. Hartmann. Es wurde abwechselnd teils gesprochen, teils aus der allgemeinen Literaturzeitung, teils aus dem Voß'schen Musenalmanach gelesen, teils Musik gemacht."

1789, 20. Juni: Garves Cicero. Plutarque.

1790: Lucian von Samothrake, übersetzt von Wieland.

1791: Natan der Weise, von Lessing. — Jeden Tag ein wenig in der Odyssee. — 7. Juni: Ilias, 15. Juni: Ilias geendigt. — Stollbergs Gedichte, Klopstocks geistliche Lieder. — 1792: Jenaer Literaturzeitung, Schweizerbibliothek, Musenalmanach, Damenbibliothek, Thüringer Bote, Schaffhauser-, Zürcher-, Augsburger-, Straßburger-, Berner Zeitung. — Matthissons Gedichte und Andreä Dichtungen. — 1792, 3. Febr.: „Mich freut's herzlich, aus Meiners' Anweisung[341]) zu erfahren, daß ich nur fortfahren darf, mich auf gesunde Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaft zu legen. Ich fürchtete immer, vielleicht notwendigere Arbeiten versäumt zu haben. Allein Meiners beruhigte mich vollkommen." 1792, 31. Okt.: „Nach Tische meiner Frau eine Strophe aus Klopstock erklärt und in den Kupfern zu Geßners Idyllen geblättert." 1793: 4. Febr. in Herodots Geschichtsbüchern gelesen. —

Werthers Leiden gelesen und über die Notwendigkeit der Prachtgesetze. Werther und Phocion haben, bei der

338) Vgl. Anm. 232 und 322, 305.

340) Vermutlich das von Seybold in Straßburg herausgegebene „Neues Magazin für Frauenzimmer". S. A. L. Z. 1794, I., S. 336.

341) Vgl. Anmerkung 324. Über die „Anweisung" s. A. L. Z. 1790, IV., S. 519. „Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Nachdenken, besonders Lesen, Exzerpieren und Schreiben, von Christoph Meiners, 1789", Hannover, bei Helwig.

dem Inhalt nach verschiedensten Verschiedenheit, den Vorzug mit einander gemein, daß man fast auf jeder Seite eine Stelle aufzeichnen möchte. — In Ramlers[342]) und Hagedorns Poesien[343]) gelesen. — 1793, 8. Juli: 4½ Uhr ganz allein in der Literarischen Gesellschaft. Ich las in Salis Gedichten[344]). — 3. Sept. nach dem Nachtessen in dem Leben des Cato von Utica gelesen. — 1793, 29. Okt.: Joh. Friedrich Jacobis Lebensbeschreibung in Schlichtegroll gelesen[345]). — 2. Dez. den Groß-Kophta von Goethe dreiviertel gelesen. 3 Dez. den letzten Akt gelesen. — 9. Dez. Herder-, Lessing-Lektüre. 1793. 17. Dez.: „Ich schrieb ein Briefgen an Sulzer und las nach Tische mit Vergnügen in Sturz' Schriften[346]), meist über Rousseau und Klopstock. Unter den deutschen Prosaisten kenne ich nicht leicht einen angenehmeren Schriftsteller. Er verbindet ernste Philosophie mit dem gefälligsten Stile und Lebensweisheit mit Blumen des ausgewähltesten Geschmackes. — 1794, 16. Juni: Ich weidete mich an meinen Excerpten (Auszügen) und an einigen Seiten aus I. G. Sulzers „Über die schönen Künste"[347]), bei der Kühle des Morgens und dem duftenden Heu. — 29. Juli: Unterwegs in

342) Karl Wilhelm Ramler, 1725—1789, von Sulzer und Lessing sehr geschätzt. Der „Deutsche Horaz", besingt er in antikisierender Art mit würdevoller Begeisterung die Taten Friedrichs des Großen, „ein ausgeprägter Vertreter des nüchternen, prunkvollen Klassizismus". (S. Lit. Gesch. v. Vogt u. Koch, II. Bd. S. 159 f. 1918.

343) Friedr. v. Hagedorn, 1708—1754, begeisterte die Jugend seiner Zeit mit frischen, lebensprühenden Liedern.

344) Joh. Gaudenz Salis-Seewis, 1762—1834, aus Malans (Graubd.), Freund Goethes, Schillers, Matthissons. Elegischer Naturdichter, schuf volkstümliche Lieder. Girtanner kannte Salis persönlich und sah ihn nach 1798 auch in seinem Hause in St. Gallen einkehren.

345) Siehe in Schlichtegrolls Nekrologen auf das Jahr 1791, I, S. 204 ff. Joh. Friedr. Jakobi, Doktor der Gottesgelahrtheit, 1712—1791. Er zeigt in seinen Schriften einen starken Hang zu philosophischer Skepsis. „Seine Weise, über Natur, Welt und Menschen zu philosophieren, hatte allmählich eine düstere Stimmung seines Geistes hervorgebracht. Der klagende Ton drückte sich selbst in seiner Stimme aus."

346) Helferich Peter Sturz, geb. 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, gest. 1779. Gewandter Prosastilist, besonders in seinen Briefen. 1768.

347) Johann Georg Sulzer von Winterthur, 1720 geb., erst Theologe, dann hervorragend tätig auf allen Wissenschaftsgebieten. Vgl. Mörikofer, die schweizerische Literatur des XVIII. Jahrh., S. 248 ff. Seit 1747 in Berlin hochangesehenes Mitglied der dortigen Akademie. 1772 erschien „Die schönen Künste, in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und bester Anwendung".

„Das verödete Dorf" von Goldsmith gelesen[348]). — 14. Aug.: Bis 12½ Uhr las ich noch Klopstocksche Oden. — 1795, 22. Januar: Hottingers „Vergleichung der Dichter" angefangen[349]). — 22. Febr.: Mit Vergnügen in Wielands „Diogenes von Sinope" gelesen. — 28. Mai: Viel in Lessings „Natan" gelesen. — 16. Juni: Zum zweitenmal vollendet. — 21. August: „Wilhelm Meisters Lehrjahre" von Goethe. — 29. Nov.: „Erwin und Elmire" von Goethe mit Vergnügen gelesen. — 23. Dez.: Kleist's „Frühling" mit wahrem Vergnügen gelesen[350]). — Vossens „Louise" vollendet. —

1796, 11. Mai: ... Mit Fritz eine Ode von Klopstock durchgangen. ... Zwischen 8—10 Uhr durchging ich einen Pack neu empfangener Bücher, besonders die schöne 4. Edition von Geßners Schriften. — 1.—2. Mai: ... Nach dem Nachtessen die „Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit" und zwar das Kapitel „Von den Mitteln, im Lande Ruhe zu erhalten", wobei mir die Meinung, daß Verbesserung von oben herab, nicht von unten herauf kommen müsse, sehr wohl einleuchtete." — 17. April: Ich las mit Annette (Töchterchen) ein paar Fabeln Gellerts, mit meiner Gemahlin und Fritz eine Stelle aus Klopstocks „Messias". — 1796, 4. Dez.: ... Ich ging nochmals hinter Matthissons Briefe, deren Sprache Empfindung und feines Kunstgefühl verrät, sodaß man sie gerne liest. Doch ist der Inhalt nicht von hoher Wichtigkeit. Indes können sie den Stil bilden und das Gefühl

348) Oliver Goldsmith, geb. 29. Nov. 1728 in Irland. Über den Roman führt Erich Schmidt in seinem Buche „Richardson, Rousseau und Goethe" (1875) auf Seite 196 einen Ausspruch von Karoline Flachsland, der Braut Herders, an, sie finde darin „ihr ganzes Ideal von dem sanften, unschuldigen, ruhigen, friedfertigen Landleben". S. 222: Goethe und Gotter übersetzten in Wetzlar Goldsmith' „Deserted village", wo die Scene zwar dieselbe ist wie im „Vicar" (ebenfalls von G.) und mit den dörflichen Festen auch die freundliche Gestalt eines Landpredigers wiederkehrt, aber alles in trauriger, düsterer Beleuchtung sich zeigt. Städtischer Luxus, Sittenverderbnis, Willkür veröden das friedliche, patriarchalische Dorf. Jeder, der von Rousseaus Ideen nur angehaucht war, mußte mit Goldsmith über die Entvölkerung, Zerrüttung, Vermehrung unnötigen Aufwandes, das Elend und die Laster als gefährliche Feinde und Zerstörer der ländlichen Einfalt und Freude trauern und klagen.

349) Johann Jakob Hottinger, Philologe in Zürich, 1750—1819, „Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit Griechen und Römern", Mannh. 1789. S. D. B. Bd. 13, S. 195 ff.

350) Ewald Christian v. Kleist, 1715—1759.

für moralische, ästhetische und Naturschönheit schärfen[351]). — 1797, 22. Jan.: ... Nach dem Nachtessen gelüstete es mich, was seit zwanzig Jahren nicht mehr der Fall gewesen ist, eine französische Tragödie zu lesen und zwar das meisterhafte Racines „Iphigenie", welches überhaupt von manchen als die vollkommendste französische Tragödie angesehen wird. Racines Verse sind unnachahmlich fließend. Sonst sind Sentenzen nicht so sehr Racines Sache als Voltaires. — 27.: ... Nach dem Nachtessen in Minerva den merkwürdigen Spruch Washingtons gelesen: Man kann nie zu vorsichtig sein, glauben zu lassen, daß Moral und Religion bei einem Volke getrennt werden könne. — 1797, 27. Februar: Lange ist mir kein Buch von so echtem deutschem Schlag unter die Hände gekonmen, wie „Apodemikos Kunst zu reisen". Es sind zwei sehr dicke Bände, voll guter, ehrlicher und nützlicher Anweisungen, in einem Schwall von Worten, auf ganz gemeine Weise, ohne Stil, ohne Geist vorgetragen. Das alles hätte der Franzose in einem Duodezbändchen besser und angenehmer sagen können. Der Deutsche machte zwei gewaltige Oktavbände draus, voll Schwerfälligkeit, Wässrigkeit und unnützer Weitschweifigkeit. — 1797, 24. Aug.: Meine Hauptlektüre ist einige Tage her, in sehr kurzen Intervallen, die „Sympathie" von Wieland. - 24. Sept.: ... Mit mehr Unwillen als Freude las ich die „Xenien" von Goethe und Schiller. Sie sind zu mutwillig und zu grob. Was mir aber am meisten mißfällt: Sie scheinen Moralität zu bespotten. Kein Wunder, wenn man die Welt zu frühe satt wird. Es hat des Unrats zuviel neben dem Guten!" —

Unter den angeführten literarischen Werken finden sich namhafte Sachen. Auffallen muß, daß zeitlich doch schon ziemlich Entlegenes, wie z. B. die 1756 erschienenen „Sympathien" des jungen Wieland, in welchen der Dichter sein Vorbild, Youngs „Nachtgedanken", an Frömmigkeit und Rührseligkeit zu überbieten suchte, dem Geschmack Girtanners offenbar zusagte. Andererseits ist es wiederum kennzeichnend für seine der Moral und dem ethischen Streben huldigende Lebensauffassung, wenn er einer literarischen Besonderheit und Neuigkeit, wie die Xenien Schillers und Goethes, welche er in ihrem Erscheinungsjahr liest, fremd gegenübersteht, sie nicht nur nicht versteht, sondern eben von seiner einseitigen Welt-

[351]) Friedrich von Matthisson, 1761—1851.

anschauung aus und in Unkenntnis des neuen Kulturprogrammes der Führer des Klassizismus unrichtig beurteilt.

Girtanner bevorzugt auffallend Klopstock und Geßner. Die Oden, die Idyllen, auch Werthers Leiden von Goethe, die Confessionen und die Neue Heloise von Rousseau zählen unter die Lieblingsbücher. Herder wird, wie aus der Zusammenstellung hervorgeht, ebenfalls viel gelesen. Homer ist ein vertrauter Begleiter in den Augenblicken behaglicher Muße. Eine solche Wahl zeigt doch, neben den Abschweifungen zu anderen Dichtern und Denkern, in eine Richtung, welche Girtanners Art und Neigung entspricht, seinen Sinn für das Natürliche, weist hin auf sein feines Empfinden für das Wahre und Ungekünstelte, für den persönlichen warmen und echten Ausdruck der Gefühle, auch der religiösen. Das war es ja gerade, was er an seinem Freund Bräker so sehr liebte und worin er mit ihm übereinstimmte. —

C. Eigene literarische Versuche Girtanners.

Hier ist auch einmal die Frage am Platze: Hat sich Girtanner nur receptiv verhalten gegenüber dem geistigen Gut, das er aufnahm? Oder ließ er sich davon zu ideenreicher Produktion anregen? Von einer solchen kann nicht gesprochen werden. Girtanner besitzt nicht die Gabe eines schöpferischen Geistes. Er bedauert einmal selbst, „daß ihm der Funken des Genies nicht gegeben worden sei." Seine Tagebücher sind eine intime Selbstschau, kaum je für andere Augen bestimmt. In gedrängten, kleingeschriebenen Zeilen sind darin Jahr um Jahr die Blätter ausgefüllt worden mit den Gedanken und Stimmungen, welche sich ihm gerade aufdrängten. Manchmal setzt er an, ausführlicher inneres Erleben niederzuschreiben, ohne über skizzenhafte Andeutungen hinauszukommen. Doch vermag selbst diese knappe Form der Selbstbeobachtung zu zeigen, wie der Geist der Zeit in ihm und an ihm arbeitete. In zahlreichen Vorträgen und Abhandlungen hat Girtanner das Erarbeitete und Durchdachte vor weitere Kreise gebracht. Diese Versuche, literarische und ethische Probleme zu meistern, sind beachtenswerte Leistungen eines Dilettanten und erquicken eben durch den Idealismus, mit dem er an sie herangetreten ist, wohl ein halbes Jahrhundert seinem geistigen Tätigkeitsdrang treu bleibend.

Unbedeutend sind ein paar schüchterne dichterische Proben, Stammbuchverse nach der Mode der Zeit, etwa auch ein Scherzgedicht. Eigene Gedanken niederzuschreiben macht ihm Freude: 1785, 4. Juli: „Ich mache also heute den Anfang mit dem Tagebuch und rechne billig die mit der frohesten Empfindung verknüpfte Ausarbeitung gegenwärtiger Einleitung, nebst dem zur Ausführung reifgewordenen Gedanken des Projektes selbst, unter die reinen Freuden des heutigen Tages." „Der Gedanke, die Freuden jedes Tages und insbesondere die Proben der speziellen göttlichen Sorgfalt für mein Individuum zu

Papier zu bringen, setzt in mir den Genuß und die ungezweifelte Hoffnung ferneren Genusses einer zahllosen Menge Freuden erweckender Wohltaten voraus. Freilich wäre es ein unüberlegtes Projekt, alle Wohltaten Gottes aufschreiben zu wollen. Ich weiß, ich erkenne mit dem tiefsten Gefühl meiner Unwürdigkeit, daß ich ohne mein Wissen, ohne auch nur daran zu denken, tausende empfangen und abermal tausende derselben, weil ich des Guten gewohnt bin, übersehe.... Die täglichen Beweise der göttlichen Huld, als da sind: Erhaltung des Lebens, der Gesundheit, der Glieder und Sinne, Speise, Trank und Kleidung, die erquickende Nachtruhe, welche ich so ununterbrochen genieße, den süßen Hausfrieden, die Liebesproben meiner Frau, meiner Kinder, meiner Eltern, Schwiegereltern, Geschwisterten, Freunden, Verwandten, Hausgenossen, Mitarbeitern, Einheimischen und Fremden, werde ich nur dann bemerken, wenn sie mich besonders berühren."

Am 29. Mai 1791 erfahren wir, daß Girtanner sich im klassischen Versmaß übt: „Hexameter fabriziert, zum erstenmal in meinem Leben." Dann wieder vermerkt er den Eindruck der Lektüre und urteilt z. B. über Julius Caesar: „Wie viel größer würde mir Julius Caesar, unbeschadet seiner verkannten Größe, an die ich staunend hinaufblicke und die ich von keinem, wie von Friedrich II., nachgeahmt finde. erscheinen, wenn er, statt Bestechungen, Machinationen und Luxus durch sein Beispiel zu autorisieren, ein Muster der uneigennützigen, nur auf das allgemeine Wohl des Vaterlandes bedachten Gerechtigkeit gewesen wäre. Rom würde sodann, bei Caesars verdientem Einflusse, glücklich und ruhig geblieben, Caesar aber alt und lebenssatt eines gewöhnlichen und nicht eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Freilich hätte Caesar bei weniger Ehrgeiz auch lange nicht so viele große Taten getan. Ob aber sein Vaterland, bei weniger Glanz, nicht ebenso glücklich gewesen wäre? Das ist leicht zu entscheiden."

Ein paar Gelegenheitsverse: 1791, Dez.: „Unter meine Silhouetten zu schreiben:

Durch Freundesbild erkennt man Freundeswert,
Wer keinen hat, hat keinen Freund begehrt.

In weisen Freundes Schoß erhält man wahren Wert,
Bewahrung dieser Perl ist, was mein Herz begehrt.

Das Bild ist kalt, doch schlägt des Mannes Herz
Fürs Gute warm, hat Freunde nicht zum Scherz.

Ein wahrer Freund veredelt unser Herz,
Das ist der Freundschaft Zweck bei Ernst und Scherz.

So schwach ich bin, so will ich doch als Mann
Durch Gutes tun mich stärken, wie ich kann.

An Kräften klein, an Willen groß,
Wie wohl ist mir in Freundes Schoß.

Dem Freunde Dr. Chr. Girtanner in Göttingen widmet er folgendes Sprüchlein ins Stammbuch:

„Das Geld nicht zu niedrig, den Ruhm nicht zu hoch gerechnet,
Gesundheit über beide, Weisheit über alles!"

Am 8. Nov. 1792 parodiert er ein Gedicht von Joh. Ludw. Ambühl „Zwei Herzoge von Braunschweig" und gibt ihm die Aufschrift „Über alte und neumodische Freiheit", „in Zeit einer halben Stunde war's richtig"[352]).

1792, 24. Mai: „An der Vorlesung „Vergleich zwischen der griechischen und schweizerischen Republik" ein paar Stunden zum Anfang geschrieben." Und am 1. Juli: „Diese Arbeit vollendet und ausgefeilt". Sie war für die Literarische Gesellschaft bestimmt. In Freund Sulzers Tagebuch verfaßt er folgenden Vers, schreibt ihn aber nicht ein:

„Düstere Bangigkeiten müssen fern von deinem Lager fliehn,
Engel Gottes dich begrüßen, schützend sich um dich bemühn,
Bis dein kurzer Todesschlummer stillen wird dir jeden Trieb,
Wandeln einst den Erdenkummer in den Kummer ewger Lieb."

„Auf! Auf, ihre Reuterbrüder, auf!" beginnt ein von Girtanner gedichtetes und wohl auch komponiertes Reiterlied für die Freikompagnie. Es ist früher einmal erwähnt worden (s. S. 44). Auf ein anderes von ihm verfertigtes Gesellschaftslied weist die Notiz vom 29. Januar 1797 hin: „Gesellschaftslied für die Literarische Gesellschaft gedichtet, auf Anregung Grobs."

Sein initiativer Geist gerät noch auf andere Ideen: „Ich schrieb einen Aufsatz über die Wünschbarkeit eines schweizerischen Avisblattes durch ganz Helvetien, wozu der Reichsanzeiger mir die Idee gegeben hat." — Vielseitige Begabung ließ diesen Mann auch auf anderen Gebieten daheim sein. Schon oft sind uns in den bisherigen Aufzeichnungen Spuren aufgefallen, welche in das Land der M u s i k führen. Ihnen zu folgen, wenn auch nur auf einen Seitensprung, schließt eine neue, reiche Seite geistiger und ästhetischer Bedürfnisse auf.

352) Siehe Gregor Grob, „Joh. Ludwig Ambühls Gedichte", S. 152.

D. Girtanners Freude an der Musik.

In diesem St. Galler Hause war Musik ein alles, Freud und Leid, verklärender und versöhnender Schutzgeist, eine Hausgenossin, ohne die man keinen Tag verbringen mochte. Und das nur die allerbeste! Man konnte Gutes und Schlechtes wohl unterscheiden. Girtanner war darin sehr kritisch. Nicht nur daheim, auch wenn er andernorts, und sei es nur zufällig, nicht befriedigt sein konnte. Da genierte er sich nicht, einzugreifen und etwas anderes vorzumachen. Am 19. Februar 1794 unternimmt er mit der Familie einen Spaziergang nach dem Kloster Wonnenstein bei Teufen. Das Tagebuch weiß davon zu berichten: „In dem Kloster fiel mir das hellere Geklingel der Stimmen, der Ton der Unschuld, das tötende Buchstabentum, die Freundlichkeit, Höflichkeit und Gastfreundschaft der Nonnen auf, aber auch die Geschmacklosigkeit in dem musikalischen Vortrage, in der Kleidung, im Gespräch, dem Ameublement etc. Ich sang mit ihnen eine vierstimmige Vesper. Sie regalierten uns mit einer Symphonie und einigen Liedern, endlich mit einem guten Vesperessen, zweierlei Würsten, Butter, schön klösterlich ausgeschnitzelt, Honig, Wein."

Alle Glieder der Familie musizierten. Girtanner sang sehr gern. Seine Gattin bezeichnet er hin und wieder als eine begabte Sängerin. Die Kinder lernten früh Instrumente spielen. Das reichte zu einem Familienorchester. Gute Kräfte wurden häufig aus der Stadt und von auswärts zugezogen, wenn es galt, größere Aufgaben zu bewältigen, die man sich oft stellte. Jede Woche fand gewöhnlich ein Konzert im Hause, in einem Saale desselben statt, jedem Musikfreund zugänglich. St. Gallens musikalische Kultur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erhält durch Girtanners getreue Aufzeichnung der von ihm bevorzugten Stücke Farbe und Beleuchtung. Es sind alles zu ihrer Zeit sehr bekannte und beliebte Komponisten, deren Werke regelmäßig hervorgeholt werden:

1784, 24. Sept: „Heute gab ich auf Schneiderzunft gratis ein Konzert, nämlich „Cora“ von Naumann[353]). Die Rollen wurden folgendermaßen ausgeteilt: Cora — meine Frau. .... Billets teilte ich durch den Allgäuer zwei Tage vorher aus, nebst etwan 85—88 Texten, jedes Billet zu zwei Personen an .... in allem 71 Billets zu 142 Personen, und doch, sagt man mir, waren über 200 Personen.“ 1791 Juni erwähnt Girtanner einmal die Speyersche Musikzeitung[354]). — 1786, 5. Juli: „Führte den „Amphion“ zweimal in dem „Acker“ (Landgut) vor vielen Zuhörern auf[355]). Ging mit meiner Gemahlin die vortrefflichen Liederkompositionen von Schulz ganz durch[356]).“ — 1790 werden erwähnt Kompositionen von Pleyel[357]), Händel, Sonaten von Haydn, Lieder von Lavater und Reichardt[358]), italienische Arien. — 1792, 18. April: Ein Konzert auf Schneiderhaus viermal, u. a. „Die Entführung aus dem Serail“ von Mozart. „Der sterbende Jesus“ von Rosetti[359]). — 1793, 21. Februar: Drei Sonaten zu vier Händen, von Bach[360]), Giordani[361]) und Kozeluch[362]), „Orpheus“ von Naumann[363]), Lieder von Hofmeister[364]). — 1793, 30. August: „Abends beim Klavier den „Orpheus“ von Naumann zum großen Vergnügen aller anwesenden Mitglieder des kleinen allvierzehntägigen Sommerkonzertes durchgemacht. Naumann ist meines Wissens der einzige deutsche Komponist, welcher die Gnade hatte, große, entzückende Schönheit ohne einen Aufwand von Mißtönen und schwierige Stellen hervorzubringen. Er allein nähert sich der sanften Manier der Italiener, denen alles leicht

353) Vgl. Anm. 217. Ich verdanke die folgenden Erklärungen Herrn stud. Rüesch, St. Gallen.

354) Speyersche Musikzeitung = Boßlers „musikalische Realzeitung“ 1788—1790, fortgesetzt als „musikalische Korrespondenz“.

355) Vgl. Anm. 217.

356) Vgl. Anm. 239.

357) Ignaz Pleyel, 1757—1831.

358) Vgl. Anm. 239.

359) Oratorium von Franz Anton Rosetti, 1750—1792.

360) Vermutlich Philipp Imanuel Bach, 1714—1788.

361) G. Giordani, 1744—1798.

362) Vgl. Anm. 228.

363) Vgl. Anm. 217.

364) Franz Anton Hofmeister, 1754—1812.

vonstatten geht. Der harte deutsche Boden scheint auch auf Kunstgenies zu wirken. Denn Naumann macht wirklich eine Ausnahme.“ — 1793, 26. Sept.: „Abends wurde der „Lazarus“ von Rolle[365]) bei mir abgesungen. Es ist dieses das zweite Mal. Ob ich nun schon um der vielen Schwierigkeiten willen nicht gern ans Studieren des Klavierauszuges ging, so wurde ich doch beide Male von der sanften Schönheit dieses Stückes tief durchdrungen. Rolle ist sich darin weit mehr gleich geblieben als im „Abel“. Abel enthält wenig vorzügliche Arien. Im „Lazarus“ habe ich nichts Gemeines gefunden.“ 1. Sept.: „Musik macht mich noch immer belebt und in der Seele vergnügt, besonders wenn ich auch mitwirken kann.“ — 1793, 6. Dez.: „Abends hatte ich großes Konzert, wo „Lazarus“ zum ersten Mal mit der großen Begleitung aufgeführt wurde. Es ging alles abermals ganz gut. Mich rührte der Chor „Wiedersehen“ bis zu Tränen. Bis 50 Personen waren in der Stube, und noch nie erinnere ich mich, soviele Zuhörerinnen gehabt zu haben.“

Auch berühmte Solisten erweisen Girtanner die Ehre ihres Besuches bei solchen Veranstaltungen. Am 16. April 1795 nennt er „Leveque. ... Er ist einer der größten Violinspieler, Schüler von Jarnovick, hat sehr viel Grazie, außerordentliche Leichtigkeit und einen höchst angenehmen Vortrag.“ Doch je näher die politischen Unruhen in der Ostschweiz sich meldeten, umso weniger Lust und Gelegenheit fand man auch in diesem Hause noch für den ungetrübten Kunstgenuß. Verschiedene Äußerungen bedauern einen notgedrungenen Rückgang in den Jahren 1797 und 1798. Doch war nicht allein die allgemeine Lage daran schuld. Das Geschäft nahm den Initianten dieser Konzerte nach dem Rücktritt seines Vaters erheblich in Anspruch, sodaß er sich die Zeit zu seinen Büchern und für die Musikpflege fast stehlen mußte. Das bedeutete für den feinsinnigen Mann kein kleines Opfer.

Eine Welt, die von den Zeitereignissen nicht berührt und nicht vernichtet werden konnte, blieb ihm jedoch immer zugänglich: Die Wunderwelt der Natur. Unter dem Einfluß Geßnerscher Idyllen und Rousseau'scher Schriften hatte ein starker

365) „Lazarus oder die Feier der Auferstehung“ von Rolle. Vgl. Anm. 221.

Enthusiasmus für die Schönheiten der unberührten Natur die aufgeklärten Gemüter im XVIII. Jahrhundert ergriffen. Von der schlichten, warmen Begeisterung bis zur hinreißenden Schwärmerei schwanken die Stimmungen. So empfinden auch Ulrich Bräker, Daniel Girtanner oder ein Gregor Grob bei der Betrachtung einer Landschaft oder einer reizvollen Einzelheit in den Naturerscheinungen verschieden. Doch jeder ist im Innersten davon berührt. —

E. Das Naturgefühl bei Ulrich Bräker, Gregor Grob und Daniel Girtanner.

a) Allgemeines.

Bei jedem dieser drei Männer findet das Naturgefühl seinen besonderen Ausdruck. Ihr Verhältnis zur Natur kennzeichnet sie nach einer bestimmten Seite in so feiner Weise, daß es sich lohnt, sie in dieser Hinsicht nebeneinander zu stellen. Als Kinder des XVIII. Jahrhunderts, von den Idealen der Aufklärung überwältigt, stimmen sie darin überein, daß sie, jeder in seiner Art, die Naturschwärmerei ihrer Zeit mitmachen. Aufklärung bedeutet eben im umfassendsten Sinne eine Zuwendung zu den Dingen dieser Welt. Die Wirklichkeit wird aber nicht allein dem Verstande, sondern auch dem Herzen, dem Gemüt neu geöffnet. Es war, wie wenn diese Menschen ein helleres Auge für die Schöpfung bekommen hätten. Mit der Preisgabe des supranaturalistischen Standpunktes, mit der Entwertung der einseitigen Jenseitsbedeutung des Lebens, wurde das Diesseits mit seinen echten Werten wie neu entdeckt und mit glühender Inbrunst umfangen. Es war auch ein Überquellen der Empfindungen von Mensch zu Mensch. Man könnte fast sagen: Der Mensch wurde neu entdeckt, entdeckte sich selbst, entdeckte den Bruder, die Schwester im andern, mit allen seinen geheimnisvollen Fähigkeiten und Möglichkeiten. Man denke an die sentimentalen, in Tränen zerfließenden Freundschaftsbünde, denen die stimmungsvollen Anlagen in englischem Gartenstil einen reizvollen Hintergrund gaben, „mit ihren Tempeln der Freundschaft, der Tugend, der Liebe, der Melancholie, der Einsamkeit, des Wiedersehens, des Todes. In diese Umgebung passen die rührseligen Schwärmer, welche uns die englischen Schriftsteller vorführen, passen die deutschen Idyllendichter und Mondscheinsänger. Da wandelten sie, zärtlich umschlungen, Tränen vergießend und Küsse tauschend, dahin. Inschriften drangen ihnen sogar auf oder erleichterten

ihnen wenigstens, was sie an dieser oder jener Stelle empfinden sollten! Dort sollte der Wanderer lachen, hier sollte er weinen, dort sollten Schauer der Andacht ihn durchrieseln. Eremitagen tauchten überall auf, Einsiedler, lebende oder auch Puppen, wurden in die Blockhäuser gesetzt“[366]).

Dieses Schwelgen und gänzliche Aufgehen im Persönlichen erscheint uns heute als ein sehr selbstsüchtiges Genießen des eigenen Ich. Alle diese Schwärmer „kehren den Blick nach innen, und Gemüt und Seele sind die Hauptorgane ihrer Bedürfnisse. Seelische Weichheit, feine Empfindung, schöne Gedanken, „empfindlich“, „empfindsam“, „schöne Seele“ sind die Ehrentitel, nach denen man strebt.“ Erich Schmidt, dessen Buche „Richardson, Rousseau und Goethe“ dieses und das folgende Zitat entnommen sind[367]), bezeichnet den Pietismus als die große Voraussetzung für die sogenannte empfindsame Periode: „Er hat die Gemüter dazu vorbereitet. Der Pietismus, welcher das innere Leben, nicht das äußere, den Seelenkultus und eine an mystischen Vorstellungen von seelischer Brautschaft reiche Religiosität pflegte, ließ die Menschen sich in sich selbst versenken und der Außenwelt den Rücken zukehren. Er konnte keine starken Charaktere erziehen, sondern nur zarte Sentimentalität, Gemütsweichheit, Gefühlsseligkeit hervorrufen und fördern. Religion und Liebe, Übersinnliches und Sinnliches mischt sich in ihm. Darum dringt in die enthusiastischen Freundschaften und Liebesverhältnisse des vorigen Jahrhunderts immer ein religiöser Beigeschmack. „Engel Gottes“, „Held Gottes“, „Heilige des Herrn“, „Himmlische“, „liebe Seele“ usw. werden die Anreden in den empfindsamen Briefwechseln. Die Wertherstimmung fließt, wenn wir bis zur Quelle zurückgehen, aus dem Pietismus.“

b) Das Naturgefühl bei Ulrich Bräker.

Ein religiöser Grundton klingt durch seine Naturempfindung von Kindheit an. Sein Naturgefühl ist echt. Man wird kaum feststellen können, daß er sich nur von den Stimmungen und Einflüssen der Zeit, wie sie ihm durch die pietistische Frömmigkeit der Eltern und später durch Bücher vermittelt wur-

366) Vgl. Alfr. Biese „Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit“, S. 292.

367) Ersch. Jena 1875. S. S. 219, Anm. 348.

den, beeinflussen oder erst anstecken ließ. Er liest allerdings Rousseaus „Geständnisse", er liebt die Bücher von Hermes und hat besonders an dessen „Sophiens Reise" „den Narren gefressen", Goethes „Werther" und Geßners „Idyllen" begleiten ihn, wenn er sein Garn im Lande verhausiert, doch hat er schon als kleiner Knabe sich in der freien Natur daheim gefühlt! Was Werther und vor allem Geßner ihm später zu sagen hatten, das traf zusammen mit seiner innersten Veranlagung. Bräker brachte einen natürlichen Sinn mit für die Schönheit und die Erhabenheit der Wunder der Schöpfung, auch für das kleinste und unscheinbarste Einzelwesen, wie den feinen Bau eines Blattes oder eines Käferleins. Es ist schon zu zeigen versucht worden, wie innig verwoben das Gemütsleben dieses Naturkindes mit allem Leben der Schöpfung ist. Wie der Knabe vertraut ist mit den Dingen in Feld und Wald, als ahnte er in ihnen eine verwandte Seele, die sich mit ihm freut und mit ihm trauert. Wie freut sich aber auch der Mann noch kindlich über jeden Sonnenaufgang und über das neusprießende Leben beim Einzug des Frühlings! Wie wird hingegen sein Gefühlsausdruck elegisch gestimmt, wenn der Nebel sich wie ein Trauermantel über die Erde legt, sodaß er sich wieder gern aus der melancholischen Stille unter die Menschen flüchtet! Bräkers Gemüt mußte für die Natur besonders fein gestimmt werden in der landschaftlich reizvollen Umgebung seiner Heimat. Sie trägt den abwechslungsreichen Charakter voralpinen Geländes. Da gibt es hochhinauflockende kahle Hügel, welche dem Auge eine Weite des Blickfeldes gönnen, daß das Geschöpf seiner eigenen Kleinheit, aber auch der Größe und Erhabenheit der Schöpfung bewußt werden muß. Da graben sich zerklüftete Schluchten in die Tiefe dunkler Tannenwälder, aus denen Wildwasser ihr ewig brausendes Lied hinaufrauschen. Dann wieder wandert der nimmermüde Fuß stundenlang über herrliche Weiden, auf denen die Herden vom Frühling bis zum Herbst mit melodisch-traulichem Läuten ziehen. Grüne Matten legen sich über sanftere Hänge, durch welche silberklare Bächlein hinabmurmeln, — ein üppiger Reichtum von Eindrücken, die das empfängliche Gemüt eines Ulrich Bräker von früher Jugend an geformt und gestimmt haben, sodaß sein Naturgefühl eine reiche Skala von Tönen wiedergibt: Die Freude am Idyllisch-Lieblichen, den Sinn, ja die Bewunderung für das Erhabene und Ewige, das aus der

Natur spricht, den sympathetischen Drang der Beseelung alles Kreatürlichen und ein mystisches Versenken in Gott-Natur. Und ist diese Freude an der Natur nicht identisch mit der Freude am Leben überhaupt? Bei Bräker war es sicher so. Nur wer, wie er es nach seiner Wandlung tun mußte, das Leben bejaht, kann Verständnis für einen solchen Enthusiasmus haben. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Mann in seiner ersten Periode glaubte weltabgewendet fühlen zu müssen und alle irdischen Güter und Freuden verneinte. Mit der neuen religiösen Einstellung aber, welche den Sinn des Lebens in der Glückseligkeit schon auf Erden zu erkennen wähnte, bekam der Mensch auch ein neues Auge für die Umwelt. Allein schon in dem Satz „Gott meint es gut mit uns", war der Weg geöffnet, die Welt als einen Kosmos anzusehen und sich an ihrer wohlgeordneten und weisen Gesetzmäßigkeit aufzurichten aus der früheren pessimistischen Beurteilung des Menschen, welche alle Kreatur unter den gleichen Fluch des Sündenfalles stellte. Zum mindesten verhüllte jene alte jenseitsgerichtete Einstellung dem Menschen die Freude an der Natur um ihrer selbst willen.

Die ganze Schöpfung ein Kosmos! Es gibt wenig Stellen bei Bräker, da ihm das Bewußtsein aufdämmert, daß die Natur auch Zerstörerin, erbarmungslose Elementargewalt werden und das Chaos bereiten kann. Er muß aber auch dafür ein Auge gehabt haben. Denn die Thur, welche ein paar Schritte von seinem Häuschen entfernt am Fuße der Felswand vorüberrauschte, konnte selbst, zur Zeit der Schneeschmelze, das ganze Tal verheerend heimsuchen. Einmal stimmt ihn eine solche Katastrophe doch nachdenklich, als er auf einer Reise dem Zürichsee entlang die schrecklichen Folgen eines Wildwassers überblickte, welches die Gegend von Küsnacht verwüstet hatte[369]). Er fühlt mit den Armen, die das Unglück getroffen hat. Aber eine Erklärung über den Sinn eines solchen Unglückes vermag er nicht zu geben. Nur das ist ihm klar: Es liegt alles in der Hand einer Allmacht. Das Erdbeben von Lissabon läßt ihn durchaus nicht gleichgültig. Doch, was kann schließlich der Mench dagegen tun? Und ist er nicht selbst imstande, unter Umständen schlimmer zu wüten, als das wildeste Element? Es liegt nicht in Bräkers Art, über solche

[369]) Vgl. Voellmy, „d. Arme Mann im T.", S. 149.

Rätsel sich lange den Kopf zu zerbrechen. Bald kommt seine Naturseligkeit wieder über ihn und bringt ihn zu seinen Lieblingsgedanken zurück: Gott ist die Liebe! Auch in der Natur zeigt sich das. Allen Wesen werden Liebesregungen beigelegt. Im Tagebuch 1788, am 12. Februar, findet sich das schöne Wort: „Ich mag mein Auge hinwenden, wo ich will, in der ganzen Natur find's überall Harmonie, und wo Harmonie ist, ist folglich auch Liebe. Ich sehe die Sterne des Himmels sich küssen, sehe die Blümchen und Gräschen auf den Wiesen sich enge schließen und liebend vertragen, sehe das Vieh auf den Weiden sich lecken, die Jungen aller Tierchen sich liebend und hüpfend umtanzen, sehe das Täubchen, das Lämmchen enge geschlossen, wonnetrunken in Liebe versunken, sehe Würmchen, Schnecken in Liebe verklebt, Mücken wie Staub in den Sonnenstrahlen sich truppweise liebend ergötzen. Auch wir Menschen lieben, müssen lieben. Dann Liebe ist unser Allvater ...."

Einige typische Stellen, welche Bräkers Naturgefühl charakterisieren, sind dem Tagebuch vom Jahre 1779 entnommen. Er versenkt sich, liebevoll teilnehmend, in die Welt der kleinen Wesen. Er spürt die Regungen ihrer zarten Seelchen. Sie alle und er sind ja Kinder der guten Mutter Erde. Wie viele Menschen würdigen sie nicht für ihre unaufhörliche Güte! Er aber ist ihr dankbar, auch für die letzte Ruhe, die er in ihrem Schoße finden wird:

13. und 14. Februar: „Gestern die Reise wieder, die ich vor 14 Tagen gemacht habe .... 's war ein allerliebster Tag .... ich ging so mein Schritt über ein Brachfeld, stopfte mein Pfeifgen und heftete meinen Blick auf die Erde. Die grünen Gras- und Kräuterbüschel, über die ich hinstonkerte, machten mein Denken rege. Sie guckten so demütig aus den dürren Stoppeln heraus, als wenn sie der holden Sonne eine tiefe Reverenz machten und schmachtend fragten, wie bald sie ihre Köpfgen recht emporheben dörften und ihren Feind, den gräßlichen Nord, nicht mehr zu beförchten hätten. Die gute Mutter Erde, dachte und murmelte ich, so manch tausend Jahr und deine Gebärkraft ist noch nicht müde, nicht müde zu gebären und deine Kinder zu nähren, ist noch ebendieselbe, die sie war. Gibst her, nimmst hin, was ein Weilchen auf deiner Oberfläche war, in deine Schoßmutter, alles, alles, was von jeher auf dir herumkroch. Zeugst anderes und immer anderes, bis all

sein wird. Wie manch tausend Bauren wühlen dich Jahr aus, Jahr ein ohne Gedanken durch und durch! Welch Gewimmel von Geschöpfen liegen in dir verborgen. Wie manchem jetzt lebenden Erdensohn ist dein Schoß jetzt eine Trauerhöhle, wann er tief aus deinem Bauch Metall hervorhackern muß, daß andere deiner Söhne damit schäckern, tändeln, prangen und zanken können! Und deine hochtrabenden Söhne stolpern so stolz über deine Fläche hin, glauben sich zu vornehm, daß dein Staub ihre Schuhe beschmutze. Und viele halten dich nicht einmal würdig, daß ihre kostbaren Füße deinen Rücken betreten. Mir bist du heilig, liebe Mutter. Vierzig Jahre hast du mich schon genährt und manch tausendmal vergnügt und entzückt. Ich ehre alle deine Kinder und freue mich ihrer, solange ich auf dir herumtrapple. Dann freue ich mich, wann's all ist, wieder in deinem Schoße zu ruhen, zu ruhen von aller Arbeit, von allem mühsamen Herumstoffeln. Wie wohl wird's tun, wie süß wird's ruhn, dachte ich. Fort rückt's und husch waren wir am schönsten Sonnenrain. Legte mich auf den Bauch, ins weiche Moos und Prisi (gemeines Heidekraut, Erica carnea, Idiot. V 798) und zeigte meinem Buben die wundervollen Zässerchen (Fäserchen) der immergrünen Prisi und wälzte mich wie ein Kind auf seiner Mutter Schoß, wann's genug mit ihren Brüsten gespielt ...."

Ruhe, Frieden findet Bräker in der Stille und Einsamkeit der Natur. Als er einst die Insel Ufenau im Glanz der Abendsonne liegen sah, da stieg in ihm der Wunsch auf: Laßt uns hier Hütten bauen! „Wäre nur dies kleine Eiland ledig und los dein Eigentum, du würdest dich glücklicher schätzen, froher und vergnügter leben als Kaiser und Könige ..." Das Treiben der Menschen widert ihn an: „Holder Mond, wie ruhig wandelst du durchs blaue Gefild. Nie ist mir wöhler, als nach dem Getümmel, wann ich dich am ruhigen Abend sehe, so sanft, so still, so lachend den herrlichen Himmel durchwallen ... Wann ich mit meinem Hermes[370]) im Winkel, bei einsamer Nacht, oder vergnügt den Gedanken nachhänge und etwas davon auf dieses Papier herkratze, bald mein Pfeifgen schmauche, bald den hellen Himmel, die blinkerten (blinkernden) Sterne begucke, o das geht mir über alles Wohlleben! Jetzt rücken bald die schönsten Weilchen heran, wo ich mich am Sonnen-

[370]) Vgl. Anm. 135.

rain setze, die Meise und Lerche behorche, Mairisli und Veilchen pflücke, Balsamdüfte trinke, mich im Grünen wälze, den lachenden Himmel, die jauchzende Erde bewundere, bis ich trunken, rücklings aus dem erquickenden Laberinth herauseile, meinem Schöpfer Dank ströme, daß er seine Geschöpfe so fühlbar gemacht . . ." (2. Februar).

Er fühlt sich dort wohl, wo er sich, wie die Blumen und alle Geschöpfe, hingeben und öffnen darf dem alliebenden Vater. Fast mysthisch fährt er am 3. Febr. in seinem Tagebuch weiter, indem er zugleich den schreienden Gegensatz zwischen der niederen Sinnenlust und der reinen Freude an der Natur hervorkehrt: „Fort mit euch, lärmende Freuden, wo man wühlt, brüllt und die Haut seiner Lenden spickt, daß sie zerspringen möcht', wo man den Kopf dumm macht, Trank in den Magen schütt', bis der Dampf die Augen übertribt und der trockene Mund stackelet wie eine Elster, wo man im Feld rumhuscht, Vögel und Hasen verfolgt, auch wo man steif dasitzt, gespannt wie eine Harfensaite, Sorg' für seinen Überzug trägt und sich zwingt, nett zu scheinen und hübsch zu tun. Fort mit euch, ihr ausgesuchten Freuden, wo man Frisuren, sammete Hosen und allerhand Figuren bewundert! Meine Freude ist im Stillen, in einsamen Winkeln, im belaubten Gebüsch, unterm schattichten Baum . . . o ihr einsamen, stillen Örter, wo meine Freude, mein Vergnügen wohnt, wo mir der Himmel so freundlich ist und 's mir um und um helle, wohl und leicht wird, wo ich meine Brust voll Kummer dem Himmel zuströme, meine Bedürfnisse herzähle und 's mir dann so wohl wird, daß ich Himmel und Erde küsse, jedes Meisterstück meines gütigen Vaters küsse, so wonnetrunken am einsamen Bach, wo keine Seele hindenkt, wo Silberströme bei meinen Füßen vorbeirollen, ein sanftes Sausen alle Adern durchdringt und ich, ich Staub, so durchwürkt, umgeben von dem großen, alles durchdringenden All — — — selige Stunden, göttliche Freiheit, euch aufsuchen in Einöden, wo Natur, wo göttliche Wunder spielen, wo's Entzücken säuselt — — — das ist mein Leibvermögen, meine Lust. Hier will ich ruhen, meine letzte Stunde sei eine solche!"

Die Größe und Erhabenheit der Natur entlockt ihrem Bewunderer Worte einer andächtigen Verehrung, ob er die Majestät der Nacht empfindet oder die Wonne über einen Sonnenaufgang zum Ausdruck bringen will. Fast beneidet er die „Himmelssöhne", die Dichter, um ihre Gabe, sagen zu können,

was sie fühlen. Salomon Geßners Idyllen begleiten ihn in die Natur hinaus. An seiner Empfindung und Sprache berauscht er sich. Ihm möchte er es gleich tun:

„Gott — Zeit und Ewigkeit — alles umfassendes Denken! Himmelssöhne von oben begeistert, G e ß n e r — Welten voll G e ß n e r, welch Wohlleben vor (für) euch! Wann ich so hingerissen werde, mich mitten in der Gesellschaft der seligen Söhne befinde, dann bin ich in einer herrlichen Welt. Ihr Himmelssöhne, ich bin unmündig. Sucht auch Worte für mich, wann euch jener Cherub Edens Türe öffnet und ihr betrunken Edens Gefilde besingt, jene Gärten und behügelten Fluren, jene Quellen und Wohllustströme. Euch will ich nachstammeln. Ich fühle, was ihr fühlt, aber ich kann mich nicht ausdrücken. Welch Glück vor mich wildgewachsene Staude, solch großen, edlen Seelen hintennach schleichen, ihre Gesänge behorchen, genießen, was sie genießen. — Jubiliert, singt, schwärmt, phantasiert, ihr edlen Seelen, ihr Helden im lustigen Eden, singt wie die Männer im Feuerofen, nur predigt nicht alleweil. Studiert, aber nicht immer Pflichten, die euch selber ekeln, studiert die Werke des Höchsten, die unerforschlichen Meisterstücke des unbegreiflichen Meisters. O da wird's euch nie ekeln, immer laben, immer entzücken. Doch ich bin albern. Nein, ihr großen, vom Himmel gelehrten Seelen, euch soll ein Tor nicht lehren!“ — (12. März.)

„Nachtgedanken“:

„Alles so spiegelhelle. Glänzende, lange, kalte Nächte. Der halbe Mond mitten am zwitzerten (blinkenden) Himmel. Unten und oben funkelt's. Welcher Anblick dem staunenden Auge! — Die halbe Nacht möcht' ich staunen und denken, wann der Frost nicht so pfiffe. Bittere Kälte um uns herum, und besser oben scheint's so lieblich und angenehm. Ringsherum macht das blaue Gewölb eine so lächelnde Miene. Die blinkernden Sterne gucken so freundlich auf mich herab. 's dünkt mich, sie strahlen mir tief in die Brust Leben und Wonne. Majestätische Mächte der oberen Revieren, wie wunderschön seid ihr! Wie könnt ihr entzücken, uns in Erstaunen und Verwunderung setzen! Welch glänzender Regent muß euch beherrschen . . .“ —

Zugegeben, das alles klingt für unser modernes Empfinden reichlich überschwenglich. Bräker läßt sich von seiner Empfindung zu lodernder Begeisterung hinreißen. Er möchte selbst der Sonne gleichen. Ihre Unwandelbarkeit, ihre erhabene

Pracht und Größe ziehen ihn in ihren Bann. Wie oft betrachtet er das Schauspiel ihres Aufganges von dem Hügel aus, der neben seiner Hütte so hoch ansteigt, daß das Auge über dem Tal jene Bergspitzen erreicht, hinter denen die Königin des Tages sich ankündigt. Er gerät in einen Taumel der Gefühle, sein Ausdruck wird zu einem Gestammel der Anbetung. Wir hören hier die Sprache des „Sturm und Drang", nichts als abgerissene Sätze, Rufe. Aber dieses Stammeln ist doch ein echt empfundener, ein ergreifender Hymnus auf das Licht, auf die Sonne. Und dieses Lied wird zu einem Lobpreis des Höchsten. „Aufgehen im All", könnte man das innere Erlebnis nennen. Der Anbeter ist der nüchternen Wirklichkeit entrückt und fühlt nichts als das Einssein mit der großen Schöpfung, mit dem Erhabenen und Ewigen. Was kann ihm die Erde noch anhaben?

„Wonnestund":

„In der frühen Morgenstunde unterm Fenster gegen Morgen. Alles noch in sanfter Stille. Wartete voll inniger Anbetung auf die Sonne. Da guckte sie so allgemach hinter dem düsteren Wald hervor. Welch Entzücken! O der Wärme ums Herz! Wie die flammende Göttin so herrlich durch die Wipfel der Tannen durchstrahlte, schien es, als wann sie mitten in güldenen Flammen brannten und doch nicht versengten. Neue Wonne, neues Leben, brennst du nicht tief in meine Seele hinein! Göttliche Labung, Gottes Wärme, Sonne, Himmel, Erde — lauter Gotteswörter in goldenen Schalen — — — alles heilig! Hast du, göttliche, unbeschreibliche Heldin, vierundvierzig Jahre schon mir dein wonnevolles Antlitz gezeigt, so vielmal über mein Haupt auf- und niedergegangen, mich in hinstaunender Entzückung hingerissen, hast mich in der Welt herumirren und tausendmal meinen Standpunkt verändern gesehen. Und hättest du auch in meinen Busen geblickt, Millionen Gedanken, tausenderlei Gemütsstellungen, anderst und immer anderst, immer anderst! Und du? Du bist dir immer gleich, unveränderlich, unerdenklich große Gotteskerze! Hingestellt auf Gottes majestätischen Thron, tausendmal tausend Millionen Menschen und Gottesgeschöpfen zu leuchten, ewigen Tag zu machen.

Hast du je meine Wandelbarkeit bemerkt, ein niedriges Geschöpf aus so vielen Millionen, das dich bis zur Vergötterung verehrt? Ja, ich glaube. Ich schließe aus deinem holden Lächeln, du seiest meine Sonne, mir sonderlich warm. Mond und

Sterne erbleichen vor deinem Glanz, und meine Gedanken verlieren sich in deine Bewunderung. Aber du bist mir immer neu, herrliche Gotteskraft! O Mose, warum schriebst du nur so kalt hin „und Gott schuf ein großes Licht"? Groß, o über allen Menschenverstand groß, herrliches Gottesbild! Urkraft alles Glanzes! Tausend Welten Licht und Leben! Du sichtbare Göttin, stärkste Überzügung des Unglaubens! Unter dem, was Augen sehen, mächtigster Beweis Gottes! Gottes mächtiger Arm! Dein Glanz macht die Anbetung deines mächtigen Schöpfers feurig, freudig! O alles ist Mischmasch, lallendes Gewirr, Unvermögen, nicht Ausdruck der fühlenden Brust! Ein Blick über deine Flammen in grenzenlose Lichtwelten! O Lavater, schreibe nicht! Denke und fühle! — — Harmloser, seliger Gottestag! Göttliche Harmonie! Friede mit Himmel und Erden, mit Gott und den Menschen, lauter Liebe fühlend, süße, selige Gottesliebe! Möchten mich jetzt eine Welt voll Spötter belachen, ich fragte soviel darnach, als nach dem ferndrigen Schnee. Selige Erholungsstunden, goldener Morgen, wonnevoller Vormittag, süßer Mittag und Nachmittag! Besuch, Umgang mit guten, sanften Menschen, mein Herz fühlt Achtung und Liebe für sie. Und nun der Abend, Gottesstille und Seelenruh, Lobopfer im Innern — — Gott, du siehst! — — Gute Nacht, alle Welt! — — —"

Salomon Geßner, dem Bräker so oft einen Tribut des Dankes zollt, galt in Deutschland, d. h. wo deutsche Literatur gelesen wurde, schon 1762 — die ersten Idyllen waren 1756 erschienen — als der allgemeine Dichter, der Dichter für jedes Herz. Gewiß war der biedere Toggenburger Enthusiast überglücklich, als er entdeckte, wie sehr seine Naturseligkeit mit dem übereinstimmte, was der verehrte Meister dichtete. Geßner zeigt sich in der zweiten Reihe Idyllen nüchterner. Er idealisiert weniger als in den ersten. Der seit 1761 verheiratete Mann und treubesorgte Familienvater wandte sich mehr praktischen und moralischen Fragen zu. Die Familie und das häusliche Glück treten hervor, das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Die Tugend ist nicht bloß ein allgemeines Schönfühlen, sondern bewährt sich in bestimmten Proben. Es wird nicht mehr so viel geweint wie früher. Das Wort „sanft" kommt nur noch selten vor. Die biblischen Klänge verschwinden. Die bloße Hütten- und Höhlenschwärmerei ist vorüber. Der Dichter schätzt die wirtschaftliche Ordnung, er spricht von der An-

mut häuslicher Sicherheit[371]). Bräker aber bleibt gleich überschwenglich, man kann sagen bis zu seinem Ende. Es wäre möglich, Ähnliches wie die oben zitierten Stellen noch dem allerletzten Tagebüchlein von 1798 zu entnehmen. Immer noch ist er feurig, leidenschaftlich in seinen Gefühlen, bleibt er ein Wildgewachsener, wie er sich so gern bezeichnet. So viel ihm an Geßners Idyllen behagt, Bräkers Naturgefühl übersteigt ihr „sanftes Entzücken" und erhebt sich gern aus dem Sinnlichen ins Übersinnliche hinein. Die „Feuerköpfe" aber der Sturm- und Drangperiode sind für Geßner etwas Greuliches. Es fehlten ihm bei ihnen Maß und Form, Anmut und Grazie, Anstandsregeln für den Gefühlsausdruck, deren Nichtbeachten wir jedoch dem guten Bräker nicht zum Vorwurf machen wollen.

c) Das Naturgefühl bei Gregor Grob.

Vom 4.—8. Juli 1787 führte Grob mit Girtanner und einigen Freunden die oben erwähnte Rigireise aus[372]). Etliches von den Reiseeindrücken legte er nieder in den zwei Bändchen „Der Schweizer auf dem Rigiberg". Der Hauptinhalt sind national-patriotische, moral-politische Betrachtungen. Doch finden sich eingestreut auch Bemerkungen über das, was das Gemüt empfand, als der Gipfel des Berges, nach mehreren Anläufen und vielen Bedenken erst, erstiegen war. Ein Bräker hätte ganz sicher das Erlebnis dieses großartigen Naturbildes, das sich dem Beschauer bot, anders wiedergegeben, als es uns von Grob geschildert wird. Auch er findet Ausdrücke der Bewunderung. Aber es ist auffallend, wie stark ihn sein rationalistischer Geist am ungehemmten Gefühlsausdruck hindert. Krampfhaft strengt er sich an, echt und warm zu bekennen, wie es ihm ums Herz ist, und muß selbst bedauern, daß er es nicht kann. Vieles klingt auch bei ihm ganz rührend, aber es ist nicht natürlich. Er kann nicht anders, er muß das Gefühl gleich durch Reflexionen überdecken. Kein Wort ist ihm gut genug, zu sagen, was er meint. Die Nähe hoher Berge bedrückt ihn eher, als daß sie ihn erhebt. „Auf dieser Fahrt ist es vorzüglich der hohe, fürchterlich schöne Pilatusberg, der die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Fremdlings auf sich zieht", oder

371) Vgl. Heinrich Wölfflin, Salomon Geßner, Frauenfeld 1889, S. 41 u. 53.

372) Vgl. S. 47.

„die Fahrt auf dem Vierwaldstättersee hat um der hohen Berge und Felsen willen, womit er größtenteils eingefaßt ist, etwas Bängliches und Furchterregendes.“ Die Gegend von Steinen, der Lowerzersee tun es ihm an: „Dieses kleine Tal, welches wir im schönen Glanze der Morgensonne sahen, hat ungemein viel Romantisches, Sanftrührendes, Anziehendes, selige Ruhe Verheißendes, zum ernsten Nachdenken Erweckendes, zum stillen, einsamen Genusse Einladendes“. Die Inseln findet er geeignet „als Heilung eines im Weltgetümmel auf diese oder jene Weise verwundeten Herzens“. Er rühmt die entzückende Aussicht vom Gipfel aus mit folgenden Betrachtungen: „Ich kann nicht glauben, daß es eine schönere Gegend der Erde gibt, als diejenige ist, welche man auf dem Rigikulm vor Augen hat. Denn hier vereinigt sich alles, was die Natur Schönes und Großes hat. Hohe, wolkenübersteigende und himmelanstrebende Gebürge neben und übereinander getürmt ..... Diese Seen geben dem Ganzen eine unbeschreiblich romantische und bezaubernde Gestalt ... So viele und mannigfaltige, so herrliche und erhabene Schönheiten, die auf einmal das Auge blendeten und das Herz entzückten. ... Nur stammeln kann ich. Ich fühle ein Übermaß von schauerlicher Wonne, die mich ganz durchströmt, teils unaussprechlich beseligte, teils mächtig und wohltuend erschütterte. Ich war durch alle Fibern und Nerven so gewaltig ergriffen, fühlte mich so gehoben und doch gedrückt, so erweitert und doch gepreßt, daß ich um viele Schritte zurücktreten mußte, um mich erholen und freier atmen zu können. Ich hätte meiner gepreßten Brust bald durch feurige Anbetung des großen Herrn und Regenten der Natur, bald durch strömende Wonnetränen, bald durch wilde Sprünge und ein lautes Freudengeschrei Luft machen mögen. ... Man sieht und weiß nicht mehr, was man sieht, man denkt, man fühlt und weiß nicht mehr, daß und was man denkt und fühlt. Der Geist versinkt wie in einem großen Strome. Er erliegt unter der Menge von Eindrücken, Gedanken und Gefühlen, wie unter einer allzuschweren Last, die er nicht zu tragen vermag. ... Wir haben keine Worte, womit ein solcher Gemütszustand ausgedrückt werden könnte, der aus mannigfaltigen, durch mannigfaltige Eindrücke auf einmal erzeugten Vorstellungen und Gefühlen besteht. Wir müssen sie anatomieren, zergliedern, vereinzeln, um sie benennen und beschreiben zu können.

Aber dann geht auch die Hauptsache, das Totale, der Inbegriff des Ganzen verloren ....."[373]).

Grob bekennt, daß hier Gott in seine Nähe getreten sei. Er erinnert sich an manches Gespräch, an manche Predigt, worin über Gott reflektiert worden sei, „aber mit solcher Klarheit und so viel Gefühl hatte der Gedanke an Gott noch nie meinen Geist und mein Herz erfüllt, wie auf der Spitze des Rigiberges. Man muß hier diesen Gedanken nicht suchen, man wird von ihm ergriffen, man denkt, man glaubt nicht bloß, man empfindet und schaut..." Nun philosophiert er über dieses Thema der anschauenden Erkenntnis in einem längeren Exkurs. Auch ihm predigt die Natur von dem großen, weisen und milden Gott. „Mit ebenso viel Lebhaftigkeit entstand in mir die Vorstellung von der Größe und Kleinheit des Menschen." Klein ist ihm der Mensch im Vergleich mit der großen Schöpfung. Aber er ist auch groß, „die Natur reicht ja nur den Stoff. Die Bearbeitung, Ausbildung, Anordnung desselben war — Menschenwerk!" Diese Vorstellung der großen, geistigen Kräfte, womit er sich um die Natur, um Gottes Schöpfung selbst so verdient machen kann, legt die Vorstellung seiner Bestimmung zur Unsterblichkeit nahe. Wieder hat Grob ein Thema gefunden, an dem er nun weiter reflektieren kann!

So zeigt uns dieser Mann, wie in ihm alle Gefühlsregungen, auch das Naturgefühl, überwuchert werden in ihrem Entstehen von Spekulationen und rationalistischen Überlegungen, sodaß wir den bemühenden Eindruck eines gekünstelten Enthusiasmus nicht los werden.

Viel schlichter und echter äußert sich

d) das Naturgefühl bei Daniel Girtanner.

Ihm behagt das Idyllische, das ländlich Unverdorbene und Unberührte. Sein Entzücken ist der Duft der abgemähten Wiesen und der frische Heugeruch der darauf liegenden Schochen. Ihm hat es das kindlich-einfältige Gemüt der Landbewohner angetan. Er freut sich, jedes Jahr vom Frühlingsende bis zum Herbstanfang vor die Stadt ziehen zu dürfen, draußen im „Acker" unmittelbar die Ruhe und Einsamkeit des Landlebens zu genießen. Hier erschließen sich ihm die Gefühle und Gedanken seiner Lieblingsschriftsteller ganz. Es gibt für ihn

[373]) Vgl. Der Schweizer auf dem Rigiberg, 1795, I, S. 161 ff.

keinen größeren Genuß, als mit einem solchen Buche im Grünen zu liegen. Klopstocks Oden, Geßners Dichtungen, Goethes Werther, Vossens Luise, Homer, Hagedorn, Gleim, Matthisson, Salis — — — er liest sie immer wieder und weiß sich mit ihrem Fühlen wahlverwandt. Auch bekundet er eine Vorliebe für den empfindsamen englischen Roman. Von Oliver Golsmith schätzt er beide Werke: Den „Landprediger von Wakefield“ und „Das verödete Dorf“. Rousseaus[374]) „Nouvelle Héloise“ ebenfalls.

Girtanner liebt es, am Morgen früh aufzustehen. Er ist gern eine Weile für sich, ehe der laute Tag ihn in seinen Meditationen stört. Andachtsvoll begrüßt er, unter dem Fenster liegend oder unter den Bäumen wandelnd, die aufgehende Sonne: „5½ Uhr auf. Zum erstenmal seit langem konnte ich die Schöpfung Gottes frühmorgens in frischer Luft betrachten. O wie wohl wurde mir! Wie erquickte mich der Vögel Gesang, und wie harmlos, ruhig dahingegeben, schlug mein Herz! Ich las I. G. Sulzers „Über die schönen Künste“ und fand wahres Wohlbehagen daran.“ (1794, 10. Juni.) Auch er fühlt sich, wie sein Freund Bräker, von dem Treiben der Menschen oft angewidert, besonders von der politischen Welt, und zieht sich von alledem gern in die Einsamkeit der Natur zurück. Ein feiner Genießer seiner selbst! „Wie herrlich sind doch die Morgenstunden seit vierzehn Tagen! Ein Morgen ist schöner als der andere, als wenn die Natur uns für Verwirrungen in der politischen Welt schadlos halten wollte und ausrufen: Haltet euch an mich! Folget mir, und ihr sollt Schönheiten und Freuden die Fülle finden. Wirklich ekelt mich die politische Welt, ich will sagen das Geschwätz darüber, sehr an. Bei so schöner Witterung denke ich nicht ohne Wehmut an das baldige Scheiden von dem Landhause. Aber wie habe ich denn den Sommer zugebracht? Reisen machte ich keine, Spaziergänge meist nur an den Sonntagen mit Weib und Kindern. Aber dafür freute ich mich manch liebes Mal im Garten und im Zimmer der Gottesgüte und der Gottesnatur. Ich habe manche hundert Seiten im Grünen gelesen, manches, das mir Freude machte, niedergeschrieben. ...“ (1793, 13. Okt.) „Ein herrliches Stündchen bei abgemähtem Spätheu unterm Birnbaum, den „Fabius und Cato“ lesend. Nachmittag kam ich nicht in die Stadt, sondern schaute

374) Vgl. Anm. 348.

im Grünen dem Ömdeintrag (Spätheu) zu. . .." (1793, 15. Aug.) Schöne Sommerabende locken ihn auf die Anhöhen in der Umgebung der Stadt hinauf, eine mondhelle Nacht zieht ihn ins Freie: „. . . Ich hatte mein Abendweilchen unterm Fenster in Hölty s Gesellschaft[375]). Ging auch nach dem Nachtessen mit meiner Gemahlin im Schlafrock, ohne Beinkleid und Strümpfe, auf dem mondbeleuchteten Leonhardsweg spazieren". (1793, 17. Juli). In Hölty s Gesellschaft! Dieser elegische Sänger, einer der Gründer des Göttinger Hainbundes, hat auf die empfindsamen Gemüter seiner Zeit stark eingewirkt. Der Grundzug seiner Dichtung ist auch eine innige Freude an der Natur, und die oft durchschimmernde leise Wehmut über die Vergänglichkeit aller Erdenlust macht seine Lieder nur noch reizvoller. Girtanner mußte ein Empfinden haben für die wohllautende Stimmung in solchen Gedichten, wie „An den Mond", oder „Lob des Landlebens":

„Was schauest du so hell und klar
Durch diese Apfelbäume,
Wo einst dein Freund so selig war
Und träumte süße Träume?"
— — — — — — — — —

und das andere:

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel predigt Tugend und Weisheit ihm."
— — — — — — — — —

Am 20. August 1793 trägt er einen Besuch mit Familie bei einem Freund auf dem Rosenberg im Tagebuch ein und bemerkt dazu: „Man sollte wirklich an schönen Abenden expreß hinauf gehen, die Vergoldung und Rötung des Alpsteines (Appenzeller Berge) bei Sonnenuntergang zu betrachten. Es ist gar zu schön!" Doch nicht nur die großen Vorgänge in der Natur, auch die unscheinbarsten Wesen entgehen nicht seinem freundlichen Blick, die Blumen liebt er und bestaunt ihren feinen Bau:

„Lange erinnere ich mich keines so langen und schönen Herbstes, so kurzen, hellen und gelinden Winters, so frühen, heiteren und trockenen Frühlings. Alles vereinigt, zeichnet diesen Jahrgang besonders aus und ist vielleicht bei Mannes

375) Ludwig Heinr. Hölty, 1748—1776.

Denken nicht erlebt worden. Wir arbeiten wirklich bei offenen Fenstern und aufgesperrter Tür auf unserer Schreibstube. Hyazinth und Aurikeln duften mir von meinem Pult entgegen. Mein blaues Röckgen prangt, wenn ich Wiesen durchwandle, mit hübschen, weißen Glöckgen und Traubenköpfgen. Dank dem Himmel, daß er mir Freudenempfänglichkeit und heiteren Sinn bescherte!" (1794, 3. April.) Wie gönnte er so gerne jedem Menschen solchen Naturgenuß, und wie schön wäre es, mit einem Freund zusammen zu genießen! „Sei mir willkommen, gesegnete, einsame Dachstube. Lieblich wehmütig blickt die weißlich schimmernde Sonne mich an. Schimmere sanft, holdes Gestirn! Tröste die vielen Tausende meiner Mitmenschen, welche von Kummer oder Verlust, von Armut und Wunden, oder von Strapazen und Hunger niedergedrückt, ihre Augen kaum noch zu dir aufschlagen mögen. Mich findest du in einer durch sanfte Empfindung gezogenen Stimmung. Ich beschäftige mich im Geiste mit Freund Sulzern. ..." (1794, 12. Okt.) Zu seinem großen Leidwesen war Girtanner durch die Krankheit seiner Gattin behindert, so frei und so weit zu wandern und zu reisen, wie es ihn trieb. Wir erfahren etwa von kleineren Versuchen und Unternehmungen. Eine vierwöchige Reise nach Paris ist oben erwähnt worden. Die Rigi-Reise mit Grob zusammen kennen wir. Das Tagebuch meldet vom 4.—8. Juli 1787 „machte die vergnügteste Schweizerreise zu Fuß", und am 2. Mai 1790 heißt es „eine Stunde nach dem Walserschen Atlas an einem Plan zur Reise über den Gotthard gearbeitet."

Umsomehr entschädigten ihn zahlreiche Spaziergänge in die nähere und entferntere Heimat. Da kommt seine Freude an der harmonischen Lieblichkeit der Natur ganz auf ihre Rechnung. Schlicht und ungekünstelt wird einmal so ein kleinerer Ausflug mit der Familie geschildert. Es war im Sommer. Frauenfeld war das Ziel. Was da der Naturfreund beachtenswert findet und nachher im Tagebuch festhält, das ist wohl nicht so schwärmerisch in Form und Ausdruck, wie bei Bräker, aber es zeigt einen klaren und liebevollen Blick für die Schönheiten der idyllischen Natur und läßt uns Girtanner wegen seiner Freude und Dankbarkeit für solche anspruchslosen Gaben lieb gewinnen:

„1794, den 11.—13. Juni, machte ich mit Papa, meiner Gemahlin und Schwester Othilia eine Reise nach Frauenfeld, Hütt-

lingen und Islikon. In Frauenfeld trafen Pfarrer Hirzel von Grüningen und Bruder Heinrich bei uns ein — —. Zwischen Münchwilen und Frauenfeld findet man St. Margaretha, den schönen Berg. ... Der Weg gefiel mir über die Maßen wohl. Man kann sich keine fruchtbarere Gegend denken als diese. Man wandelt immer zwischen Fruchtbäumen, die der Straße nach gepflanzt gar oft Schatten, stets aber dem Auge süße Lust gewähren. Es schien mir, als hätte ich noch nirgends so kernhafte, vollendete, wohlgestaltete Birnbäume gesehen. Übrigens war die Reise sehr angenehm und warm. Wir fuhren in der Heuernte. Allenthalben umduftete uns Heugeruch. Wilde Rosensträucher paradierten zu beiden Seiten. Fruchtbäume standen Schildwache. Reifende Gerste verkündete uns baldige Kornernte, und das hohe Korn wechselte mit dem niederen Haber höchst angenehm ab. Hinter dem Wirtshause zum weissen Kreuz nahmen uns majestätische Nußbäume, deren es überhaupt in dortiger Gegend sehr viele hat, in ihren kühlen Schatten auf und luden uns zur Ruhe und zum Gesang ein. Wir sangen wirklich auf der hölzernen Bank ein paar Schweizerlieder und das schöne „Silberquelle“ von Sulzer und Müller.“

Die Wohlgestalt, die Fruchtbarkeit, aber auch die Erhabenheit der Natur macht Eindruck auf Girtanner. Im Grunde liebt er, so wenig wie Bräker, die Natur nicht nur um ihrer selbst willen. Es gibt Stellen, wo eine tiefe religiöse Inbrunst mit dieser Liebe den Dank an den Geber aller guten Gaben verbindet. Denn alles, auch die weitere Schöpfung, dient schließlich nur der Verherrlichung Gottes, der selbst alles in allem ist. Wir hören mystisch-pantheistische Klänge, und auch das andere, was wir schon bei Bräker gefunden haben, eine Sehnsucht, so ungehemmt von gegenstrebenden Kräften, wie es die Natur in ihrem Werden und Wachsen zeigt, so einem inneren natürlichen Gesetz folgend sich entwickeln und Segen bringen zu können!

„Schon lange hatte ich kein Gewitter mehr so lange betrachtet und so majestätisch daherkommen sehen, wie heute Mittag. O hätte ich Augen für die Ferne wie für die Nähe, du würdest mit den Blicken des feurigsten Liebhabers verschlungen werden, göttlich schöne Natur! Ich sage es oft, wenn ich in jenem Leben keine andere Seligkeit haben sollte, als mit weit sehendem Auge die Wunder der Schöpfung in einem noch so kleinen Bezirk ganz zu durchschauen und zu ergründen, welches Meer

von süßen Empfindungen würde mir dadurch zuteil!“ (1797, 22. Juli.) „Empfindung an einem heiteren Frühlingsmorgen in unserem „Acker“ draußen, nach Lesung der zwei ersten Gesänge von Geßners „Tod Abels“: O du herrliche, paradiesische Natur! Wie majestätisch, wie erquickend ist dein Anblick! Wie glücklich sind deine Bewohner, wenn Unschuld, Friede, Heiterkeit und Tugend ihre Seelen erfüllen. Sonne, wie sanft erwärmst du meine Glieder! Und ihr, liebliche Blumen, erhaben in eurer unnachahmlichen Regelmäßgkeit, reizend für das Auge, welche unzählbaren Wohlgerüche steigen nicht von euren Kelchen zum Himmel empor! Ach, wie verehre ich nicht euren und meinen Schöpfer! Wie groß ist seine Güte, wie unaussprechlich seine Macht, wie überschwenglich der Reichtum seiner Gaben! Möchte meine Seele so einfach und rein, mein Herz so wohltätig sein wie ihr, mein Angesicht ebenso schuldlos, meine Züge so unentstellt von Leidenschaft sein wie eure! Wohl dem, der Sinn hat für Schönheit der Natur, der in jedem Grashalm an seinen Schöpfer denkt und zu dessen Anbetung hingezogen wird! Bewahre, o Gott, meine Kinder vor dem Hauche der Verführung. Laß früh in ihre jungen Seelen Gefühl für die Schönheiten deiner Schöpfung erwachen, damit dasselbe den Weg zur Anbetung und Verehrung deiner mächtigen Güte, deiner segnenden Macht in ihnen bahne, das Feuer der Liebe zu dir und zu jeder Tugend in ihnen entzünde und wir alle vereint unschuldig leben, froh deiner Güte genießen, stets dir vertrauen und einem seligen Tode entgegen leben!“ (1789, 17. Mai.)

F. Girtanners Stellung zu Politik und Geschichte im allgemeinen.

a) Sein nationales, allgemeingeschichtliches und politisches Interesse.

Wir nähern uns dem Ende dieser Zeitperiode in Girtanners Leben und damit jener Reihe politisch bewegter Jahre, die mit 1798 ihren Höhepunkt erreichen. Wie die alte Schweiz, zu der St. Gallen als zugewandter Ort gehörte, unterging, wie man diesen Untergang kommen sah und ihn nicht aufhalten konnte oder auch nicht wollte, wie ferner lange vorher die Vorgänge in Frankreich viele Schweizer stark beschäftigten, auch dafür sind Girtanners Aufzeichnungen als ein, obgleich einseitig geschautes, Stimmungsbild aufschlußreich.

Einmal, bei der Darstellung von Girtanners Leben, fiel die Bemerkung, er habe sich gern zurückgezogen von allen Ämtern und besonders habe er in den schweren Tagen der Staatsumwälzung als Beobachter die Dinge sich entwickeln lassen, statt sich zur Verfügung zu halten. Die Gründe dieses Verhaltens sind genannt worden. In dem Büchlein „Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft" schreibt Afsprung von den St. Gallern: „Etwas für uns Reichsstädter Unglaubliches, aber doch gewiß Wahres muß ich Ihnen noch erzählen. Hier hat es sich nämlich schon mehrmals zugetragen, daß angesehene Männer, die man in den Rat gewählt hat, sich diese Ehre verbaten, indem sie ihre allzuvielen Haus- und Handelsgeschäfte vorwendeten". Sie ließen sich lieber, wenn es nicht anders ging, mit 6—800 Gulden büßen!

Also eine nicht vereinzelte Untugend der Interesselosigkeit gegenüber den Staatsgeschäften, wenigstens an der aktiven Politik, wird da bemängelt. Bei Girtanner kommt noch eine Scheu vor der Öffentlichkeit dazu, sowie der Umstand, daß er

sich erst in diesen Jahren geschäftlich selbständig einrichten konnte, nach einer langen, von ihm peinlich empfundenen Wartezeit. Man erinnert sich ferner seiner starken Neigung zur Lektüre, und man kann Verständnis für sein Verhalten haben.

Auch sagten Girtanner die politischen Verhältnisse in seiner Vaterstadt nicht in allem zu. Er konnte sich zwar wohl in die bestehende Verfassung schicken. Sie war weit genug, daß sich jeder Bürger am staatlichen Leben beteiligen konnte. Daran zu rütteln, hätte keinen Sinn gehabt. Girtanner hatte Verständnis für das historisch Gewordene. Wie er sich gern in die Heimatgeschichte vertiefte, zeigt folgende Stelle:

1794, 10. Februar: „Thucydide (franz. Ausgabe, wie alle griechischen Klassiker, die er las), den ich schon zwei Tage zu lesen angefangen hatte, wird wieder versorgt und dafür Haltmeyers St. Galler Chronik[375]) zur Hand genommen, weil ich mich zuerst mit der Geschichte meiner Vaterstadt und meines Vaterlandes bekannt machen will, ehe ich die uralten Geschichten wieder zur Hand nehme."

Er war eine konservative Natur, trat aber, wo es ohne Zwang und Gewalt ging, durchaus für gesunde Neuerungen ein. Viele Anschauungen holte er sich aus Albrecht von Hallers Staatsroman „Fabius und Cato", der in diesen Jahren reichlich zitiert wird. Ihm sagte der im St. Gallischen Großen Rat vorherrschende enge Geist nicht zu. Man war ihm dort in vielen Dingen zu kleinlich. Wir stoßen in den Tagebüchern auf manchmal recht scharfe Urteile:

1796, 20. Juli: „Ambühl besuchte mich von 6—8 Uhr. Dann ging ich zum erstenmal in den Großen Rat von 8—11 Uhr. Es befremdete mich gar nicht, daß so viele unnütze Worte flossen, denn ich hatte es so erwartet. Die wichtige Frage, ob man dem Ansuchen, dem Grafen Bissing zu entsprechen, die Individuen von der Regierung zu Konstanz und andere Reichsangehörige in hier aufnehmen wollte, falls diese vor den Franzosen zu fliehen genötigt würden, beantwortete man mit ja. Auch wurde den Kaminfegern gestattet, ein Handwerk aufzurichten. Über diesen Gegenstand wußte man, wie natürlich, weit mehr zu schwatzen, als über jenen ohne Vergleichung wichtigeren."

1796, 17. Okt.: „6 Uhr auf. Womit verliert man so viel Zeit im Rat? Antwort: Mit Widerlegung schiefer Auslegung

[375]) „Beschreibung der eidg. Stadt St. Gallen", 1688, von Haltmeyer.

solcher Dinge, die an sich klar und einfach sind, die in einer halben Stunde abgetan sein könnten. Man muß alle seine Kräfte aufbieten, um zu verhindern, daß nicht Absurditäten beschlossen werden. Zu Tod muß man sich rufen und bis zum Heiserwerden explizieren: zweimal zwei ist vier! Ferner wird bekanntermaßen mit Wiederholungen in allen Gestalten und mit Titulaturen sündlich viel Zeit verschleudert."

23. Okt.: „... Vieles las ich in der Kleinen Schweizerchronik[376]). Wenn es von einem Manne heißt „er sah über sein Zeitalter hinaus", so freut mich der Mann ganz besonders."

Noch eine Erklärung für seine Ämterscheu: 1796, 4. Dez.: „Von 5—9 Uhr war Herr Grob[377]) bei mir. Wir verhandelten Familien-, Stadt- und gelehrte Gegenstände. Auch las ich ihm eine neugemachte Vorlesung für die Literarische Gesellschaft. Er erwähnte mir ein neues Beispiel, wie rechtschaffene Menschen, wenn sie in Not kommen oder wenn Leidenschaft sich ihrer bemeistert, zu Handlungen verleitet werden können, die ganz im Widerspruch zu ihrem sonstigen Charakter stehen! Und wieder: Wie gewiß es ist, daß öffentliche Ehrenstellen oder Amtsgeschäfte die meisten, ja fast ohne Ausnahme alle, die sich dem Staate widmen, in ihrem häuslichen Wohlstande zurückbringen, sodaß die Kinder dann von vorne anfangen oder gar Schulden abtragen müssen und dadurch nicht selten in Armut, wenn nicht in Schande und Spott geraten. Es ist wirklich traurig, daß in der Schweiz, nicht zur Rettung des Vaterlandes, denn da opfert der gute Bürger alles auf, sondern um unbedeutender Ceremonien willen und Kleinigkeiten so mancher brave Mann Zeit und Kräfte, Berufs- und Vaterpflicht hintanzusetzen genötigt ist!!"

1796, 10. Dez.: „Ein Grund, warum im Rate die Partie derer, welche alttheologische und aus der finsteren Zeit herrührende Verordnungen und Verbote verteidigen, noch so oft die Oberhand behält, ist wohl auch darin zu suchen, daß die entgegengesetzte Partie nicht soviel Kraft und soviel Eigensinn, nicht soviel Scheingründe ins Spiel setzt, ihre bessere Meinung durchzusetzen. Teils muß sie sich mehr vor Mißdeu-

376) Genauer: Ein neues feines Schweizer Chroniklein, voll auserlesener und schöner Geschichten zu Nutz und Frommen der Bauernsame, von einem Freund des Landmanns. Bern 1795. Vgl. Anm. 407.

377) Vgl. S. 141 ff.

tung fürchten, teils fehlt es ihr an Mut, teils glaubt sie, die gute Sache spreche laut genug für sich. Aber nein, die besseren Waffen helfen wahrlich auch zum Sieg, und selbst die gerechteste Sache muß gut, muß standhaft verteidigt werden, sonst unterliegt sie!"

1797, 15. März: „... Abends in der Literarischen Gesellschaft fand ich Gelegenheit, einen sehr niedergeschlagenen und mutlos gewordenen Geistlichen von etwas Erniedrigendem abzuhalten. Ein Bürgermeister hatte nämlich, heute, am Ende des XVIII. Jahrhunderts, da er ihn das Dasein Gottes umständlich aus der Natur beweisen lassen hörte, laut ausgerufen: Nein, das ist unerträglich, immer nur von der Natur zu sprechen und nicht von der Bibel! Diese Anekdote zeigt den Grad der Aufklärung unserer Obersten im Volke deutlicher, als eine noch so lange Deduktion!"

Girtanner sieht sich auch gern das Schauspiel der Appenzeller Landsgemeinden an: 1786, 30. April: „ritt ich an die Innerrhödler Landsgemeinde, hatte ganz passabel Wetter, gute Gesellschaft. Traf drinnen meinen guten Ambühl an, ergötzte mich mit ihm, hörte Messe en musique mal exécutée[378]), erstaunte über die wohlgesetzte Rede des Halbnarren Bischofsberger, sammelte mir manche gute Bemerkung über politische Führung eines demokratischen Volkes und hatte mit einem Wort einen überaus vergnügten Tag, dessen Andenken ich immer in Ehren halten werde." —

Girtanner kümmerte sich auch um das weitere schweizerische Vaterland. Man fühlte sich mit den eidgenössischen Brüdern als Zugewandter verbunden. In der Literarischen Gesellschaft las man regelmäßig die Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft: 1794, 5. Juli: „Abends eine halbe Stunde in der Literarischen Gesellschaft gewesen, wo ich Groben das „Ihr" in seiner Dedikation an die Helvetische Gesellschaft tadelte."

Weniger bekannt ist vielleicht, was wir auch von Girtanner erfahren, daß sich in St. Gallen ein Ableger der sogenannten Helvetisch-militärischen Gesellschaft gebildet hatte. In Basel und Zürich waren Sektionen, dort die 1760 gegründete „Philostratia", hier die 1765 entstandene „Mathematisch-militärische" Gesellschaft, ebenso in Solothurn, Bern und Schaffhausen. Ein-

[378]) Vgl. den Besuch im Kloster Wonnenstein, wo Girtanner ebenfalls die schlechte Musik tadelt. S. 225.

zelne Mitglieder der beiden oben genannten sahen sich seit 1776 zu Schinznach. Diese Vereinigung hatte zum Ziel: Vertrauliches Einvernehmen zwischen Offizieren, die bei eidgenössischen Aufgeboten voraussichtlich marschieren müßten. Vertiefung des militärischen Wissens und Könnens zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes. Die Gründung der Helvetisch-militärischen Gesellschaft erfolgte 1781 in Sursee. Von 1788 bis 1793 war eine Epoche prachtvollen Aufschwunges. „Der Patriotismus lebte in ihren Sitzungen kräftig, wie zu Schinznach." Diese Gesellschaft scheint einen ganz aristokratischen Geist gehabt zu haben[379]). 1795, 28. Mai schreibt Girtanner auf: „Das Protokoll der hiesigen Militärischen Gesellschaft (Aarau zugehörigen) zu Faden geschlagen. Seit 1793." 1796, 3. Mai gibt er folgendes Urteil ab:

„. . . Nach dem Nachtessen die Verhandlungen der Helvetischen-militärischen Gesellschaft, von ihrer Entstehung 1779 bis 1788 durchgelesen. Es braucht eben in der Schweiz überall und zu allem schrecklich viel Zeit, Mühe und Arbeit, bis man nur Hoffnung zu einigem Erfolg, geschweige Erfolg selbst sieht. Und es bleibt noch die Frage, ob diese Gesellschaft etwas mehr werde ausrichten können, als nützliche Bekanntschaft und dadurch Vertrauen unter einigen Offizieren verschiedener Kantone zu pflanzen und Erkundigungen von der Lokalbeschaffenheit des Militärwesens in den verschiedenen Distrikten unseres Vaterlandes einzuziehen. Dann obgleich ihr Zweck von der Tagsatzung zu Frauenfeld gebilligt wird, so folgt noch lange nicht, daß es möglich sein werde, die gewünschte Einförmigkeit in dem Dienst zu erreichen. Übrigens sind diese Verhandlungen für mich lange nicht so interessant zu lesen, als diejenigen der Helvetischen Gesellschaft, obgleich selbst in dieser nur allein die Reden des Präsidenten, aber in einem hohen Grade, für Kopf und Herz Nahrung geben."

b) Bevorzugte Bücher.

Sein nationales, allgemeingeschichtliches und politisches Interesse geht aus der reichen Literatur hervor, welche er befragte. Von 1788—1797 wurde u. a. gelesen:

379) Siehe Schwarber „Nationalbewußtsein etc.", S. 483 ff.

1788, 5. VI.: Zimmermann „Vom Nationalstolz“[380]), Müllers Schweizergeschichte[381]). — 1789, 20. Juni: Schweizermuseum. Helvetische Gesellschaft, Abhandlungen. — 28. Aug., 9. Sept.: „Schweizer Staatsinteresse in Absicht auf Neuenburg“[382]), Briefe einer reisenden Dame durch die Schweiz[383]), Jungs Anweisung zur Kameralrechnungswissenschaft[384]), Schubarths Deutsche Chronik von 1774“. 31. Okt.: „Türkheims Rapport von der Nationalversammlung in Paris“. 1790, 1. Januar: „Neckers Plan zu einer nationalen Bank. 1790, 14. Febr.: „Iselins Geschichte der Menschheit“[385]), Verhandlungen der militärischen Gesellschaft in Schinzach, Olten, Sursee und Aarau, von 1779—1789. 16. Juni „Schinz, Beiträge zur näheren Kenntnis der Schweiz“[386]), „Handbuch für Reisende durch die Schweiz“, 22. Mai „Gedanken eines Schweizer Patrioten über die Lage Frankreichs“, 25.—27. Juni „Zimmermann, Über Friedrich II.“[387]). 1792, 13.—15. Febr.: Verhandlungen

380) Verfasser der Arzt Joh. Georg Zimmermann, geb. 1728 in Brugg. Vgl. Anm. 290. Die Schrift erschien 1758.

381) Das bekannte Werk von Joh. v. Müller.

382) Der „Berliner Monatsschrift“, 1792, März (Herausgeber J. E. Biester), S. 246 ff. entnehmen wir folgende Notiz hierüber: Im Jahr 1790 lieferte ein Mitglied der sog. patriotischen Nacheiferungsgesellschaft in Neuenburg, Herr de Sandoz de Travers, die Übersetzung einer merkwürdigen politischen Schrift: „De l'intérêt politique de la Suisse relativement à la Principauté de Neuchatel et Vallengin.“ Dazu wird bemerkt, Müller-Friedberg habe in dieser freimütig-patriotischen Schrift die Gedanken aus dem „Hall eines Eidgenossen“ weiter ausgeführt „in einem eigenen Werke, welches lebhaft und gut geschrieben ist“. Staatsrat von Sandoz eignete seine Übersetzung dem König Friedr. Wilhelm II. v. Preußen zu.

383) Vermutlich von Sophie La Roche, 1787.

384) Verfasser D. Joh. H. Jung. Siehe die ausführliche, lobende Rezension in A. L. Z. 1791, II, 577.

385) „Über die Geschichte der Menschheit.“ S. Mörikofer „Die schweiz. Literatur des XVIII. Jahrh.“, S. 316. Der Verfasser stellt darin Betrachtungen an, um „zu den großen Grundsätzen zu führen, nach welchen in besseren Zeiten glücklichere Völker sich einen vollkommenen Wohlstand versprechen können“.

386) „Beiträge zur Kenntnis des Schweizerlandes“ von Pfarrer H. Rud. Schinz, Zürich b. Füßli 1786/87.

387) Von Joh. Georg Zimmermann. Die „Monatlichen Nachrichten“ (Schweizerische Neuheiten) vermerken 1795 den Tod des berühmten Schweizers, zählen seine zahlreichen Schriften auf und bemerken zu der letzteren „Zur Verfertigung dieser Schrift verleiteten ihn die Besuche, die er bei dem König in dessen letzter Krankheit gemacht hat. Sowohl durch diese Schrift, als durch einige andere fliegende Blätter und Kontroversen verbitterte er sich seine Tage.“ (Vgl. neben Anm. 380 besonders 403.)

der Schinznacher Gesellschaft. Schinznacher Reden. — 13. August: Schweizer Defensionale. — 1793, 28. Januar: „Der Schweizer Zuschauer 1777“ gelesen. — 1793, 5. Febr.: Das Projekt der militärischen Gesellschaft zu Aarau in Betreff des gemeineidgenössischen Defensionale[388]) gelesen und überdacht. — 15. März: Girtanners politische Annalen gelesen[389]). Mit Vergnügen in den gesammelten republikanischen Reden gelesen. — 4. Juni: In Garve „Moral und Politik“[390]) gelesen. 22. April: Verhandlungen der Hamburger patriotischen Gesellschaft gelesen.“ Von den letzteren schreibt er im Jahre 1797, den 6. Juli: „In den Verhandlungen der Hamburger Gesellschaft sind sehr viel Materialien zu gemeinnützigen Anstalten, die zum Teil auch auf hier anwendbar wären, allemal aber den Sinn für Gemeinnützigkeit wecken und stärken können“[391]). Ferner: 1793, 15. Juni: „Blick in die Schweiz“ von Ifland[392]), diese grundartige Kleinigkeit gelesen. — 15. August: Fabius und Cato, von Haller.“ Schon am 8. August bemerkt er darüber: „Die Vorrede zu Hallers Fabius und Cato gelesen, welche mir gerade jetzt, so wie damals, ja noch mehr, ein Wort zu seiner Zeit gesagt schien und von den Demokraten gelesen zu werden verdient[393]).“

388) Siehe Anm. 40.

389) Christoph Girtanners politische Annalen erschienen, Bd. I—IV, 1793 bei Unger in Berlin, s. A. L. Z. 1794, I, 537. Der Verfasser ist St. Galler.

390) Der Popularphilosoph Christian Garve gab 1787 eine Übersetzung von Ciceros Büchern „Von den Pflichten“ heraus. 1788 folgte eine „neue verbesserte und mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik vermehrte Ausgabe“. Diese Abhandlung erschien auch getrennt. Der Verfasser sucht die Frage zu beantworten, „inwiefern es möglich sei, die Moral des Privatlebens bei der Regierung des Staates zu beobachten.“ Garve war ein hochgeschätzter Gelehrter und Schriftsteller, Prof. in Leipzig, später in Breslau, lebte von 1742—1798.

391) Vgl. S. 203.

392) Verfasser der berühmte Schauspieler und bekannte Bühnenschriftsteller Aug. Wilh. Iffland, 1759—1814. Die vorliegende Schrift erschien 1793 bei Göschen in Leipzig, 179 S. Umfang. Der Rezensent der A. L. Z. 1793, I, S. 525 bemerkt: „Der durch seine dramatischen Arbeiten berühmte Verfasser hat hier eine kleine Reise beschrieben, welche er vom 18. März bis 4. April gemacht hat. Alles ist mit vielem und feinem Gefühl geschrieben, daß es einem jeden gefallen wird. Neues muß man hier nicht suchen.“

393) S. die Diss. von Max Widmann „Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller“, Biel 1894, S. 87 ff. Vgl. Mörikofer, S. 56 f.

„Fabius u. Cato, ein Stück der römischen Geschichte“, erschien 1774 in

1793, 26. August: „Nach dem Mittagessen las ich wieder, wie allemal an den Montagen und Freitagen, den Moniteur bis zwei Uhr. Diesmal aber behagte mir das Pfeifgen, das gute Bier und der holde Sonnenschein und der Blick in die grüne Flur dazu ganz vorzüglich gut.“ 13. August: „5 Uhr auf. Eine Rede von Dr. Schob „Über die Bildung der künftigen Regenten“ gelesen, welche aber wenigen philosophischen Geist verrät und ganz gemein ist.“

1793, 16. Sept.: „Ich las I. R. Wyss „Beschreibung der Schlacht bei Sempach“. 11. Okt.: Browns Schrift „Über die politische Freiheit“. 22. Okt.: In den Verhandlungen der Oltener Gesellschaft gelesen, ebenso am 28. — 15. Nov.: „Niklaus von der Flühe aus dem Reiche der Toten“ gelesen. 20. Nov.: Iselin „Philosophische und patriotische Träume“ gelesen[394]).

1794, 16. Februar: Las „Ebels Anleitung in der Schweiz zu reisen“, ein gutes Buch[395]), ganz durch. Ferner Memoriale

Bern u. Göttingen. Die wichtigsten politischen Ideen sind im 4. Buche des Romanes niedergelegt. Haller ist nicht ein absoluter Gegner aller demokratischen Freiheiten. Es finden sich in dem Roman eine ganze Anzahl Äußerungen, die von einem auffallend demokratischen Geiste durchhaucht sind. Z. B. S. 196: „Je breiter die Grundfläche ist, auf der wir das Gebäude des Staates aufrichten, je sicherer wird es stehen. Tugenden und Fähigkeiten sind an keine Ahnen gebunden.“ Trotzdem kann Haller sich nicht mit den Gedanken der Demokratie befreunden. „Vielleicht täuschen mich Vorurteile. Ich bin in der Aristokratie geboren.“ Nach seiner Meinung eignet sich der Adelsstand besser zur Regierung, weil er dazu auferzogen wird. Das Volk hat nicht genügendes Verständnis zur Entscheidung wichtiger Fragen und läßt sich durch feurige Redner leicht mißleiten (S. 197.) Doch ist Haller ein Gegner der reinen Aristokratie und schlägt am Schlusse des Romans den Übergang zu einer sehr gemäßigten vor, die bereits verschiedene demokratische Züge aufzuweisen hat. Haller ist ein Gegner der Despotie und Oligarchie und ein Verfechter des Constitutionalismus und der teilweisen Heranziehung des Volkes zur Regierung.

394) Von Isaac Iselin. Der genaue Titel lautet: „Philosophische u. patriotische Träume eines Menschenfreundes“. Herrn Bodmer ist dieses Werkchen für Wahrheit und Tugend gewidmet. Anonym erschienen, Zürich bei Orell u. Comp., 1758.“ S. 10 gibt der Verfasser Plan und Ziel an: „Ich suchte aus denjenigen Wahrheiten, die mich die Vernunft von der menschlichen Glückseligkeit gelehret, und aus den Erfahrungen, die ich von der menschlichen Natur gesammelt, dasjenige heraus, was ich glaubte, daß es die Menschen am meisten bewegen könnte, ihre wahren Vorteile und die Rechte ihrer erhabenen Natur hervorzusuchen und zu gebrauchen. Aus diesem machte ich den täglichen Gegenstand meiner Betrachtungen ... Daß wir rechtschaffene Menschen und gute Bürger werden.“

395) „Anleitung in der Schweiz zu reisen“ von Dr. Joh. Gottfr. Ebel, 1764—1830, Verfasser zahlreicher naturgeschichtlicher und geographischer Schriften. Die zitierte erschien 1793 in Zürich.

von der Helvetischen Gesellschaft in Aarau. — 7. April: Iselins Abhandlung „Über die Üppigkeit" gelesen. — 10. April: „Vor dem Schlafengehen in Iselins vermischten Schriften gelesen, mit vielem Vergnügen.

1795, 25. Januar: Dalbergs „Verhältnis der Moral zur Staatskunst", ein köstlicher Schatz von großen Wahrheiten, wiederholt[396]). Am meisten freute und beruhigte mich die Sentenz: Pflichten widerstreiten einander nie." 27. Januar: Tscharners „Historie der Eidgenossen" angefangen[397]). 12. März: In dem Schweizer Sammler einen schönen Aufsatz über die Pflicht des Republikaners, sich den öffentlichen Ämtern nicht zu entziehen, gelesen. —

1795, 6. Sept.: „... Eine schöne Vorlesung von Grob „zur Belebung des wirklich eingeschlafenen Schweizersinnes" gelesen[398]). Etwas Musik, etwas kleine Geschäfte ..." 10. Dez.: „... Heute las ich in jeder Minute, die zu erstehlen war, „Briefe über die Schweiz und die Schweizer", ein neues, höchst anziehendes und freimütiges Buch..."[399]).

1796, 1. Mai: „... Die übrige Zeit beschäftigte ich mich mit zwei öffentlichen Reden (bei einer allfälligen Zunftwahl auf Schneiderhaus), welche ich für den Notfall auf Vorrat haben will. Die erste über Vaterlandsliebe, die andere über Republikanismus." Noch ein Nachtrag 1793, 25. August: „5 Uhr auf. Ich las in der Berliner Monatsschrift, Juli 1793, einen schönen Aufsatz „Übersicht der verschiedenen Meinungen über die wahre Quelle des allgemeinen Staatsrechts", nach welchem ich völliger Synkretist bin." Girtanner legt mit dieser Bemerkung ein politisches Bekenntnis ab. Darum lohnt es sich, die Abhandlung in der Berliner Monatsschrift auf ihren Gedan-

396) Verfasser Carl v. Dalberg, 1744—1817. S. D. B. 4, S. 706. Die Schrift erschien 1786 in Erfurt.

397) Verfasser Vinzenz Bernhard Tscharner. Das Werk erschien in 3 Teilen, Zürich 1758—1768.

398) Von Gregor Grob wohl in der Literar. Gesellschaft gehaltene Rede.

399) Vermutlich von C. Meiners, ordentl. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen. 3. und 4. Teil 1790 erschienen. S. A. L. Z. 1792, I, S. 569. Rezensent: „Er läßt dem von so vielen Seiten vortrefflichen Lande volle Gerechtigkeit widerfahren, ohne, durch seine Vorzüge verblendet, seine Mängel zu verkennen und zu verschweigen." —Im 3. Brief sind Bemerkungen über St. Gallen und dessen Bevölkerung und Zunftregiment. Vgl. auch A. L. Z. 1795, III, S. 621, aus einer Besprechung des „Schweizermuseums" 1794, worin S. 710—714 Meiners wegen dem über St. Galler Verhältnisse Gesagten von einem Christoph Zollikofer korrigiert wird.

kengang zu prüfen. Ein Verfasser wird nicht genannt. Doch muß ein mit der Materie des Staatsrechtes und der Staatstheorien vertrauter Gelehrter den Aufsatz geschrieben haben. S. 29 f. heißt es, der Streit werde darüber geführt, ob die reine Vernunft oder die Erfahrung die ersten Grundsätze, worauf eine Staatsverfassung zu errichten sei, hergeben solle. Der Verfasser will den Versuch machen, die verschiedenen Meinungen über den Gegenstand zu sammeln, zu klassifizieren und gegeneinander zu vergleichen. Er bittet zu bedenken, daß er die verschiedenen Parteien gegenwärtig bloß in Absicht auf die Quelle, woraus sie das Staatsrecht herleiten wollen, nicht aber in Absicht auf die Verschiedenheit und Vorzüge der Formen der Verfassung, worüber sie uneinig sind, betrachte. (S. 34.)

Dann stellt er die Hauptfrage:

Aus was für einer Quelle sind die wahren Grundsätze des Staatsrechtes herzuleiten?

Vier Hauptauffassungen gibt es:

1. Die Vernunft ist die Quelle: „Warum sollte die Vernunft, was sie so häufig schon geleistet hat, nicht auch im Staatsrecht leisten können, nämlich richtige Erkenntnis zu bringen? Das sind die Rationalisten.

2. Man soll sich bloß an die Erfahrung halten, fordern die Empiriker. Die Vernunft handelt nach Begriffen und Grundsätzen a priori. Sie hat nie an Errichtung der Konstitutionen den geringsten Teil gehabt. Staatsverfassungen waren allmählich entstanden, aus jeweiligem Bedürfnis heraus. Der natürliche Verstand der Menschen sei jedesmal hinreichend gewesen, zu beurteilen, was für Einrichtungen sich für ihre Umstände am besten schickten. Jede Verfassung sei das Werk der Zeit und Erfahrung.

3. Die Synkretisten wollen zwischen beiden Frieden stiften. Man soll zwar der Vernunft Gehör geben, aber auch die Erfahrung zu Rate ziehen. Diese Richtung will entweder die reine Theorie der ersteren durch den guten Rat der zweiten mildern, oder auch die Routine der letzteren durch die Theorie der ersteren rektifizieren. (S. 36.)

Die 4. Gruppe will das Staatsrecht als eine von der Religion abhängige, oder doch mit ihr in der gemeinsamen Verknüpfung

stehende Wissenschaft betrachtet wissen. Die Theologie soll die Grundsätze prüfen und genehmigen: Das sind die christlichen Politiker oder biblischen Publizisten.

Die Rationalisten sind in Absicht auf die Form der Staatsverfassung entweder Republikaner oder gemäßigte Royalisten. Die andern können Anhänger jeder Form sein.

Im Folgenden charakterisiert der Verfasser jede Auffassung einläßlich und stellt innerhalb einer jeden wieder verschiedene Richtungen und Parteien fest, gemäßigte und radikale Elemente. Er nennt die führenden Vertreter und rechnet z. B. unter die Rationalisten Locke, Rousseau, Franklin, Sidney, zu den Empirikern Hume. Letztere sprechen den Rationalisten alle Welt- und Menschenkenntnis ab. Es sei ein Unsinn zu glauben, die Menschen handeln nach Vernunftsgründen. Das sind Ausnahmen. Eigennutz und Leidenschaft sind ihre Triebfedern. Darum muß eine Macht da sein, die man fürchtet, „der sich niemand widersetzen kann und darf". „Allerdings muß eine Regierung ihre Macht aus der Meinung gewinnen, welche derselben Majestät, Heiligkeit und Unverletzlichkeit beilegt. Diese Meinung selbst ist ein langsames Werk der Zeit. Alle Regierung war im Anfang noch schwankend, weil sie noch neu war. Diese Meinung ist keine Frucht der Einsicht, sondern der Gewohnheit. Nur auf ihr ruht das Gebäude einer Staatsverfassung sicher.

„Darum wollen die gemäßigten Empiriker strikte Observanz beachten, am Herkommen halten, alles beim Alten bleiben lassen. Denn keine Einrichtung ist vollkommen. Reformen bringen größere Gefahren mit, Leidenschaften der Ehrsucht werden geweckt. Die extremen Empiriker allerdings scheuen vor keinem Mittel zurück, wenn die Erfahrung Fehler im Bestehenden zeigt. Dann können keine Reformen von der Regierung ausgehen. Ein Sumpf verwandelt sich nicht von selbst in fruchtbaren Boden. Wie rücksichtslos gegen das Bestehende man vorgehen darf, lehrt die englische Revolution von 1689. Jakob II. wurde einfach abgesetzt und Wilhelm III., der kein legitimes Anrecht auf den Thron hatte, zum König berufen. Und doch war die Absetzung eines Königs keineswegs ein von der englischen Verfassung erlaubtes Mittel."

Daniel Girtanner nun bekennt sich zum Synkretismus. Der Verfasser sagt darüber noch Folgendes aus (S. 51—54): „Die Synkretisten halten dafür, daß die Staaten nicht durch freiwil-

lige und vernünftige Verabredung entstanden seien, sondern meist durch zufällige Begebenheiten. Da es immer besser ist, eine noch so fehlerhafte Verfassung zu haben, als gar keine, da, wenn man eine ganz neue einführen wollte, dies nicht durch freiwillige Vereinbarung geschehen würde, sondern Bürgerkrieg und Parteiwesen rufen würden, sodaß die Verfassung nur das Werk einer Partei wäre, da die Menschen nichts so sehr achten, als was von langer Zeit her für Recht gegolten hat: So ist es am besten, die Staatsverfassungen, welche einmal existieren, bestehen zu lassen, dabei aber die Machtinhaber in jedem Staat zu erinnern, daß ihre Macht nur dann rechtmäßig sei, wenn sie von ihnen so angewandt werde, wie es der allgemeine Wille in dem Fall erfordern würde, wenn wir uns den Staat als durch Vereinbarung entstanden dächten: Die Vernunft soll bloß das Ideal eines Staatsrechtes hergeben, nach welchem teils die Güte und Zweckmäßigkeit eines jeden wirklichen Staatsrechtes in den verschiedenen existierenden Staaten beurteilt, teils die gelegentlichen Verbesserungen in demselben, wenn günstige Umstände sie möglich machen, vorgenommen und eingerichtet werden müssen. Jenes Ideal oder vernünftige Staatsrecht muß von allen studiert werden, welche einst auf die Staatsverfassung einigen Einfluß haben können, auch von allen Staatsbürgern. Diese Synkretisten lassen aber das Herkommen und die Observanz als Rechtsquellen auch im Staatsrecht gelten, nur unter Einschränkungen und Bedingungen, worüber die Vernunft entscheiden muß."

Der Verfasser bekennt sich als Synkretist „deren System als das weiseste und wohltätigste erscheint" (in England sei ihre Zahl groß!). „Ich bekenne, daß es mir die Pflicht eines guten Mannes zu sein scheint, einer Revolution in seinem Lande aus allen Kräften entgegen zu wirken und einen gewaltsamen Umsturz der Verfassung allenfalls mit Aufopferung seines Lebens zu verhüten. Aber eben so sehr halte ich es für Pflicht eines jeden guten Mannes, alles, was ihm in seinen Umständen möglich ist, zur Verbesserung der Verfassung redlich beizutragen"[400]).

Girtanners Art entsprach dieses weise Abwägen des Möglichen und Erreichbaren. Auch in der Politik, wie in der Moral zog er den „goldenen Mittelweg" vor. Nur keine Aus-

[400]) Siehe in Berliner Monatsschrift 1793, Juli, S. 29 ff.

schreitungen und Utopien! Seine Stellung zu den Zeitereignissen im nächsten Abschnitte bestätigen sein politisches Bekenntnis!

Weitere Schriften politischer und geschichtlicher Art:

1797, 11. März: „In de Hallers Usong[401]) las ich von p. 385 an die letzten Räte Usongs, welche in gedrängter Kürze fast alles enthalten, was einem Regenten zu beobachten nötig ist. Sie sind auch für die Schweizer sehr lehrreich."

1797, 22. April: „... Ferner las ich in Lavaters Vorrede zu Bonnets „Palingenesis", er halte seine Schweizerlieder[402]) für eine seiner unwürdige Arbeit. Sonderbar, daß grad diese Lieder von allen Lavaterprodukten in der Schweiz das allgemeinste und dauerhafteste Lob davongetragen haben!"

1797, 21. Mai: „Ich endige soeben Tissots vie de Zimmermann[403]), ein anziehendes Werkgen, dessen Ende mir

---

401) Im „Usong" behandelt Haller die morgenländische Despotie. Es wird in diesem Roman gezeigt, wie diese Staatsform, vorausgesetzt, daß sie für Land und Leute passend ist, ein Volk glücklich machen kann, wenn der Fürst aufgeklärt und tugendhaft ist und nach den Gesetzen handelt. S. Widmann, Albrecht v. Hallers Staatsromane, S. 192 ff.

402) Charles Bonnet (1720—1793), berühmter Genfer Naturforscher und Philosoph. Vgl. über ihn und sein Werk Palingénésie Wernle II, 139 ff. Lavaters „Schweizerlieder", von einem Mitglied der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, Bern, bei Beat Ludwig Walthard, 1767, sind der schwungvollste poetische Ausdruck der Idealisierung schweizerischer geschichtlicher Vergangenheit. Siehe darüber Näheres in Karl Morel „Die Helvetische Gesellschaft".

403) Vgl. Anm. 380 u. 290. Verfasser ist der berühmte Arzt Simon André Tissot, geb. 1728 im Dorf Greney (Pays de Vaud), gest. 1797 in Lausanne. Das Lebensbild seines Freundes Joh. Georg Zimmermann erschien übers. in Hannover u. Zürich 1797. — Bemerkenswert ist in diesem Zitat, daß Girtanner im Streit Zimmermanns mit den Berliner Aufklärern auf der Seite der letzteren steht. Zur Sache führen wir hier einige Stellen an aus der „Berliner Monatsschrift", herausgeg. von F. Gedike u. J. E. Biester, April 1790, S. 360—377, aus einem beißenden Aufsatz der Herausgeber gegen Zimmermann, unter dem Titel: „Geheime Gesellschaften. Des Herrn Hofrat Zimmermann in Hannover Gesellschaft der Aufklärer in Berlin". Sie werfen ihm Gereiztheit gegen die Aufklärer vor und verhöhnen seine Schrift „Fragmente über Friedrich den Großen, zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters. Von dem Ritter Zimmermann, Leipzig, Weidmann 1790, 3 Bände". Die Berlinische „Aufklärungsklique müsse nun alles entgelten, was dem Herrn Z. nur irgend Böses widerfahren sei. S. 364: „Er erhebt dieses Wesen oder Unwesen zu einer wahren geheimen Gesellschaft, zu deren Zertrümmerung er sich ausersehen hält." Der Begriff der Aufklärung sei in der „Berliner Monatsschrift" richtiger und be-

jedoch weniger gefällt, als sein Anfang, weil Tissot die Zimmermannschen Übereilungen in den heftigsten Ausfällen gegen Illuminaten, die Stadt Berlin und so viele berühmte Gelehrte in Schutz nimmt. Hingegen wünschte ich Tissots Kunst, das, was er sagen will, auf eine geschliffene, artige, edle, gefällige Weise vorzutragen, ihm abzulernen, und sonderheitlich auch in Gesellschaften liebenswürdiger zu werden."

1797, 9. Juli: „... In Johannes von Müllers Geschichte der Schweizer gelesen. Nur die Vorrede, aber diese gestern einmal und heute einmal." Und am 24. August: „Überhaupt bin ich für Müllers Geschichte der Schweizer zum anhaltenden Lesen noch nicht reif genug"[404]).

Diese Auslese politischer Literatur beweist, daß Girtanner den Zeitgeschehnissen nicht gleichgültig gegenübersteht. Über die Fragen der Stellung der Regierung zum Volke und des Volkes zu seiner Regierung holt er sich Rat und bekennt offen, daß er kein Freund einer reinen Demokratie sei. Es ist unter den angeführten Büchern viel nationale Schweizerliteratur vertreten, ein Beweis, wie sehr ihn das Schicksal der Eidgenossenschaft beschäftigte. Eine Zusammenstellung seiner Aufzeichnungen über die französische Revolution, ihre Auswirkungen in Frankreich selber, ganz besonders aber ihre Einwirkung auf die Schweiz und ihr Vorwärtsschreiten bis in die östlichen Gaue Helvetiens ergeben in ihrer Unmittelbarkeit fast ein dramatisches Bild der Vorgänge in den letzten Jahren des Jahrhunderts.

---

stimmter als in igend einem deutschen Buche durch zwei große Philosophen entwickelt: Kant und Moses Mendelssohn. Zimmermann wolle ja selbst Aufklärer sein, ... und doch schimpfe er über sie. Er leihe der „Berliner Monatsschrift" die Absicht, die christliche Religion zu zertrümmern, das Volk zu verführen, Ungehorsam, ja Aufruhr und Mordlust zu verbreiten.

Diese Schriften über „Friedrich den Großen" haben Zimmermann in gewissen deutschen Kreisen verhaßt gemacht, so daß er gegen sein Lebensende verbittert war. Siehe über ihn auch Mörikofer, Schweizerische Literatur d. XVIII. Jahrh., S. 309 f.

404) Johannes v. Müller, 1780, „Geschichte der Schweizer".

G. Girtanners Stellung zur Zeitgeschichte.

a) zur französischen Revolution im allgemeinen.

Girtanners Stellung zur französischen Revolution ist klar: Er verabscheut den Terror. Auch St. Gallen hat seine Jakobinerfreunde. Da kann er nun um keinen Preis mitmachen. Er kennt das Paris der Schreckenstage, hat er doch 1790 eine vierwöchige Reise dorthin gemacht. Auch kehrt etwa in dieser Zeit ein Besuch aus Frankreich bei ihm an, z. B. 1797, 6. Mai: „Julien de Toulouse ist als Gast gekommen am 6. Mai. Ich hatte ihn zum Nachtessen, sowie Pfarrer Scherrer, Bartholo. Bärlocher und Frau, Andreas Wegelin. Wir waren sehr vergnügt. Julien est un franc républicain et fort en danger de passer pour terroriste, quoiqu'il ne le soit point du tout[405])."

Aus zahlreichen Äußerungen spricht ein Grauen vor der Revolution und ihren Machthabern. Am 29. April 1796 schreibt er einmal, er halte dafür, daß eine Verbesserung bei einer Nation von oben herab und nicht von unten herauf zu erwarten sei.... Immer steht er einem allzu großen Mitbestimmungsrecht des Volkes in der Regierung des Landes skeptisch gegenüber. Albrecht von Hallers Staatsromane, besonders der „Usong" und „Fabius und Cato" sind sein politisches Evangelium. Er ist wie dieser weder eingefleischter Aristokraten-

405) Girtanner fährt fort: „Das Mittagessen bei Bärlocher zur Flasche, Julien zu Ehren, welchem ich beiwohnte, bestand aus allem, was in St. Gallen aufzutreiben ist, und wenigstens 8 Sorten fremder Weine und Liqueurs. Gut, daß ich mich mit meinem Nachbar Julien unterhalten konnte. Denn außer diesem sagte mir keiner etwas Anziehendes. Auch spürte ich bei keinem Begierde, diesen interessanten Mann über irgend etwas Wichtiges zu befragen. Ich weiß nicht, warum ich mich in dem Zirkel der Cercle-Herren etwas mehr als sie fühle, da ich doch sonst gewiß von ganzem Herzen mit mir selbst unzufrieden bin und es wohl weiß, daß ich nichts Großes werden kann, weil der göttliche Funke des Genies mir leider fehlt."

freund, noch absoluter Demokrat. Girtanner nimmt wie Haller politisch eine Mittelstellung ein. Man kann ihn als Liberalen bezeichnen. Er ist kein Verfechter der bestehenden Zustände, aber auch kein radikaler Fortschrittsmann. Aber lieber ist ihm schon das Bestehende, wenn es einigermaßen erträglich ist, als daß der Staat der Spielball gewissenloser und machthungriger Demagogen würde! Ihm geht es wie so vielen anderen Anhängern der politischen und religiösen Aufklärung: In der Idee ließ sich mit dem Fortschrittsgedanken so schön spielen und wurde immer wieder jedem Menschen ein ermutigendes „Vorwärts und Aufwärts“ zu höheren Zielen zugerufen. Als aber das Volk politisch wach wurde und seine Rechte verlangte, da entsetzte man sich vor dem Geist, den man selbst hervorgelockt hatte, und sah nur mit Bangen in die Zukunft hinein. Mit Recht! Gerade die edelsten Verkünder einer neuen Volksfreiheit litten unsäglich unter dem greuelvollen Ausgang der Revolution in Frankreich. Der Mensch zeigte sich der heiligsten Güter nicht würdig. Wie nun, wenn der Funke auch auf die Schweiz überspringt? Zündstoff ist da. In einem Briefe des Jahres 1794, am 11. Februar, schreibt Girtanner an seinen Verwandten, den Dr. Girtanner in Göttingen[406]):

„In der Schweiz sind wir zwar, was die Hauptsache betrifft, noch ruhig, und ich hoffe immer, wir werden den lieben Frieden behalten können. Aber doch spukt's hie und da. Feuer glimmt an manchem Ort unter der Asche. Es bedarf nur einer günstigen Gelegenheit, so wird es ausbrechen. Wenn jemand kommt, der ihm Luft macht, so wandelt es sich augenblicklich in eine verzehrende Flamme.

Aber unsere Geistlichen sind nicht die Leute dazu, Jakobiner zu bekehren! Sie sind noch weit zurück, da hingegen unter jenen Leute von großem Verstande sind. Nach und nach aber müssen doch die Nebel der Vorurteile sich vermindern, und gewiß kommt einst die Zeit, und vielleicht bald, wo man sich der ehemaligen krassen Orthodoxie ebenso sehr als des heutigen böswilligen Mißbrauchs an sich wahrer Begriffe herzlich schämen wird.“

b) Die Schweiz und die Revolution.

Girtanner tritt für diese wahren Begriffe der Freiheit und Gleichheit wohl ein, aber er wendet sich gegen jeden Mißbrauch

406) Vgl. Anm. 389.

derselben in Politik und Religion. In St. Gallen muß es ziemlich viele Jakobinerfreunde gegeben haben, nach einer Tagebuchnotiz vom 18. Oktober 1793: „Abends hatte ich meinen Vetter Wilhelm Zollikofer, der von Marseille zurückkommt, bei mir. Wir sprachen hauptsächlich von den französischen Angelegenheiten. Er konnte nicht begreifen, daß man hier so viele Jakobinerfreunde findet, da es doch in Frankreich so bunt, so absurd, so despotisch her und zu geht."

Am meisten Kummer macht ihm der Gedanke, daß die Schweiz einer französischen Armee gegenüber schmachvoll kapitulieren werde. Er traut dem Schweizer, wie viele andere, welche klar sehen, keinen Widerstandswillen und keine Widerstandskraft zu. Verschwunden sind die Tapferkeit und der Heldenmut der Väter. Große Worte wird man ja machen, solange der Feind erst droht. Ist er aber da, so wird ihm niemand wehren. Man lese hierzu die Stelle 1796, 14. Oktober: „Noch vor dem Nachtessen ließ ich Fritzen aus der „Kleine Chronik für Schweizer" vorlesen[407]). Nachher las ich allein darin. Äußerst frappant ist mir in dem Bundesbrief der ersten Eidgenossen von 1315 der Ausdruck „daß wir fürsechen und fürkommen die Härte und Strenge der Zitten". Das Geschrei über böse Zeiten, welches alle Tage mein Ohr beleidigt, macht mir jetzt noch einmal weniger Eindruck. Es war immer von jeher eine unvollkommene Welt, und die Menschen werden nie aufhören zu jammern ... Merkwürdig ist auch der Vorwurf, die manche schon a. 1499 bei Ausbruch des Schwabenkrieges den Schweizern machten: Vor Zeiten sei ein toter Schweizer mehr gefürchtet worden, als jetzt 10 lebende! Was würde man in unseren Tagen für einen Ausdruck dafür brauchen müssen, um den Abstand klar anzugeben?" Wir begreifen nach dieser bitteren Bemerkung, daß der Vater voll Stolz an seinem Sohne Fritz die Wahrnehmung einer warmen patriotischen Begeisterung macht, 1797, 18. Dez.: „Heute zeigte sich Fritz in einem Gespräch mit der Mama als ein recht wackerer, nicht tollkühner, aber ehrliebender Schweizer, der die Franzosen durchaus nicht ins Vaterland einfallen ließe, ohne sich herzhaft zu wehren. Er glaubt auch, daß Beispiele der Tapferkeit Nachahmung erzeugen würden, und daß wir Schweizer, wenn wir wollten, uns ebenso gut verteidigen könnten, als in den alten Zeiten. Seine Gesinnung machte mir Freude."

407) Vgl. Anm. 376. Die Stelle ist S. 19 im „Schweizer-Kroniklein".

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie ungeheuer die Spannung in dem Schicksalsjahre 1798 gewesen sein muß, wie ein Fieberzustand alle Gemüter zwischen Furcht und Hoffnung hin und her zittern ließ, wird man nicht überrascht sein, von so und so vielen zu hören, auch in St. Gallen, daß sie ernstlich überlegten, den kommenden Dingen durch Flucht sich zu entziehen und zu retten, was zu retten war. Girtanner ist fest entschlossen, auf seinem Posten zu bleiben, komme, was da wolle! Will er auch einmal schwach werden, so vermag ihn sofort wieder der Glaube an die Vorsehung, die alles zum Besten wenden wird, zu stärken. Diese männliche Haltung zwingt einem Achtung ab. Man mußte doch mit allen schlimmen Möglichkeiten rechnen, nach dem, was von andern Orten her über die Franken vernommen wurde! Auch für ihn, als einen Geschäftsmann, stand allenfalls viel auf dem Spiel.

Als man dann endlich aus den bangen Erwartungen heraus war und von dem französischen Oberkommandierenden kurz und bündig, trotz aller Vorstellungen, der Befehl kam, auch in St. Gallen unverzüglich die neue Verfassung, die helvetische Constitution, einzuführen, da schickt sich Girtanner, wie so viele andere Mitbürger, ins Unvermeidliche und wählt von zwei Übeln das kleinere. Daß es ihm schwer gefallen ist, dem fremden Diktator zu folgen, geht aus den Aufzeichnungen jener Abstimmungstage hervor.

c) Ulrich Bräker und die Revolution.

Es ist angebracht, hier noch einmal seines Freundes Ulrich Bräker zu gedenken, der wenigstens noch bis in den Sommer hinein mit gespanntester Aufmerksamkeit die Entwicklung der Revolution in der Schweiz und die Vorgänge in seiner engeren Heimat besonders verfolgte. Sein Verhalten gegenüber der Revolution bietet fast das Abbild von Girtanners Stellungnahme. Die beiden Freunde haben natürlich bei den regen Besuchen in diesem Jahre sich oft über diese Ereignisse besprochen. Auch Bräker spricht mit Abscheu von den Jakobinerklubs. Er wirft den Scharfmachern vor, sie suchen in allem nur ihren Vorteil, trotz ihrem Geschrei von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Revolution kann nur Zwietracht säen, während doch ein Hauptziel der menschlichen Gemeinschaft Eintracht und Einigkeit wäre.

Allerdings die Freiheitswut der Toggenburger kann er einigermaßen verstehen. Die völlige Freiheit ist ihnen etwas so Neues, daß sie auf sie wirke, wie neuer Wein, der auch nicht ganz harmlos sei. Aber mit der Zeit werde das schon besser werden. Er schildert, was für einen niederschmetternden Eindruck denn doch der Einfall auf die meisten seiner Landsleute gemacht habe, und nennt die Empörung jedes biederen Schweizers gerecht. Die Franzosen seien nichts als Räuberhorden, die ohne begründete Ursache sein Vaterland Helvetien angefallen haben. Das habe selbst ehemaligen Franzosenfreunden die Augen geöffnet. Leider gebe es aber auch solche, welche gern das Vaterland dem Feinde preisgeben. „Solche verdienen den Namen Schweizer nicht, sind erzblutdürstige Jakobiner, die gern alle Ordnung übern Haufen werfen möchten, auf daß sie Hans oben am Brett würden." Das seien Erzegoisten, aber keine Patrioten. Am 13. April 1798 meldet Bräker in seinem Tagebuch die Aufnahme der neuen Constitution, „oder Confusion, wie die Appenzeller sagen. Die großen Kantone haben sie angenommen. Hingegen die kleineren demokratischen sind bis dato noch fest entschlossen, mit Gewalt der Waffen sich der Annahme derselben entgegenzustemmen", wozu er ihnen von Herzen Glück wünsche und gern sein Scherflein dazu beitragen würde, „alte Schweizertaten zu tun". Es schmerzt ihn auch, daß altverdiente Männer jetzt herabgewürdigt werden, an deren Stelle sich nichtswürdige Emporkömmlinge ohne Talent und Ehre setzen möchten.

Daß die Franzosen der Schweiz eine allgemeine Regierungsform bringen wollen, hält er nicht für so schlimm. „Dann die Regierungsform war in der Schweiz gar buntscheckig und mannigfaltig." Das ganze Treiben aber widert ihn an. Er will nicht mit diesen kleinlichen Dingen zu tun haben. Am wohlsten ist ihm in der einsamen Stille der Natur. Sie bleibt sich doch immer treu. Der Mensch ist ein wankelmütiges, wetterwendisches Geschöpf. Wie herrlich, daß noch etwas anderes da ist, das Bestand und innere Gesetzmäßigkeit hat! Und auch das erquickt ihn, sich zu seinen Menschenfreunden retten zu können, zu seinem Girtanner vor allem, „dem Engel in Menschengestalt"[408]).

[408]) Bräkers letztes Tagebuch von 1798 besteht aus lauter Stimmungsbildern der Zeitereignisse bis zum 12. August. Wesentliche Proben daraus siehe bei Voellmy, Ulrich Bräker, ein Kultur- und Charakterbild aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh., 1923, S. 103—124.

So wird bei Bräker der eine Wunsch brennend: Ruhe und Frieden zu haben, wo alles um ihn her aus den Fugen geht. Es ist bei ihm wie eine Vorahnung des nahenden Endes. Der um 22 Jahre jüngere Girtanner aber hat die Umwälzung überdauert, nicht nur die von 1798, auch alle kommenden bewegten Zeiten durchlebte er. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts sah ihn in seiner Vaterstadt wirken, mehr jetzt für andere, als für sich selbst. Es ist, wie wenn bei ihm, vielleicht auch bei den andern, welche die ganz großen Stürme überstehen konnten, die Lebenskraft neu in Saft gekommen wäre. Jedenfalls war 1798/99 ein Stahlbad für Geist und Nerven! —

d) Aufzeichnungen Girtanners über die Revolution und die Schweiz 1792—1797.

Wenden wir uns nunmehr diesen letzten Aufzeichnungen unserer Periode zu. Girtanner bemerkt einmal, wie froh er sei, daß er von Anfang an, d. h. von 1789 an, der Revolution die gebührende Beachtung geschenkt habe. In der Tat beginnen die Notizen zu diesen Geschehnissen in diesem Zeitpunkt. Erst spärlich, etwa in einem Brief an einen Freund, z. B.: An Dr. de Neufville, 13. Dez. 1792: „So wie eigentlich die Finanzen die Hauptursache der Staatsumänderung gewesen sind, so dürfen sie auch ein weit größeres Gewicht, als die Gesetzgeber Frankreichs meinen, auf ihrer neuen Verfassung Wagschale legen. — Des Herzogs von Braunschweig Manifest[409]) hat seiner Absicht entsetzlich geschadet. Anstatt zu gewinnen, empörte er dadurch. — Du fragst mich, was ich zu allen den erschütternden Begebenheiten und Vorfällen in Frankreich sage? Antwort: Daß ich das Ende davon nicht erraten kann und auch glaube, daß kein Mensch es kann. Wir vermessen uns so gern, Prophet zu sein, und urteilen doch von der Zukunft meistens falsch."

Aus „Eigene Gedanken": 1792, 8. u. 31. Okt.: „Die französische Republik kann unmöglich bestehen, wenn die Einwohner Frankreichs nicht republikanische Sitten annehmen, d. h. wenn nicht von allen je erlebten politischen Wundern das größte noch erlebt werden kann. — Mir scheint es immer, die so ge-

[409]) Die bekannte Drohung des Führers der Koalitionsarmee, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, gegen Frankreich. Vgl. auch Anm. 352.

heißene Verräterei des Königs von Frankreich löse sich dahin auf, daß der König ein Royalist war."

In St. Gallen war man von der Nachricht, der König von Frankreich sei hingerichtet worden, in weiten Kreisen niedergeschlagen und entrüstet, auch als bald darauf die Königin das gleiche Schicksal traf. Bezeichnend für die Stimmung sind die Einträge vom 28. Januar und 6. Sept. 1793: „Heute vernahm man die Hinrichtung von Ludwig XVI. Es war ein Geläuf und Gefrage unter den Kaufleuten der Stadt, als wenn man's nicht hätte erwarten sollen. Und doch mußte man's voraussehen. Das Interesse und die Betrübnis über diesen Königsmord war allgemein."

6. Nov.: „Ich erinnere mich ganz gut, daß, als vor 14 Tagen die Nachricht von der am 16. Okt., Gallitag, erfolgten Hinrichtung der unglücklichen Königin von Frankreich hieher kam, ich vor Unwillen die Nationalversammlung hätte anspeien mögen." 1794, 11. August: „Triumphierend und auf einem Beine sich herumdrehend, rief heute der emigrierte Termaud de Sedan aus: O certainement, toute la gloire rejaittera (!) sur la nation française et les horreurs sur leur chefs seulement! Armer Narr! Siehst du denn nicht, daß es Schande, ewige Schande für die Nation ist, sich selbst solche Schurken zu chefs zu geben, einmal, zweimal, dreimal zu geben, und dann doch ihnen blindlings gehorchen, ihre Raub- und Morddekrete wie Honig verschlingen und wie Lämmer auf die Schlachtbank führen zu lassen? Der ist für dieses Fach verdorben, der seit dem Ausbruch der französischen Revolution das Herz der Menschen trotz aller Politik nicht kennen gelernt und nicht Schätze der Lebensweisheit sich gesammelt und erspart hat. O die heimlichen Herzensgedanken vieler Tausend sind offenbar geworden. Ungerechtigkeit und Unverschämtheit nehmen schrecklich überhand, und die Liebe erkaltet aller Orten"[410]).

1795, 21. Nov.: „... Abends eine Stunde in der Literarischen Gesellschaft mit Zubern über die gegenwärtige Unzuverlässigkeit aller unserer Kenntnisse und die Verwirrung der Begriffe und die Notwendigkeit eines deus ex machina, eines Retters, Heilandes, Erlösers oder wie man ihn nennen

410) Dieser Termaud de Sedan scheint einer jener zahlreichen Emigranten gewesen zu sein, denen die Schweiz, zum Ärger des französ. Konventes, vor den Verfolgungen der fanatischen Revolutionäre auf ihrem Boden ein Asyl gewährte. Vgl. Dierauer IV, S. 430 f.

will, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll, gesprochen."

Nicht nur die Revolution, auch der ihr folgende Koalitionskrieg beschäftigt sein Denken stark: 1796, 20. Juli: „Inbezug auf den jetzigen Krieg betrüben mich drei Sachen im gegenwärtigen Augenblick am meisten: a) daß die Deutschen lieber sich alles nehmen und bis aufs Blut aussaugen lassen, als mit ihren Fürsten gemeinsame Sache machen, sie zurückzuschlagen. Was wird das für eine Armut geben! Sie werden ja darum nicht frei, nur geprellt. b) daß man die Mißbrauchung der Weiber und Töchter, die Ausgelassenheit der Sitten und die Ausbreitung der Verrohung in ganz Deutschland für nichts achtet, sondern gar noch darüber lachet. c) daß man die Schändlichkeit der französischen Art, zu handeln, und die Abschüttelung der Staats- und Privatschulden durch ein System, welches Treu und Glauben so offenbar verletzt, nicht fühlt, sondern vielleicht im Herzen wünscht, seine Privatschulden ebenso durch andere zahlen zu lassen. Wenn aber Treu und Glauben untergraben wird, so ist Handel und Wandel seines ersten Fundamentes beraubt. d) daß bei uns in der Schweiz überall ziemlich gleiche Blindheit angetroffen wird."

1797, 31. Okt.: „Mir grauet immer mehr vor den politischen Reformatoren. Denn es ist ihnen nicht ums Verbessern, sondern einzig ums Umwälzen zu tun."

1798, 25. Juli: „Dr. Wolf, von Manchester, und Andreas Wegelin speisten bei mir zu Mittag. Jener, so sehr er Antifranzos ist, läßt sich dennoch von dem Schwindel unserer Tage so weit verführen, daß er glaubt, Fox würde ein besserer Minister sein als Pitt. Frankreich ist sich darin gleich. In der Schweiz suchte es die Berner Regierung anzuschwärzen und üblen Verdacht gegen sie zu erregen, weil es wohl wußte, daß mit dem Fall von Bern der Umsturz von Helvetiens Verfassung genau verbunden sein würde. In England braucht es nur Pitten zu stürzen, so ist sein Plan größtenteils schon vollzogen. Die Schweizer waren Narrens genug, sich gegen Bern einnehmen zu lassen, und ich fürchte, daß die Majorität der Engländer zuletzt doch noch in die schon lange gegrabene Grube fallen werde. Denn man will mit sehendem Auge blind sein. Mundus vult decipi!"[411]).

[411]) William Pitt „der jüngere" war vom Jahre 1783 bis 1801 Premierminister Englands, ein bedeutender Finanz- und Sozialreformer. Er ver-

1797, 22. Juli: „Tun, was recht ist, und sich dann tot schlagen lassen, rate ich denen, die bei Anlaß der gegenwärtigen Bauernunruhen in ihren Urteilen hin und her schwanken." 1797, 6. August: „Es ist traurig, alle Tage sehen und hören zu müssen, daß gut denkende und schlechte Leute, die einen unvorsätzlich aus Unklugheit oder Unwissenheit, die andern aus Unverstand oder Bosheit oder in eigener Selbstsucht daran arbeiten, die Begriffe aber noch mehr zu verwirren und Revolutionen vorzubereiten. Diese Empfindungen brachte die heutige Morgenpredigt von Pfarrer Caspar Fels „Über die Würdigung der Volksklassen" in mir hervor."

Offenbar war Fels Demokrat. Auch vor der Kanzel machte die Politik nicht halt!

Die weiteren Zeugnisse aus den Revolutionstagen, chronologisch aneinandergereiht, beziehen sich auf die äußeren Vorfälle, zusammengedrängt auf ein paar Monate. Wie ein Schatten der kommenden größeren Ereignisse wirken die Bauernunruhen in der nächsten Umgebung. Die Untertanen des Abtes im Fürstenland (Gossau) erheben sich zuerst gegen die Herrschaft und verlangen, angeführt von dem Volksmann Künzle in Gossau, Befreiung von den lästigen Abgaben an das Kloster und Selbstbestimmungsrecht.

1795, den 24. März, notiert Girtanner ein Gespräch mit Gossauer Bauern. Am 18. Oktober: „... 1—5½ Uhr in Gossau einer Volksversammlung unter Praesidio des Künzle beigewohnt. ..." Ferner am 23. November wieder: „Schon um 9 Uhr fuhr ich in der Chaise an die Volksversammlung zu Gossau. Ich schätzte sie auf 30 000 Mann, also dreimal so stark als die Appenzeller Außerrhoder Landsgemeinde, und wohnte derselben nahe am Stuhl, mitten im Gedränge, vom Anfang bis zum Ende bei."

Der Abt B e d a, zur friedlichen Verständigung mit seinen Untertanen bereit, war selber nach Gossau gekommen und hatte den sogenannten gütlichen Vertrag abgeschlossen, welchem vom Volke jubelnd beigestimmt wurde. Beda trug dem Geiste der Zeit Rechnung, obwohl die Konventualen im Kloster

trat stark den prinzipiellen Gegensatz gegen die Revolutionsideen von 1789, während der Staatsmann H e n r y F o x, der Führer der liberalen Partei (Whigs) die Forderung nach inneren Reformen mit ausgesprochener Zuneigung für die Republik verband.

seine Nachgiebigkeit gegenüber dem demokratischen Ansturm nicht billigten. Am 19. Mai 1796 starb der altersschwache Abt[412]). Girtanner schreibt den 21. Juni 1796 ins Tagebuch: „... Dann ging ich in die Leichenpredigt des vor dreißig Tagen gestorbenen Fürstabt Beda. Der Text war genommen aus dem Sirach: „Um der Munterkeit seines Sinnes und der Güte seines Herzens willen hat er Gott wohlgefallen." Ich lobte bei mir selbst den Redner, Dekan von Kirchberg, daß er gerade das in dem Charakter des Verstorbenen herausgehoben, was wirklich zu loben war. Daß seine Rede sehr gut inneren Zusammenhang hatte und mit ganz feinen Bemerkungen durchwürzt war, dabei frei von allen Ausfällen, historisch, nicht kontroversistisch, ruhig und vernünftig war."

Aber nun rückt der Umsturz immer näher! Die Bauern in Gossau bewaffnen sich. 1797, 20. Februar: „... Meine Gemahlin bekam wieder einen panischen Schrecken, weil es hieß, die Bauern in Gossau wären unter Waffen, und entfloh, wie vorigen Samstag, mit den Kindern zu mir auf den Rindermarkt." Der Nachfolger Bedas, Abt Pankraz Vorster, hatte alle Zugeständnisse verworfen.

e) das Jahr 1798.

Um die Stadt St. Gallen herum nahm die Bewegung nun den Charakter eines politischen Befreiungskampfes an. Die eidgenössischen Schirmorte mußten im Sommer 1797 intervenieren zwischen dem Stifte und seinen Untertanen. Die Stadt hatte zu ihrer eigenen Sicherheit mehrere Male militärische Vorkehrungen zu treffen. Wiederholt strömten tobende Massen des Landvolkes durch ihre Tore in den Klosterhof, um die zögernden Mönche zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Umsonst! Girtanner meldet am 17. August 1797: „Den 21. Juli 1797 flüchtete Fürst Pankratius mit 27 Conventualen aus dem Kloster. Den 24. schickten die noch anwesenden Mönche einen Teil ihrer Kostbarkeiten in die Stadt, auf die Mädchenschule, worauf nachts 10 Uhr bis 1 Uhr morgens Kleiner Rat gehalten und erkannt wurde: Man solle alles Geflüchtete ununtersucht wieder zurückgeben, und falls es nicht angenommen würde,

412) Siehe die Darstellung dieser Verhältnisse bei Dierauer, B. IV, S 424 ff.

nur in den Klosterhof stellen. — Den 25. versammelten sich etwa tausend Mann in dem Kloster. Man befürchtete einen Bauren-Aufstand. Deswegen ließ unsere Regierung das Klostertor mit etwa 8 Grenadiers bewachen. Die ganze Kompagnie war auf alle Fälle, sich parat zu halten, beordert. — Der 26. blieb ohne Tumult. — Den 27. kam wieder viel Volk in das Kloster, um, wie ihm am 25. versprochen worden war, die endliche Sentenz über den Fürst und die Bauern von den Schirmorten zu erhalten."

Mit Beginn des Jahres 1798 nahmen die Dinge eine noch ernstere Wendung. St. Gallen hatte sich, wie die übrige Schweiz, unter Frankreichs Willen zu beugen. Ein Glück, daß es damals einen so charaktervollen, über den Verhältnissen stehenden Bürgermeister hatte, wie Kaspar Steinlin einer war. Am 1. Januar hatte er sein schweres Amt angetreten und in den schwersten Tagen mit einer Würde und Ruhe geführt, daß er sich Achtung und Dank aller erwarb[413]).

Mitte Februar hatte der Stand Bern auch die St. Galler Regierung zur Hilfeleistung gegen die Franzosen angerufen. Am 17. Februar schon mußte eine Kompagnie von 100 Mann zum Auszug bereit sein und marschierte auch, nach einer rührenden Abschiedsszene, an diesem Tage ab, unter dem Kommando des Hauptmannes Ambrosius Ehrenzeller. Die Unordnung der Verhältnisse in Bern trieb die St. Galler Truppen, mit andern Eidgenossen, die hatten zu Hilfe kommen wollen, unmittelbar vor dem Falle Berns wieder in die Heimat zurück!

Bereits am 26. Februar nun war dem Kleinen Rat der Stadt St. Gallen durch den Vorort Zürich Kunde von einem neuen helvetischen Konstitutionsplan zugegangen, den der französische Gesandte Mengaud der Schweiz zumutete. Mitte März übersandte die provisorische Regierung in Basel dem Rat in St. Gallen ein Exemplar. Zugleich erfuhr man, daß Basler Deputierte nach St. Gallen kommen werden, um das Verfassungswerk persönlich zu empfehlen. Die Erregung im Volke wurde auf alle diese Gerüchte hin eine ungeheure. Die Behörden und die meisten Bürger waren darin einig, daß man sich gegen die Annahme bis zum Äußersten wehren werde.

413) Vgl. Dierauer, Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798, Neujahrsbl. d. Hist. Ver. St. G. 1899, S. 8.

Den Basler Abgesandten wurde ein solcher Empfang zuteil, daß sie schleunigst den St. Galler Staub von ihren Füßen schüttelten.

Doch aller gute Wille, sich zu widersetzen, sollte nichts helfen. Am 26. März kam aus Bern von General Brune der kategorische Befehl, die Verfassung einzuführen. Umsonst schickte man nun Unterhändler an den Vertreter Frankreichs. Ihr Besuch wurde mit einer Drohung beantwortet. Da wurde der Widerstand aufgegeben, um die Lage nicht noch schlimmer zu machen. Die Obrigkeit berief auf Sonntag, den 29. April, eine allgemeine Bürgergemeinde in die Kirche zu St. Laurenzen, um ihr die Einheitsverfassung zur Annahme vorzulegen. Noch ergriff der Bürgermeister das Wort, um die Vorlage zu bekräftigen. Er machte aufmerksam „auf die große Nation der Neufranken", auf die eingegangenen dräuenden Berichte, auf die Gefahren der Verwerfung etc. und nahm dann in eigentümlicher Weise die Abstimmung vor. „Wer also gesinnet ist", rief er aus, „die Konstitution anzunehmen, der gebe es stillschweigend und ohne die Hand aufzuheben kund." Da herrschte tiefes Schweigen durch den ganzen Raum, und keine Hand erhob sich, ebenso, als er der Versammlung die Frage der Ablehnung unterbreitete. „Alle, alle sind eines Sinnes, wie ich aus dem Stillschweigen entnehme", sagte der Bürgermeister. Die neue helvetische Konstitution war angenommen[414]).

Girtanners Aufzeichnungen geben den unmittelbaren Eindruck wieder:

1798, 6. Januar: „Ich merke, daß ein großer Teil der Bürgerschaft unzufrieden ist, daß man gestern im Großen Rat die Gesandten in Aarau bevollmächtigt hat, den projektierten Bundeseid zu leisten, und noch mehr, daß man diesfallsiges Proklama den Bürgern von der Kanzel ablesen will. Dadurch seien sie ja, sagt mancher, als Untertanen behandelt. — Ich meinerseits stimmte im Rate nicht bei, sondern bat, man möchte gar nicht über den Modum (die Art des Vorgehens) statuieren, bis näherer Bericht von Aarau eingehen werde." —

16. Januar: „... Ambühl und Grob zum Mittagessen gehabt. Sie blieben bis 5 Uhr. Über die politische Lage der

414) Vgl. Dierauer, Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798, Neujahrsbl. d. Hist. Ver. St. G. 1899, S. 16.

Schweiz besprachen wir uns am längsten. Alle Welt wird immer demokratischer. Meine Gemahlin wird's auch, aber bloß aus Furcht. Viele von meinen Bekannten sind's aus Ambition, um sich beim Volke einzuschmeicheln und desto gewisser befördert zu werden. — Überhaupt aber werden die politischen und moralischen Bande in der Schweiz immer schlaffer und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde mitunter, weil zuviel heterogene Teile sich eingefunden haben, zwischen welchen ein festes Band der Einigkeit unmöglich ist."

21. Januar: „Um 5 Uhr ging ich in die außergewöhnliche Gemeinde, in welcher von der Kanzel herab die Proklamation wegen der Bundesbeschwörung in Aarau verlesen wurde. — 23.: Nach dem Nachtessen las ich den Meinigen unsere St. Galler Bundesbriefe 1454 u. a. m. vor. — 24.: Die dermalen politische Lage beschäftigt alle Herzen und Köpfe. Sind die Aristokraten nachgiebig und die Demokraten bescheiden, so kann alles gut gehen und Frankreich hat keinen Vorwand, uns anzutasten. — 31.: Großer Rat von 9½—1½ Uhr, um einen durch Expressen erhaltenen Brief von Bern zu beantworten, in welchem es um bundesmäßige Hilfe begehrt. Es ist jetzt an dem, daß jedermann einen Krieg mit Frankreich oder die Zerstückelung der Schweiz erwartet und vielleicht gar beides erleben muß. — Ich meinerseits bin auf alles gefaßt und jeden Überfall zu ertragen bereit." —

2. Februar: „... Mit innigem Bedauern und wahrer Betrübnis mußte ich heute im Großen Rat, der von 8—2½ Uhr dauerte, die wahrscheinlich nahe Auflösung des Schweizerbundes, welcher doch erst vor 8 Tagen neu beschworen worden war, vernehmen. Daher ich auch auf den Abend meinen Konzertfreunden ankündigte, daß bis auf ruhigere Zeiten die Konzerte aufhören werden." —

4. Februar: „Von 7—11 Uhr war ich außerordentlicherweise im Großen Rat, dessen Zweck dahin ging, die heutigen Geschäfte für die Extragemeinde zu erkennen und das diesfallsige Gutachten des Kleinen Rates anzuhören, wie auch die Relation des von der Tagsatzung zurückgekommenen Unterbürgermeisters Mayer anzuhören. Ich bedauerte im Stillen, daß diese Relation nur einzig aus Anekdoten und abgerissenen Erzählungen ohne alle systematische Ordnung bestanden hat. — In der Gemeinde von 12—2 Uhr wurde der Bundesbrief,

die ganze Korrespondenz und die Willensmeinung der Obrigkeit vorgelesen, endlich auch, durch ein Handmehr, über diese letztere der Bürgerschaft Einwilligung verlangt und auch erhalten. — Mit wehmütigen Empfindungen und mit kaum zurückgehaltenen Tränen verließ ich die Kirche. Ich dachte bei mir selbst: So muß es dann also selbst bei uns immer kühnere Schritte, größeren Lärm und französisches Händeklatschen absetzen, bis das Maß voll und die Obrigkeit zu schwach sein wird, dem Ungestüm der Bürger Einhalt zu tun! — Ich besuchte die Literarische Gesellschaft, welche seit einiger Zeit um der politischen Neuigkeiten und Debatten willen sehr besucht und zahlreich wird, aber damit auch ihre eigentlichen Zwecke in etwas aus dem Auge setzt, folglich ebenso schnell, als sie gestiegen ist, wieder sinken kann, um zu hören, was für einen Eindruck die heutige Gemeindeversammlung gemacht hat. Leider kann ich über literarische Bedürfnisse mit den allerwenigsten sprechen. Als ich kam, gratulierten mir verschiedene, als hätte ich ein Verdienst dabei gehabt. Die Freude war sehr groß und allgemein. Selbst ein Peter Gonzenbach und ein Wagner Tobler gaben der Obrigkeit ungeteilten Beifall. — Alle aber, und dieses macht mich wehmütig, vergaßen über der Freude, Souveränitätsrechte von der Obrigkeit freiwillig erhalten zu haben, wie schlimm die Nachricht und wie gefährlich der Zustand des Vaterlandes ist. Ich vernahm, daß auf den heutigen Tag Fürst Pankratius und sein Kapitel die Regierung aufgegeben und dem Volke zu handen der Ausschüsse übergeben haben“[415]).

„Heute, den 5. Febr., kommt die Nachricht, daß 5000 Franzosen, nur noch 5 Stunden von Bern entfernt, von General Menard gegen Bern geführt werden. Ich hoffe, daß kein Schweizer unentschlossen sein werde, ob er mit Schande leben oder nicht tausendmal lieber mit Ehren sterben wolle.“ —

9. Febr.: „Von 9—11 Uhr im Rat. Die übrige Zeit im Komptoir, aber mehr mit Einziehung als Ausbreitung der Wechselnegationen beschäftigt. Statt eines Konzertes suchte ich Erholung in der Literarischen Gesellschaft und hörte interessante Briefe und Aufsätze über die Lage des Vaterlandes. Aber

[415]) Pankraz Vorster, Abt des Klosters St. Gallen. Siehe bei Dierauer, Gesch. d. Schweiz. Eidgen., B. IV, S. 476. Mit dieser Übergabe hatte das Kloster alle territorialen Grundlagen seiner Existenz verloren.

diese Lage ist drückend und niederschlagend. Ich fange an zu wünschen, daß ich Flügel hätte wie eine Taube und daß mir vergönnt würde, wegzuziehen aus einem Lande, das, ohne ein Wunder der Vorsehung, bereit ist, in den Abgrund des Elendes zu fallen. Gott erbarme sich unser! Anstiftung und Drohung von außen, Zerrüttung und Desorganisation von innen, welch ein Zustand! Und wie soll es da möglich sein, einem einbrechenden Feind zu widerstehen?"

10. Febr.: „Heute fing ich in allem Ernste an einzusehen, daß das Schweizervolk um unsere Gegend sich gegen den Feind nicht wehren wird und daß den ausziehenden einzelnen Succurstruppen[416]), bei all ihrem guten Willen, nichts übrig bleibt, als sich schlachten zu lassen oder sich zu ergeben. Ich meinesorts glaube aufs schlimmste gefaßt zu sein. Hohn und Verachtung ist freilich härter als der Tod, aber wer will, wer kann sein Schicksal ändern? Ich nehme für gewiß an, daß alle diejenigen, welche nicht ausziehen wollen, um den Feind von der Grenze abzuhalten, sondern warten wollen, bis er im Lande ist, ihm gar nicht widerstehen werden, wenn er da ist. Allgemein heißt es dann in solchen Fällen: Ah, das hätte man wohl nicht glauben oder vorauserwarten sollen. Wie wäre es, da es nun so weit gekommen ist, möglich, sich zu widersetzen?"

11. Febr.: „Was ich über die Lage des Vaterlandes denke, enthält folgendes an ? gerichtetes Billett: „Das Schicksal der Schweiz ist nun so gut als entschieden. Der Plan unserer Feinde war so fein angelegt und die Täuschung so listig vorbereitet und unterhalten, daß Weise und Toren sich fangen ließen. Jetzt ist bei dem Schwindel des großen Haufens und der gelungenen babylonischen Verwirrung der Begriffe, zu einer Zeit, wo alle Bande aufgelöst sind, an keine Rettung mehr zu denken. Nicht einmal das Glück, mit Ehren zu sterben, wird unser Los sein. Ich sehe vielmehr auf das deutlichste, daß längerer Widerstand Unsinn wäre. Nichts anderes kann folglich auf uns warten, als Untergang oder Verarmung, zugleich aber auch das Peinlichste von allem, Spott und Schande!"

12. Febr.: „Heute empfing ich von Basel das französische Projekt der Constitution de la Suisse. Wenn ich den Leuten sage, daß ich fürchte, wir werden dieselbe annehmen müssen, so glauben sie mir nicht. Mein Fehler ist der, daß ich der

416) Hilfstruppen der Orte.

Schweiz bei ihrer Uneinigkeit nicht genug Kraft zutraue, sich Frankreich mit Gelingen zu widersetzen. In der Hauptsache halte ich es mit ihnen.“ —

15. Febr.: „... Den Nachmittag hatten wir die erste Zunft. Es wurden in der heutigen Versammlung unter uns die Titulaturen abgeschafft.“ —

17. Febr.: „Heute sind 100 Mann St. Galler Truppen an die Berner Grenze abmarschiert.“

1798, 6. März: „Wie ein Donnerschlag wirkte die anonyme Nachricht, daß Bern mit Freiburg kapituliert habe. Alles wurde gleichsam zu Boden geschlagen und beinahe hätte man die zum Abmarsch fertigen hundert St. Galler zurückbehalten. Aber dahin war ein großer Teil des noch gestern sichtbar gewesenen guten Mutes! Unter den Abreisenden ist auch Peter Fehr, den ich wie mein eigen Kind liebe, behandle, unterrichte und höchst ungern vermisse. Gott stehe diesem wackeren Jüngling bei!“ —

9. März: „Seitdem man nun weiß, daß Bern letzten Montag in die Hand der Franzosen gefallen ist, flüchtet man dahier sehr stark. Ich meinerseits gedenke an meinem Posten zu leben und zu sterben. Ich warte meine Berufsgeschäfte mit heiterem Kopfe, aber betrübtem Gemüte ab und tröste manche, die mich um Rat fragen, so gut als möglich. Denn ich bin auf das Schlimmste gefaßt und kann den Gedanken, alles Zeitliche zu verlieren, gar wohl ertragen. — Heute flieht Frau Zürcherin schon von Teufen nach Bregenz und speist bei uns zu Mittag. Die Nachricht, daß der Feind noch in Bern sei und nicht weiter vorrücke, macht auf sie keinen Eindruck. Uns würde sie sehr freuen, wenn sie nicht etwas rätselhaft erschiene!“ —

12. März: „Du armes Schweizerland! Verräter haben deine Ehre geschändet und dich zur Hure gemacht! Exemplum insigne cernitis mutationis rerum humanarum, vobis hoc praecipue dico, juvenes! Ideo in secundis rebus nihil in quemquam superbe ac violenter consulere decet, nec praesenti credere fortunae, quum quid vesper ferat incertum sit. Is demum vir erit, cuius animum nec prospera flatu suo efferet, nec adversa infringet! (Livius.) („Da seht ihr ein Beispiel ohnegleichen für den Wandel aller menschlichen Dinge! Das sage ich e u c h vor allem, o Jünglinge! So soll man denn im Glück gegen niemand hochmütig oder übel beraten sein, noch darf man dem

augenblicklichen Glücke trauen, da doch so ungewiß ist, was der Abend bringen wird! Derjenige wird erst ein Mann sein, dessen Gemüt weder das Glück allzusehr erheben, noch das Unglück zerrütten wird!")

13. März: „Es dürfte wohl aus zweien eins geschehen: Entweder nimmt die östliche Schweiz den Kaiser für sich, oder sie muß um ihrer eigenen Erhaltung willen nach der französischen Pfeife tanzen, worauf dann eine sehr unruhige und mitunter stürmische Zeit folgen wird."

19.: „Nun ist es offenbar: Wir Schweizer müssen gleich Basel allesamt eine unteilbare Republik werden, oder wir haben die Franzosen im Land, ehe 14 Tage herum sind. Tun wir jenes hingegen, so kommen sie erst bei gegebenen Anlässen, später." —

22.: „Man fürchtet sich aber dahier ebensosehr vor den Ausbrüchen der Volkswut in der östlichen Schweiz selbst, als vor äußeren Feinden. Ich meinesorts gebe die Hoffnung einer unerwarteten Errettung, von einer ganz neuen Seite her, noch nicht auf und bin auf alle Fälle schon zufrieden, daß ich doch wenigstens keine Rats-, Zunft- und Militärgeschäfte mehr habe, welche bei dem vorstehenden und schon lange geahneten äußeren Ruin des Vaterlandes meine Seele schmerzlich und tief gebeugt hatten."

24.: „Die drei Deputierten Fäsch, Stehelin und Erlacher erfuhren heute, daß die Volksstimmung gar nicht für die französische Constitution ist. Hätte ihnen nicht die Stadt und Landschaft Bedeckung gegeben und die Obrigkeit dem Volke nicht mehrmals zugeredt, sie würden in Stücke zerrissen worden sein. Unser Bürgermeister mußte aus der Wirtsstube herab das Volk zu besänftigen suchen. Es wird leider immer stürmischer bei uns werden müssen, bis das Gewitter einmal bei uns ganz ausbricht. Die armen Bauern glauben vielleicht, daß Frankreich nun nicht wagen werde, sie zu kränken. Aber es fragt sich, ob sie gegen bloß ein paar hundert französische Husaren oder ein paar Feldstücke auch noch so herzhaft bleiben und „Schelmen, Spitzbuben" und dgl. um sich werfen würden, wie sie es gegen diese drei wehrlosen Männer getan haben. Es ist keine Kunst, Mut zu zeigen, wenn man nichts zu befürchten hat. Aber laßt die Not kommen, dann wollen wir die Leute prüfen!"

30. März: „Vaterland und Vaterstadt muß bekennen, daß alles eine Änderung provozierte. Unsere Nation hätte sich nimmermehr über den Plan derselben vereinigen können. Darum ist es gut, daß ein Dritter, dem unsere Erhaltung viel dienlicher, als unser Untergang sein wird, einen gemacht hat“[417]).

1. April: „. . . Die neue Constitution wird gewiß nicht lauter Unheil, sondern gewiß auch viel Gutes bringen, freilich das Unheil früher, als das Gute.“ — 9.: „Ach, ich sah heute zum erstenmal mit Bedauern den Freiheitsbaum im Stiftshof. Bauern, welche Freiheitsbäume sehen wollen, sind nicht dazu gemacht, das Vaterland zu retten. Darum wird auch die Hoffnung derer, welche sich auf das Landvolk verlassen, zu Wasser werden müssen. — Heute ging ein drohendes Schreiben von Schauenburg ein, dem Divisionsgeneral: Er werde die Regierung verantwortlich machen und bei den Köpfen nehmen, wenn die Constitution nicht bald angenommen werde. Es gab vormittag und nachmittag lange Session auf dem Rathause.“ — 10.: „Heute war große Volksversammlung in Gossau und in Bruggen. Mehrere tausend Bauern strömten hin, um ihren Widerwillen gegen politische Neuerungen erkennen zu geben. Ich blieb bei meinen Geschäften und mengte mich in nichts.“

12.: „Heute ziehen die Appenzeller hinter der Sitter gegen diejenigen vor der Sitter zu Felde.“ — 19.: „nahmen die Herisauer zuerst unter allen Nachbarn die neue Constitution an. Merkwürdig ist in meinen Augen der Umstand, daß Schwyz und Glarus, welche die hauptsächlichsten Feinde von Zürich und Bern waren und immer con amore Mißtrauen gegen jene Stände verbreiteten und unterhielten, nun allein gelassen und der Rache Frankreichs preisgegeben werden dürften. Unvergeßlich ist mir die traurige Raserei, mit welcher der seit 6 Jahren ein Patriot genannt werden durfte, welcher in seinem Herzen den Ständen Zürich und Bern den Untergang wünschte. Eben diese betrübte Verwirrung der Begriffe ist's, was unseren Untergang begreiflich macht.“

22.: „Das Volk von Appenzell außer Rhoden vor der Sitter ist heute versammelt und verwirft die vorgeschlagene Constitution total. Die Ausgewanderten müssen bei Strafe der Confiskation in 14 Tagen wieder heimkommen.“ — 24.: „Heute

[417]) nämlich Frankreich.

ist in Gossau die neue Constitution einhellig verworfen worden.“ — 26.: „Ich bemerkte schon lange, daß, wer die Neu-Gallier genau kennt und etwa gar schon einmal von ihnen gelitten hat, sich am meisten vor ihnen fürchtet. Wahrlich, keine gute Vorbedeutung!“

29. April: „Unsere Stadt hat nun auf den heutigen Tag durch ein feierliches, einmütiges Stillschweigen, unter vielen heimlichen Tränen, ich wenigstens konnte mich derselben unmöglich enthalten, die auferlegte neue Constitution angenommen und die bisherige Regierung für provisorisch erklärt. Alle drei Bürgermeister redeten nacheinander von der Notwendigkeit dieses Schrittes, desgleichen auch der Amtsunterbürgermeister. Das Merkwürdigste bei der Sache war für mich der Umstand, daß die gleichen Personen, welche vor 14 Tagen geglaubt hatten, kein Wort für dieselbe reden zu müssen, nun auf einmal, durch die dringenden Umstände gezwungen, bei allem, was teuer und heilig ist, bei Religion, Wohlfahrt, Eigentum und bei dem Glück der Nachkommenschaft die Versammlung aufforderten, dem obrigkeitlichen Gutachten beizustimmen. — Auch regte sich keine Zunge. Alles stimmte bei und entließ mit Bedauern eine Obrigkeit, die nie was andres, als das allgemeine Beste gewollt hatte. Seit Jahr und Tag war ich nie so traurig, als die erste Stunde nach dieser Annahme.“

10. Mai: „Heute langen die Franken an. Zuerst grüne Husaren, dann Infanteristen, ganz so aussehend, wie die Welt sie schon längst beschrieben hat, und viel Artillerie volante mit schwarzen Mähnen hinter dem Kopf. Mein Gast (Einquartierung) heißt Loiseau, capt. de la 109 me demi-brigade d'Infanterie de Ligne, scheint ein billiger, ruhiger, genügsamer Mann zu sein.“

28. Mai: „... Ich hielt um meine Entlassung als Sektionsführer an und erhielt sie. Alles ging sehr ruhig zu.“

6. Juni: „Jeder beurteilt die Dinge dieser Welt nach dem, was ihm Hauptsache ist. Man macht sein Ich gleichsam zum Mittelpunkt der Schöpfung und baut dann unwillkürlich auf dieses Fundament das Gebäude seiner Hypothesen. Bei dem einen ist Gott, bei dem anderen das Geld, bei dem dritten die Ehre und Ruhm, bei dem vierten Schadenfreude das Ziel ihrer Wünsche. Aber auch derjenige, welcher Gott und Menschenglück vor allem aus im Auge hat, denkt zuerst an sich.

Den Mann muß ich erst noch suchen, welcher sich selbst zu vergessen stark genug wäre. — „Die Rute wird ins Feuer gelegt, sobald die Nationen Gottes Unentbehrlichkeit erkennen", sagt Lavater. „Ganz Europa wird aufstehen im Grimme, sobald ganz Europa verarmt sein wird", sage ich, und ferner: „Zuerst müssen die Schweizer verarmen, und erst dann können sie rechtschaffen werden."

Es ließe sich vielleicht eine interessante Parallele zwischen dem ersten hiesigen Bürgermeister Joachim von Watt und dem letzten, Kaspar Girtanner, ziehen. Auffallend ist unter anderm der kleine Umstand, daß jener die Stadtbibliothek stiftete und gründete, dieser hingegen, als derzeitiger Präsident der Bibliothekgesellschaft, ihre besten Werke und Seltenheiten, meist im Fache der Naturgeschichte, dem Divisionsgeneral Lauer zu schenken beschließt!"

7. August: „... In meinem Stübchen bin ich selig. Bei Gesellschaft, wo man nur politisiert, nicht."

4. August: „Die hiesige junge Welt scheint an der Benennung „Bürger" ihre Freude zu finden. Es gehört zu ihrem Tone, sich nicht mehr Herr, sondern Bürger zu betiteln."

10. August: „Es macht mir Mühe, so wenig Mitbürger zu finden, die über dem Schicksal des Vaterlandes verwundeten Herzens sind. Sie sprechen einzig von ihren neuen Ehrenstellen, wie Kinder von ihrem Spielzeug."

12. August: „Das Vermögen der Stadt und Republik St. Gallen soll in allem und allein aus 600 000 Gulden bestehen, nebst noch einer Summe von 105 000 Gulden, welche in dem sogenannten Dohlennest auf dem Ratshausturm verborgen ist, so man den geheimen Schatz nennt, dessen Beschaffenheit die wenigsten Bürgermeister und Seckelmeister gekannt haben. Ist es nicht beinahe schade um die unendlich viele Mühe, die man so viele Jahre hindurch zur Ersparung dieses Notpfennigs sich hat geben müssen, wenn man betrachtet, daß er zu Zeiten der Not nicht einmal benutzt werden konnte. Das gute Bern hatte wohl einen noch ansehnlicheren Schatz, hatte Lebensmittel und Munition in Überfluß. Aber was half es ihm? Die unselige Stimmung des Volkes zum Mißtrauen gegen seine alte Obrigkeit, die Neuerungssucht, Demokratisiersucht und Wühllust öffnete Gallien Land und Tore. — Je mehr ich Menschen kennen lerne, ihre Reden höre, ihre Schriften

lese, ihre Werke betrachte, desto weniger kann ich sie schätzen, desto gleichgültiger werden mir ihre Urteile und desto abgeneigter werde ich, mich mit ihnen, namentlich und hauptsächlich im Fache der Politik, einzulassen. Es ist ein solches Gewirr von Meinungen und Begriffen, daß ich kein Wort mehr sagen mag. Oft meine ich dann, die Schuld liege an mir, ich sei in eine ungewollte Apathie und Geistesarmut versunken. So viel wenigstens ist gewiß, daß es mir durchaus an Lust und Mut, politische Geschäfte und literarische größere Aufsätze zu machen, gebricht. Ich fühle mich erschöpfter, ermüdeter als jemals."

21. August: „Mein Kopf ist noch voll von dem Geläute aller Glocken bei dem Einzugsritt des Bundesstatthalters Bolt. Daß ich dabei nichts, gar nichts zu tun habe, ist mir unaussprechlich lieb. Aber die Wunde, welche dem Vaterlande geschlagen wurde, blutet nichtsdestoweniger in meinem Herzen. Wenn ich für meine Person noch so glücklich bin, kann ich um deswillen anderst, als mit Wehmut an das Vaterland zu denken? Ach nein, gewiß nicht?" — 30. August: „Heute ist Schwörtag, der erste seit Annahme unserer neuen Constitution. Zwei Bogen, von Buchs und Nationalbändern umwunden, führen auf das für die gesetzliche Autorität bestimmte Gerüst. Ich benütze den ruhigen Vormittag, um in glücklicher Einsamkeit auf meinem Stübchen zu denken, zu lesen und zu schreiben. —

Nun komme ich von der Ceremonie des Bürgereides zurück. Bis zu Tränen und tief in die Seele hinein rührte mich der Anblick jener 30—40 jungen Mädchen, welche die Procession verschönerten. Weiter brachte nichts eine solche Bewegung in mir hervor. Die Rede des Statthalters war nicht studiert genug. Er wiederholte sich mehr als einmal und wollte sogar stecken bleiben. Auch bemerkte ich nirgends nur einen Funken von Enthusiasmus, weder bei Stadt- noch Landbürgern. Immer finde ich bei den öffentlichen Volksrednern zu wenig Herz und Seele. Sie reden zuviel aus dem Verstand, zu selten aus dem Innern der Seele heraus. Aber dennoch ging alles so artig, ordentlich und friedlich zu, daß man billig sehr wohl zufrieden sein darf"[418]).

[418]) Diese beiden „Festtage", der 21. und der 30. August, werden ausführlich geschildert bei Dierauer, Die Stadt St. Gallen im Jahre 1798, Neujahrsbl. d. Hist. Ver. St. G. 1899, S. 22 ff.

1798, 2. Sept.: „Nachmittags mußte ich einem Offizier von Schwellbrunn Quartier geben, eine uns St. Gallern bisher unbekannt gewesene Beschwerde und Störung der häuslichen Einsamkeit."

30. Dez.: „Ein Hauptunterschied in dem Gang der französischen und Schweizerrevolution ist folgender: Daß in Frankreich das Volk ihr anhing und Partei für sie nahm, in der Schweiz hingegen das Volk lieber die alte Ordnung zurückkommen sähe".

IV.

Schlusswort.

Wir haben in Bräker und Girtanner zwei Laientypen des Aufklärungszeitalters kennen gelernt. Beide sind von den Ideen einer neuen Welt- und Lebensauffassung überwältigt worden. Aus ihren in Tagebüchern niedergelegten Gedanken ist diese rationalistisch gefärbte religiöse Einstellung zu erkennen. Die Vernunftreligion der Aufklärer, d. h. deren Kerngedanken sind ihrer lebenbejahenden Art entgegengekommen, während sie beide von Haus aus in einer anderen religiösen Luft geatmet hatten. Sie sind, wenn man so sagen darf, ohne damit ein Werturteil zu sprechen, aus der Enge in die Weite gezogen, haben sich von der dogmatischen, supranaturalistischen Offenbarungsreligion der alten Kirche zur natürlichen Religion der Aufklärung gewendet, deren Summa in der allgemeinen Gottes- und Menschenliebe sich zusammenfassen läßt, deren Ethik vollständig aufgeht in einer Lebensführung strengster Moral und Tugend, und deren Ziel und Endzweck die immer höhere Vollkommenheit des Menschen und damit auch seine wahre Glückseligkeit bedeutete.

Aber beide Männer sind problematische Naturen. Sie sind nicht einem leichten Optimismus anheimgefallen. Sie haben wahrhaftig nicht blind geschworen auf die natürliche Güte des Menschen. Denn sie wußten von einer Grenze aller auch noch so gut gemeinten Tugendstrebungen aus eigener Kraft. Das absolute Ideal gab ihnen einen klaren Blick für die relative Wirklichkeit. Sie litten beide um der Beschränktheit ihres Vermögens willen, da doch das Wollen und Sehnen ins Schrankenlose ging. Beides fühlten sie in sich: die Fähigkeit zum Guten und die Neigung zum Bösen. Gegen die Sünde führte Bräker in seiner ersten Lebensperiode einen zermarternden Kampf, in dem er sich einer asketischen Entsagung von aller Lebensfreude opfern wollte. Die ersehnte innere Ruhe aber fand er

dabei nicht. Doch ist weder ihm noch Girtanner später, in einer mehr den Dingen dieser Welt zugewendeten Zeit, das Wissen um die Sünde und das Leiden um der Sünde willen verloren gegangen. Beide fühlten die Polarität des erdgeketteten und des nach den Werten der Ewigkeit sich sehnenden Menschen. Von Bräker wissen wir, daß er diesen Dualismus bis ans Lebensende bewußt in sich getragen hat. Girtanner waren noch 45 Lebensjahre über unseren Zeitabschnitt hinaus beschert. Doch erinnern wir uns auch bei ihm an Augenblicke düsterer Resignation, da er am eigenen Können auf dem Wege zur Selbstvervollkommnung irre werden wollte. Darum kann man weder bei ihm noch bei seinem Freunde von einem oberflächlichen Rationalismus in ihrer Lebensauffassung und Weltanschauung sprechen.

Ein großes Geschenk verdanken beide dieser Wendung zur Welt des Diesseits und dem Blick auf das Leben, wie es ist: eine warme Liebe zum Nächsten, eine soziale Hilfsbereitschaft kam über sie, dort anzugreifen, wo Zustände verbessert werden konnten. Beide Männer sind durch die neue seelisch-geistige Haltung erwacht zur scharfen Beobachtung der Lebensverhältnisse und haben für die Lage ihrer Mitmenschen jenes feine Verständnis bekommen, welches eine Begleiterscheinung der Aufklärung im XVIII. Jahrhundert geworden ist. Das soziale Gewissen erwachte, und wir haben besonders bei Girtanner ein starkes soziales Empfinden feststellen können, das aber auch bei Bräker sich äußert. Der Drang zu verbessern und zu helfen war bei beiden echt, nur daß der St. Galler vermöge seiner besseren gesellschaftlichen Stellung ihn eher in die Tat umsetzen konnte.

Gerade in diesem Streben nun ergibt sich eine Verbindung mit dem reichen sozialen Programm der gemeinnützigen Gesellschaften, insbesondere mit demjenigen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach. Die Parallele läßt sich für letztere noch weiter verfolgen. Diese verdankt ihre Entstehung gleichgesinnten Freunden. So ist es auch mit dem Kreise der „Freunde des Guten". Man weiß, mit welchem Enthusiasmus in Schinznach die Verbrüderung aller Stände begrüßt worden ist. Doktor Kaspar Hirzel von Zürich führte seinen durch ihn berühmt gewordenen schlichten Bauern Kleinjogg in die Helvetische Gesellschaft ein. Daniel Girtanner war der treue Beschützer Ulrich Bräkers im Kreise der St. Galler Auf-

klärer und Patrioten. Doktor Hirzel kannte und schätzte auch den Toggenburger, wie aus einem Brief des Lehrers Johannes Graf an Doktor Johann Georg Amstein hervorgeht[419]), geschrieben aus Heiden, den 24. März 1777, worin es u. a. heißt: „Herr Dr. Hirzel in Zürich bewundert Bräkers Geschicklichkeit im Dialogisieren und sagt: er schäme sich nun seines philosophischen Bauren."

Die erzieherische und soziale Tätigkeit der St. Galler FDG. war von diesen gemeinnützigen Gesellschaften inspiriert. 1782 hielt Füßli an der Tagung der Schinznacher Freunde die berühmte Präsidialrede, um für eine bessere Erziehung der Mädchen einzutreten. Girtanner las, wie wir gesehen haben, regelmäßig die Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft und bekennt, an den Reden der Präsidenten besonderen Gefallen gefunden zu haben. So hallte mit Nachdruck der Vortrag Dr. Renggers von Brugg auch in die Ostschweiz hinein[420]) und weckte ein lebhaftes Echo. Obschon Girtanner und Bräker weit entfernt sind von dem politischen und geistigen Ausmaß der führenden Mitglieder der H. G., so verfolgten sie doch mit innerer Übereinstimmung die Bestrebungen jener Gesellschaft.

Wiederum als eine Folge ihrer Weltanschauung zeigt sich bei beiden ein fast nicht zu sättigender Durst nach Erkenntnis und geistiger Bildung. Sie haben eine große Freude an der Literatur, nicht nur der schöngeistigen, sondern auch der popularphilosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinbildenden überhaupt. Wenn man daneben hält, welche Einseitigkeit doch heute in der Lektüre bei jedem vorhanden ist, der in Büchern seine schönste Erholung findet, eine Einseitigkeit, die mit der Spezialisierung aller Gebiete einfach zwangsläufig kommen mußte, kann man nicht ohne eine leise Wehmut an jene Zeit denken, da so feinsinnige Naturen wie Girtanner und Bräker die Muße und Sammlung aufbrachten, sozusagen an allen Quellen zu sitzen und zu genießen.

Beides sind ja Männer aus dem Volke, der eine ein armer, von der Lebensnot hart mitgenommener Mensch aus der untersten Schicht, der andere ein im Geschäftsgeist einer bedeuten-

[419]) Siehe darüber bei Dierauer „Die Toggenburgische Moralische Gesellschaft", 1913, Beilage I.

[420]) Siehe Anm. 229.

den, durch Fleiß und Unternehmungslust sich auszeichnenden Handels- und Industriestadt aufgewachsener Bürger des Mittelstandes. Und bei beiden Männern aus dem Volke diese unaufhörliche innere Spannung, dieses Hungern nach mehr, als materiellem Geborgensein, dieses Unbefriedigtsein von dem bloß äußeren Wohlbefinden! Sie sind nicht vereinzelte Typen ihrer Art, Bräker eher noch als Girtanner, dessen Freundeskreis wir ja kennen lernen konnten. Aber da wir durch sie von ihnen mehr wissen als über andere, können gerade sie uns Achtung abringen für den großen geistigen Gehalt ihres Jahrhunderts und uns ahnen lassen, in welche ungeheure Spannung nicht allein die politischen Vorgänge, sondern vor allem die geistige Revolution die Gemüter damals versetzen mußte.

Wir wollen nicht vergleichend fragen: welcher von beiden ist der bedeutendere? Sie kamen sich beide oft unbedeutend genug vor. Aber gerade daß sie von sich so bescheiden denken, nimmt uns für sie ein und macht uns beide lieb. Sie überragen den Durchschnitt der Menschen nicht so sehr, daß man versucht wäre, sie neben die Großen zu stellen. Nichts wäre verkehrter als das und würde sie zu Karikaturen stempeln von etwas, das sie nie zu sein begehrt haben. Und dennoch vermögen wir uns für beide zu erwärmen, vielleicht eben nicht zuletzt darum, weil ihnen das Menschliche-Allzumenschliche, das uns allen anhaftet, nicht fremd war. Sie wollten nicht mehr scheinen, als sie waren!

Auf einen Gegensatz weisen wir zum Schlusse noch hin: Bräker ist ein intuitiv gefühlsmäßig aufnehmender und wiedergebender Geist. Girtanner reflektiert mehr und ist rationalistischer eingestellt als sein Freund. Beiden aber eignet ein weiches, aller edlen Regungen und Empfindungen fähiges Gemüt, das sie in einem Augenblick hoch zu beglücken, in einem anderen aber auch schmerzlich zu bewegen vermag. Sie haben tapfer ihrem Leben einen wahren Sinn zu geben versucht. Ob sie den absolut gültigen gefunden haben, bleibe dahingestellt. Daß sie einen edlen in ihr Dasein hineinbringen wollten, das ist an ihnen das Vorbildliche und Aufmunternde auch für uns. Den ehrlichen Kampf darum, nicht bloß zu sein, sondern recht zu sein, wird ihnen niemand abstreiten!

Curriculum vitae.

Am 6. Juni 1886 wurde ich, Gotthilf Samuel Voellmy, in meiner Vaterstadt Basel geboren als Sohn des Johannes Voellmy, Kaufmann von Ormalingen (Baselland) und Basel, und der Katharina geb. Sulzmann (†). Im Jahre 1893 siedelte die Familie nach Schaffhausen über. Ich besuchte dort die Primar-, Real- und Kantonsschule. Im Frühjahr 1906 bestand ich die Maturitätsprüfung humanistischer Richtung und wurde im Sommersemester an der Universität Basel immatrikuliert.

Während zwei Jahren studierte ich klassische Philologie und Geschichte. Ich hörte in dieser Zeit Vorlesungen und nahm an den Seminarübungen teil der Herren Professoren Münzer, Körte, Schöne, Baumgartner, Sommer, Geßler, Cornelius. Im Frühjahr 1908 trat ich in die theologische Fakultät über und besuchte theologische, philosophische und kunstgeschichtliche Vorlesungen und Übungen bei den HH. Professoren Eberhard Vischer, Ed. Riggenbach, Mezger, Duhm, von Orelli, Wernle, Heman, Stückelberg. Im Jahre 1909 übernahm ich während des Sommersemesters ein Vikariat für Latein und Griechisch an der Gymnasialabteilung der evang. Lehranstalt in Schiers. Auf das Wintersemester kehrte ich nach Basel zurück und setzte meine philologisch-historischen Studien fort, außer den bereits genannten noch bei folgenden HH. Professoren und Dozenten: Herzog, Pfuhl, Niedermann, Dürr und Häberlin.

Im Frühjahr 1911 erwarb ich mir das Diplom für Kandidaten des Lehramtes auf der mittleren Schulstufe, in Latein, Griechisch, Geschichte und Pädagogik. Bald darauf wurde ich als Lehrer an die Sekundarschule Wattwil im Toggenburg gewählt. Während 15½ Jahren erteilte ich an dieser Schule den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Latein, Griechisch und Turnen.

Während des Sommers 1924 erhielt ich von meiner Schulbehörde Urlaub, um meine Studien an der Universität Basel

wieder aufzunehmen. In diesem Sommersemester besuchte ich germanistische, literarhistorische und historische Vorlesungen und Übungen bei den HH. Prof. Zinkernagel, Hoffmann-Krayer, Dürr, H. Bächtold und Privatdozent Dr. E. Steiner. Im Herbst 1926 siedelte ich definitiv von Wattwil nach Basel über. Neben der beruflichen Arbeit als Vicar an der Töchterschule setzte ich die wissenschaftlichen Studien fort. Seit dem Frühjahr 1927 bin ich definitiv als Lehrer an der Töchterschule Basel angestellt. Meinen akademischen Lehrern danke ich herzlich für die gebotene reiche Anregung und Förderung. Ganz besonders fühle ich mich Herrn Prof. Dr. E. Dürr zu Dank verpflichtet, welcher diese Arbeit mit wertvollen Ratschlägen geleitet und gefördert hat.